

Predigten von
H.H. Prälat Prof. Dr. Georg May

2016

Aufgezeichnet von Patricia Befard-Bitz

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

<i>Ehe und Glück (17.01.2016)</i>	4
<i>Der Christ und die Medien (24.01.2016)</i>	7
<i>Der Apostel Paulus (31.01.2016)</i>	11
<i>Die Lehre des Apostels Paulus (07.02.2016)</i>	14
<i>Die Glaubwürdigkeit der Evangelien (14.02.2016)</i>	18

Die Wirklichkeit Jesu Christi

(1) Der lebendige Jesus (21.02.2016)	22
(2) Der betende Jesus (28.02.2016)	26
(3) Das erlöserische Wort des Herrn (06.03.2016)	29
(4) Die Lehre Jesu über den Menschen (13.03.2016)	32
<i>Christus erstand wahrhaft vom Tod (Ostersonntag, 27.03.2016)</i>	36
<i>Jesus stirbt nicht mehr (Ostermontag, 28.03.2016)</i>	39
<i>Zeugen der Auferstehung Jesu (03.04.2016)</i>	42

Das Gewissen

(1) Das Gesetz und das Gewissen (10.04.2016)	45
(2) Das irrige Gewissen (17.04.2016)	48

Die Erlösung

(1) Jesus der Erlöser (24.04.2016)	52
(2) Wir sind erlöst (01.05.2016)	56
(3) Die Himmelfahrt Christi als Ereignis und Zustand (Chr. Himmelfahrt, 05.05.2016) ...	59
<i>Zeugnis von Christus ablegen (08.05.2016)</i>	63
<i>Die Gaben des Heiligen Geistes (Pfingstsonntag, 15.05.2016)</i>	66
<i>Die Gegenwart des Heiligen Geistes (Pfingstmontag, 16.05.2016)</i>	69
<i>Ein Gott in drei Personen (22.05.2016)</i>	73
<i>Das heilige Gastmahl (Fronleichnam, 26.05.2016)</i>	76
<i>Das Gastmahl unseres Herren (29.05.2016)</i>	78
<i>Vier Mahnungen des Apostels Petrus (05.06.2016)</i>	81
<i>Menschenfischer (12.06.2016)</i>	85
<i>Die Notwendigkeit der Gottesverehrung (19.06.2016)</i>	89
<i>Ehrfurcht (26.06.2016)</i>	93
<i>Der gebildete Christ (03.07.2016)</i>	96
<i>Das Christentum, die Religion des Risikos und des Opfers (10.07.2016)</i>	100
<i>Wer meint zu stehen, sehe zu, dass er nicht falle (17.07.2016)</i>	103
<i>Ehre und Ehrenhaftigkeit (24.07.2016)</i>	106
<i>Unsere Verantwortung gegenüber dem Wort (31.07.2016)</i>	110
<i>Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen? (07.08.2016)</i>	114
<i>Dank abtatten und dankbar sein (14.08.2016)</i>	118
<i>Die Vollendung der Mariendogmen (15.08.2016)</i>	122
<i>Die Vorsehung Gottes (21.08.2016)</i>	124
<i>In Gott hinein leben und sterben (28.08.2016)</i>	127
<i>Der Tag des Herrn (04.09.2016)</i>	131
<i>Vom Gebrauch der Zeit (02.10.2016)</i>	135
<i>Wiedergutmachung (09.10.2016)</i>	138

<i>Der Christ und die Obrigkeit (16.10.2016)</i>	141
<i>Mitwirkung zum Bösen anderer (23.10.2016)</i>	145
<i>Wurzel und Inhalt des Königtums Jesu Christi (Christkönigsfest, 30.10.2016)</i>	149
<i>Die Gemeinschaft der Heiligen (Allerheiligen, 01.11.2016)</i>	153
<i>Die Kunst zu sterben (06.11.2016)</i>	156
<i>Die heilige Pflicht der Mission (13.11.2016)</i>	159
<i>Das Ende der Welt (20.11.2016)</i>	163
<i>Die Erlösung (1. Advent, 27.11.2016)</i>	166
<i>Johannes, der Prophet der Demut, des Mutes und des Großmuts (2. Advent, 04.12.2016)</i>	169
<i>Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt (3. Advent, 11.12.2016)</i>	173
<i>Gottes Kommen (4. Advent, 18.12.2016)</i>	177
<i>Die göttliche Person in zwei Naturen (Weihnachten, 25.12.2016)</i>	181
<i>Ihr mordet die Propheten (26.12.2016)</i>	184
<i>Die Weissagung Simeons (01.01.2017)</i>	187

Prälat Prof. Dr. Georg May

Ehe und Glück

17.01.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der öffentlichen Meinung scheint der einzige Maßstab für die Ehe das Glück zu sein. Man sucht das Glück in der Ehe, und wenn es nicht gefunden wird, dann trennt man sich und setzt die Suche von neuem an. Die Lehre der Kirche verwehrt es nicht, das Glück zu suchen, sie hat sogar in ihrem Recht Sicherungen eingebaut, die sicherstellen wollen, dass der Bund fürs Leben nicht ohne die unerlässlichen Voraussetzungen eingegangen wird. Aber das persönliche Glück kann nicht die Grundlage der Ehe sein. Das gilt für das ganze Leben. Wir sind nicht auf Erden, um glücklich zu werden, wir sind auf Erden, um Gott zu dienen und dadurch uns für den Himmel zu bereiten. Wir sind nicht auf der Erde, um glücklich zu sein, nein, wir sollen Zeugen der Güte und der Menschenfreundlichkeit Gottes werden; das ist unsere Aufgabe. An einem Postschalter hing eine kleine Spruchkarte, unsichtbar für die Kunden, aber sichtbar für die Dame am Schalter. Die Schlange war lang, und die Dame bediente unermüdlich freundlich, geduldig, hilfsbereit. Der Spruch auf der Karte lautete: „Gütig sein, ist mehr als glücklich sein.“ Die höchste Instanz für die Rechtsprechung in unserer Kirche gebraucht gelegentlich in ihren Urteilen das Wort „servitus“ für die Ehe. Und was heißt servitus? Das heißt Knechtschaft, Dienstbarkeit; früher wurde damit die Sklaverei bezeichnet. Die Römer, die auch schon ein weitgehend mit dem Naturrecht übereinstimmendes Eherecht ausgebildet hatten, bezeichneten die Ehe als „coniugium“, d.h. Zusammenjochung, Verbindung unter einem Joch, so wie man zwei Ochsen unter dem Joch einspannt, damit sie den Wagen ziehen. Und die Gläubigen, aber auch die Ungläubigen tauschen bei der Eheschließung Ringe aus. Aber die Ringe sind nur Glieder in einer Kette. Sie tragen die Ringe, weil sie sich damit aneinander ketten.

Knecht sein in der Ehe bedeutet: Dem Herrn dienen, der die Ehe geschaffen hat. Sie stammt nicht von Menschen, sie stammt von Gott. Gott ist der Urheber der Natur und Gott ist der Wiederhersteller der Natur. Er hat die Ehe durch Gesetze gesichert, gefestigt und erhoben. Diese Gesetze können nicht durch das Gutdenken der Menschen umgestoßen werden. Wer die Ehe will, muss sie so wollen, wie Gott sie will, oder die Verbindung ist ungültig. Das Wesen der Ehe ist der Freiheit des Menschen vollständig entzogen. Wer die Ehe eingeht, steht unter den von Gott stammenden Gesetzen. Kein Parlament und keine Mehrheit kann diese Gesetze umstoßen! Jeder muss mit dem Ehemenswillen, den er mit dem anderen austauscht, den gesamten Inhalt der Ehe übernehmen. Er kann sich nichts herausuchen, er kann nichts beiseitelassen. Nein, der wesentliche Inhalt der Ehe ist dem Belieben der Menschen enthoben. Das heißt erstens: Die Ehe ist eine Verbindung eines Mannes und einer Frau, also zweier verschieden- geschlechtlicher Personen. Es ist ein Missbrauch, ein himmelschreiender Missbrauch!, Männergemeinschaften oder Frauengemeinschaften, die sexuell miteinander verkehren, als Ehe zu bezeichnen. Damit werden der Begriff und die Sache der Ehe pervertiert. Zweitens: Eine wesentliche Eigenschaft der Ehe ist die Einheit, die Einehe, d.h. die Verbindung zwischen einem Mann und einer Frau; und das hat einen ganz tiefen Sinn. Die dienende und schenkende Liebe, die der Ehe zu Eigen ist, soll eben nur einem Manne und einer Frau geschenkt werden, ungeteilt soll sie sein, deswegen die Einehe. Die Mehrehe verzettelt die Kräfte des Menschen, die körperlichen und die geistigen. Der Mann wird zum Macho, zum Haremsbesitzer, der sich hemmungslos seiner Geschlecht-

lichkeit überlässt. Und die Frau wird in ihrer Würde als Mensch und als Frau gekränkt in der Mehrehe. Drittens: Eine wesentliche Eigenschaft der Ehe ist die Unauflöslichkeit. Es gibt wenige Worte in der Heiligen Schrift, die so eindeutig sind wie dieses: „Ich aber sage euch: Wer seine Frau entlässt und eine andere heiratet, der bricht die Ehe. Und wer eine Entlassene heiratet, der bricht die Ehe.“ Ich kenne die Versuche, dieses Wort zu entschärfen. Man sagt: Das ist ein Ideal, aber kein Gesetz. Meine lieben Freunde, wie die Heilige Schrift zu verstehen ist, das sagt der Heilige Geist, und er sagt es durch seine Kirche, das Organ für die Auslegung der Heiligen Schrift. Wie Christus bei seiner Kirche bleibt, so sollen die Ehegatten beieinander bleiben. Paulus hat den Vergleich gebracht zwischen der Verbindung Christi mit der Kirche und der Ehe. Aber wie ist die Verbindung Christi mit der Kirche? Sie ist unauflöslich. Ebenso kann die Ehe nicht getrennt werden, die einmal gültig geschlossen wurde. Immer wieder hört man, Gott oder die Kirche solle barmherzig sein, also die Trennung zulassen und den Weg zu einer neuen Verbindung freimachen. Was ist Barmherzigkeit? Barmherzigkeit die Liebe zu dem gefallenem Geschöpf. Die Untrennbarkeit der gültigen vollzogenen christlichen Ehe ist ein Anwendungsfall der Barmherzigkeit. Weil Gott den Menschen kennt, weil er ihn liebt, hat er das Gesetz der Unauflöslichkeit der Ehe gegeben. Denn Gott weiß, dass Menschen sich aneinander reiben, er kennt ihre Ungeduld, ihren schwachen Willen, schweres Leid zu ertragen. Es ist ihm bewusst, dass die Menschen dazu neigen, vor Schwierigkeiten zu fliehen. Gott hat auch Kenntnis von der Versuchung, in der Partnerschaft abzuweichen. Aus all diesen Gründen hat Gott das Gesetz der Unauflöslichkeit der Ehe gegeben. Ein jeder, der heiratet, soll wissen: Das ist ein Bund fürs Leben. Darin muss ich aushalten, und darum muss ich alle Kräfte aufwenden, um in diesem heiligen Bunde durchzuhalten. Weil Gott Erbarmen mit den Menschen hat, deswegen hat er das Gesetz der Unauflöslichkeit gegeben. Missverständnisse, Reibungen, Meinungsverschiedenheiten sind ja unvermeidlich. Es kann Verstimmungen geben, Spannungen, Zwistigkeiten; sie alle können die Ehe nicht sprengen. Gott erwartet, dass sich die Gatten die Treue halten bis zum Tode. Und, meine lieben Freunde, christliche Ehen sind heilbar. In der Taukraft des Christentums werden Konflikte innerlich überwunden: eine Generalbeichte, eine Osterkommunion, zwei Menschen nebeneinander wie damals auf den roten Kissen vor dem Tabernakel. Zwei Christen, die sich verzeihen, die ihre Pflicht wiederfinden; das ist Auferstehung!

Viertens: Die Ehe ist auch eingesetzt zur gegenseitigen Ergänzung und Hilfeleistung. Jedes der beiden Geschlechter hat seine Eigenart und natürlich auch seine Mängel. Sie sind aufeinander angewiesen. Worin der eine Teil schwach ist, darin ist der andere stark. Was der eine kann, das kann der andere nicht. Was dem einen nicht einfällt, das fällt dem anderen ein; Ergänzung ist gefordert. In der Regel ist der Mann mehr auf Sachen und die Frau mehr auf Personen ausgerichtet. Sie können und sollen ihre jeweilige Sicht in die Ehe einbringen. Männer wissen oft mehr, aber Frauen verstehen mehr. Man hat nicht zu Unrecht gesagt: Der Mann ist Haupt der Familie, die Frau ist das Herz. Dem Haupt schreibt man die Führung zu und dem Herz die Beseelung. Das mag in vielen Fällen so sein, aber gar nicht selten übernimmt die Frau auch noch die Führung. Nach meinen bruchstückhaften Erfahrungen gelingen Ehen besser, wo die Frau die Führung hat, als solche, wo der Mann dominiert. Sie können mir sagen: Du hast nicht recht. Aber ich habe es bisher häufig so erfahren. Die Ergänzung verlangt, dass die Gatten sich gegenseitig formen, ihren Charakter bessern, sich zu Tugenden verhehlen. Sie sollen auch einander zu Hilfe kommen in den Wechselfällen, Gefahren, Bedrängnissen des Lebens: Krankheit, Behinderung, Stellungslosigkeit, Vermögensverlust. Im Leben ist Glück selten, Unglück häufig. Es soll ein Teil auf des anderen Beistand bauen können und von ihm gestützt werden, damit die Unannehmlichkeiten des Lebens, die Gebrechen des Alters leichter ausgehalten werden können. In der Ehe soll einer dem anderen dienen, also auf seine Bedürfnisse eingehen, auf sein Befinden Rücksicht nehmen, seine Wünsche nach Möglichkeit erfüllen; einer trage des anderen Last. Ehe ist auch Mitarbeiterschaft, Mitarbeiterschaft am irdischen Wohl und Mitarbeiterschaft am himmlischen Heil. „Ein Weg, auf dem wir gehen, ein Gott, zu dem wir stehen, ein Himmel dir und mir.“

Fünftens: Die Ehe ist auch eingesetzt, um das stille Sehnen und das stürmische Begehren der Menschennatur zu heilen. Die Ehe ist auch ein Schutz zur Regelung des Trieblebens. Die Ehe ist ein Mittel zur Vermeidung von Unzuchtsünden. Es ist keine Schande, eine Ehe deswegen oder auch deswegen einzugehen, weil man fürchtet, der Pflicht zur Enthaltensamkeit nicht gewachsen zu sein. Ich

habe folgendes erlebt: Im Priesterseminar stand die erste höhere Weihe, die Weihe zum Subdiakon an. Vor dieser ersten Weihe verließ uns ein Mitbruder. Er traute sich nicht zu, die Weihe zu übernehmen. Er ist also Vater geworden, Vater von zehn Kindern. Natürlich darf die Ehe nicht im Fleische untergehen; das Gesetz des Geistes muss Herrscher bleiben. Die Frau ist keine Spielpuppe des Mannes, sie ist eine Schwester der Mutter Gottes. Die Ehe ist ein gottgegebener Beruf, eine heilige Verantwortung, kein Fastnachtstraum, kein Abenteuer.

Sechstens: Die erste Stelle unter den Gütern der Ehe nimmt das Kind ein. Das Ehesakrament ist ein Heilandssegens über die Lebenskeime der menschlichen Gesellschaft. Im 2. christlichen Jahrhundert schreibt der Kirchenschriftsteller Justin: „Wir Christen gehen grundsätzlich die Ehe um des Kindes willen ein, oder wir verzichten auf die Ehe und bleiben enthaltsam.“ Die Verbindung von Mann und Frau in der Ehe ist eben eine Pflanzstätte, eine Pflanzstätte für den Staat und das Volk, eine Pflanzstätte für die Kirche und den Himmel. Eine gesunde, normale Familie besteht aus Vater, Mutter und Kindern. Die Kinder werden von den Eltern erzeugt und erzogen. Selbstverständlich bedeuten Kinder Arbeit und Mühe, Einschränkung und Verzicht. Aber große Ziele und große Aufgaben erfordern großen Einsatz und meistens auch große Opfer. Das Leben schenkt man nur, indem man sich opfert. Von der rumänischen Königin Carmen Sylva stammt das Wort: „Wer sich für die Kinder nicht opfern will, der soll nicht heiraten.“ Die Freude am Kinderreichtum ist ein unmittelbarer Gradmesser für die innere und äußere Gesundheit eines Volkes. Der römische Schriftsteller Tacitus schrieb über die Germanen seiner Zeit, also des 1. Jahrhunderts: „Der Kinderzahl ein Ende zu setzen, hält man für eine Schande“ – der Kinderzahl ein Ende zu setzen, hält man für eine Schande. Nur jene Völker werden leben und die Zukunft besitzen, die zu sittlich geordneten kinderfrohen Familien zurückkehren. Mit der Furcht vor dem Kinde fängt der moralische Ruin einer Nation an; in Deutschland hat er seit langem begonnen. Ein Bischof schrieb vor einiger Zeit: „Ich weihe am Gründonnerstag mehr Krankenöl für die Sterbesakramente als Katechumenenöl für die Taufe.“ Ein Volk, das mehr Särge hat als Wiegen, ein solches Volk geht zugrunde. Über allem soll in der Ehe die Liebe stehen. Die Liebe ist nun einmal der Ausdruck einer innigen und dauernden Verbindung: die wohlwollende Liebe, die selbstlose, die selbstvergessene Liebe, die Liebe, die sagt: Wenn du es nur gut hast. Im Sakrament der Ehe soll die Liebe wieder aus dem Staub erhoben und wie eine Kerze auf den Altar des Heiligtums gestellt werden. „Tätige Liebe heilt alle Wunden, bloße Worte vermehren nur den Schmerz“, hat der Adolf Kolping einmal gesagt. Die Kaiserin Maria Theresia hatte Franz von Lothringen geheiratet; die beiden hatten zusammen 16 Kinder, 16 gesunde Kinder. Aber der Mann war nicht treu, er hatte noch andere Frauen. Maria Theresia war selbstverständlich eine vorbildliche Gattin in Treue und Liebe und Hingabe. Sie hat eines Tages ihrer Tochter Christine geschrieben: „Alles Glück der Ehe besteht im gegenseitigen Vertrauen und Entgegenkommen. Die törichte Liebe vergeht bald, aber man muss einander achten und dienen.“ Ich sprach am Beginn meiner Predigt vom Glück und vom Streben nach Glück. Es gibt ein Gesetz, meine lieben Freunde, wie man das Glück findet, und das Gesetz lautet: Wer die Last sucht, findet das Glück; wer das Glück sucht, findet die Last. Das Glück ist nicht außer uns und nicht in uns, sondern in Gott. Und wenn wir ihn gefunden haben, ist es überall. Wer findet Gott? Wer seinen heiligen Willen tut, wer ihm dient ohne Rücksicht auf sein persönliches Wohlergehen, in Treue zu seinen Geboten, in der Erfüllung des Auftrags, den er uns auf dieser Erde gegeben hat. Ich bin keine Anhänger von Friedrich Nietzsche, aber wenn er Recht hat, hat er Recht, und von ihm stammt das schöne Wort: „Trachte ich denn nach meinem Glücke? Ich trachte nach meinem Werke.“ Die letzten Worte des englischen Admirals Nelson, der in der Seeschlacht bei Trafalgar tödlich verwundet wurde, waren: „Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht getan.“ Möchten wir ihm das doch in unserer Sterbestunde nachsprechen können: Ich habe meine Pflicht getan.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Christ und die Medien

24.01.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Frühjahr 1933 hielt der Reichskanzler Adolf Hitler eine große Rede in Stuttgart. Sie wurde von dem Saal, in dem er sprach, mit einem Kabel in andere Säle der Stadt übertragen. Aber ein Gegner des Regimes nahm ein Beil und zerschlug das Kabel. Die Stimme des Führers verstummte. Er bekam einen Tobsuchtsanfall, setzte den Polizeipräsidenten ab und bestrafte alle, die irgendwie daran beteiligt waren, das Kabel zu zerstören. Meine lieben Freunde, wir können uns gegen das, was an uns herankommt an Nachrichten, Informationen, Kommentaren, wir können uns nicht mit dem Kabel und dem Beil dagegen wehren. Aber wir besitzen die Möglichkeit zu unterscheiden, wir denken nicht daran, mit dem Beil uns vor unliebsamen Nachrichten zu schützen. Wir wissen, dass die Errungenschaften der Presse, des Buches, des Rundfunks, des Fernsehens, des Internets große Leistungen des menschlichen Geistes sind, und wir sind dankbar dafür, aber Sie wissen, der Mensch ist fähig, alles zu missbrauchen: die Gesundheit, um übermütig zu werden, die Krankheit, um zu verzweifeln, den Reichtum, um üppig zu leben, die Armut, um zu verzweifeln. Der Mensch ist immer in Gefahr, alle Gaben und Errungenschaften zu missbrauchen.

Wie sollen wir uns verhalten gegenüber dem Rundfunk? Wir dürfen uns nicht alles zuführen, was über die Wellen ausgestrahlt wird, denn es könnte uns schaden, es könnte uns verderben, es könnte uns innerlich zersetzen; wie müssen also auswählen. Wir müssen uns nach Möglichkeit vorher unterrichten, was uns bei einer Sendung erwartet. Wir müssen uns fragen, ob wir uns das zumuten können und ob wir es anderen, unseren Kindern zum Beispiel, zumuten können. Und wenn wir eine Sendung geschaut haben, gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder dass wir uns dann darüber entrüsten, weil eben Christentumsfeindliches, Unsittliches, Gehässiges ausgestrahlt wurde, oder dass wir loben, weil Gutes, Wertvolles, Interessantes uns zu Ohren kam. In dem einen Falle sollten wir uns nicht dabei beruhigen, dass wir schimpfen, sondern wir sollten den Sender anschreiben, wir sollten protestieren, wir sollten uns beklagen. Bei den guten Sendungen sollten wir uns bedanken, loben. Die Medienleute sind darauf angewiesen, wenn sie Gutes ausstrahlen, dass sie auch Echo finden. Sie müssen sich ja gegenüber ihren Beauftragern verantworten. Es ist also uns aufgegeben, Stellung zu nehmen zu dem, was uns vom Rundfunk entgegenströmt. Das gleiche gilt für das Fernsehen: die Vorschau beachten. Wir können schon ungefähr am Titel oder an den Personen erkennen, was uns erwartet. Ein guter Baum bringt gute Früchte, ein schlechter Baum bringt schlechte Früchte. Bei verletzenden und zersetzenden Sendungen gilt dasselbe wie beim Rundfunk: abschalten und schreiben. Die Medienleute gehen davon aus, dass hinter einer Person, die protestiert, 6000 andere stehen, die der gleichen Gesinnung sind. Wir haben also einen Vervielfältigungseffekt bei unseren Äußerungen. Und wie beim Rundfunk nicht vergessen, zuträgliche, gediegene Beiträge zu loben und sich dafür bedanken. Diese kleine Mühe sollten wir auf uns nehmen. Wir müssen unseren Einfluss auf die Massenmedien ausüben und verstärken, soweit wir es nur können.

Und wie steht es mit der Presse? Wir haben ja keine Auswahl mehr. In Mainz gibt es für hunderttausende Menschen nur eine einzige Zeitung. Wer überhaupt unterrichtet sein will, muss diese Zeitung abonnieren. Ich liebe sie nicht und habe meine Gründe dafür, aber was sollen wir machen?

Wir müssen ja unterrichtet sein. Es gibt viele notwendige Dinge, die wir nur durch die Zeitung erfahren. Eine katholische Zeitung, eine große, auflagenstarke katholische Zeitung gibt es nicht – in ganz Deutschland nicht. Die einzige wirklich katholische Zeitung ist „Die Tagespost“. Sie hat etwa zehntausend Abonnenten bei 20-25 Millionen Katholiken. In Budenheim sind 2 Personen Abonnenten dieser Zeitung. Ich kann Ihnen nur dringend empfehlen, „Die Tagespost“ zu abonnieren. Diese Zeitung erscheint mir katholischer als manche Bischöfe. „DER SPIEGEL“ verspottet sie als Katholikenblättchen, ja, sie ist ein Blatt der Katholiken. Sie steht hundertprozentig zur Lehre der Kirche, zur Ordnung der Kirche. Die katholische Publizistik ist in den letzten Jahrzehnten immer mehr zurückgegangen. Die Stimme des Katholizismus ist in Deutschland in der Presse fast nicht mehr vernehmbar. Der „Rheinische Merkur“ war einmal das Flaggschiff der katholischen Publizistik. Er hatte 1980 hunderttausend Abonnenten, 2010 waren achtunddreißigtausend übriggeblieben. Die deutschen Bischöfe leisteten „Sterbehilfe durch Geldentzug“, wie „DER SPIEGEL“ spottete. In den 70er Jahren erschien die „Neue Bildpost“ in eine Auflage von dreihunderttausend; heute sind zehntausend übriggeblieben. Wie ist das zu erklären, dieses Ausrinnen katholischer Presseorgane? Es ist die Folge der Auslaugung des Glaubensbewusstseins der katholischen Bevölkerung. Wer nicht mehr vom Glauben überzeugt ist, der sieht nicht ein, weshalb er ihn bewahren und schützen soll, bewahren und schützen auch durch das Abonnement einer katholischen Zeitung. Die meisten Menschen kaufen die knallig aufgemachte, mit Sensationen oder Enthüllungen aufwartende Regenbogenpresse, und merkwürdigerweise und ganz typisch für die nachkonziliare Zeit: Es gibt zwei liberale protestantisierende sog. katholische Organe, die ihre Auflagenhöhe gehalten haben, nämlich „CHRIST IN DER GEGENWART“ und „Publik-Forum“. Warum? Der typische nachkonziliare Katholik übt Kritik an seiner Kirche, er verteidigt sie nicht, und diese beiden Organe üben Kritik an der Kirche. Begeistert sind sie vom Dalai Lama, aber nicht von unseren Heiligen. Gegenüber dem Protestantismus sind sie liebesdienerisch, aber gegen die eigene Kirche kritisch. Eine auflagenstarke, bundesweite katholische Tageszeitung ist ein dringendes Bedürfnis. Aber da ist zu fragen: Ist der deutsche Katholizismus dazu noch fähig angesichts der Uneinigkeit unter den Bischöfen? Angesichts der Tatsache, dass nicht mehr alle Oberhirten fraglos hinter der Lehre der Kirche stehen? Wie soll in einer Zeit, in der sich ganze Bischofskonferenzen gegen die verbindliche Lehre der Kirche auflehnen, eine Einheit der Katholiken zustande kommen, um eine eindeutig katholische Zeitung ins Leben zu rufen? Die deutschen Bischöfe haben in Sachen Journalismus keine glückliche Hand. Nach dem Konzil starteten sie mit bereitgestellten 30 Millionen D-Mark eine Wochenzeitung mit dem Titel „Publik“. Sie sollte ein Gesprächs- und Informationsorgan sein. Die Redakteure waren Progressisten und Modernisten mit einem Konservativen als Feigenblatt. Die Zeitung kaprizierte sich auf Kritik an der Kirche und katholischen Einrichtungen. Der Zuspruch der Bevölkerung war gering. Die Herausgeber sprachen von Anlaufschwierigkeiten, da pumpten die Bischöfe noch einmal 30 Millionen D-Mark in dieses Organ. Es kam zu keinem Erfolg, die Zeitung musste eingestellt werden. Die Bischöfe hatten sich verrechnet. Die der Kirche distanziert gegenüberstehenden Katholiken brauchten nicht eine von den Bischöfen finanzierte Zeitung, um an Kirchenkritik zu kommen, dafür hielten sie sich an den „SPIEGEL“ und an den „Stern“. Die kirchlich eingestellten Katholiken dachten nicht daran, eine Zeitung zu abonnieren, die die Kirche schlecht macht, die Kirche, die sie liebten. So fehlten dem Blatt „Publik“ die Leser und die Abonnenten. Die deutschen Bischöfe unterhalten in München ein Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses. Ein geistlicher Leiter dieses Institutes polemisierte gegen Papst Benedictus; er musste zurücktreten. Politisch sympathisieren die mit Kirchensteuermitteln ausgebildeten Journalisten am häufigsten mit den „Grünen“. Nur 14% der dort Ausgebildeten bezeichnen sich als gläubige Katholiken, 63% stehen der Kirche kritisch gegenüber. Lohnen sich die Millionen, die die Bischöfe in dieses Institut hineinstecken? Ich frage noch einmal: Wie soll eine Bevölkerung eine katholische Zeitung hervorbringen, in der nicht eindeutig feststeht und von allen bejaht wird, was katholisch ist? Wo keine Einigkeit im Glauben ist, kann es auch keine Einigung und keine Einheit im Handeln geben. Es muss die Gesinnung sich wandeln, dann kann man darangehen, Einrichtungen zu schaffen. Bevor nicht die deutschen Bischöfe zur vollkommenen Einheit im katholischen Glauben gelangen, bevor sie nicht dem Klerus und dem Volk unmissverständlich diesen Glauben vorleben, bevor sie nicht

Theologen, die im Widerspruch zu diesem Glauben lehren, von ihren Posten entfernen, besteht keine Aussicht auf das Erscheinen einer großen, überregionalen katholischen Zeitung.

Nun gibt es ja die Kirchenzeitungen; früher nannte man sie die Sonntagsblätter. Hier ist die Kirche frei und unabhängig, hier kann sie ihre Lehre ganz ungehindert vorlegen und verteidigen. Aber die Kirchenzeitungen befinden sich ebenfalls im Sinkflug. Sie hatten 1963 eine Auflage von 2,4 Millionen, davon sind übriggeblieben 500.000. Jeder zweite Leser ist über 70 Jahre alt. Wie erklärt sich dieser Rückgang? Nun, ebenfalls aus der Erosion katholischen Bewusstseins bei den meisten von denen, die das Sakrament der Taufe empfangen haben. Aber auch aus der ungenügenden kirchlichen Haltung der Kirchenzeitungen. Eine Kirchenzeitung – das erwartet man – muss ganz und gar kirchlich sein. Sie muss die Lehre und die Ordnung der Kirche ganz und ohne Abstriche bejahen und vertreten. Das tun viele Kirchenzeitungen nicht. Die klare, eindeutige, kompromisslose katholische Haltung fehlt bei vielen Kirchenzeitungen. Entweder sie drücken sich um Wahrheiten und Lehren, die viele lästig empfinden, oder sie schwächen sie ab bis zur Unkenntlichkeit und Unverbindlichkeit oder sie kritisieren sie offen. Ebenso fehlt die Absetzung von katholischen Verbänden, die es nicht mehr sind, und von unkatholischen Verbänden und Ansichten. Wir Christen wissen um das Gebot der Nächstenliebe und wir versuchen es mit allen Kräften zu beobachten, auch den Menschen gegenüber, die uns fremd sind, auch den Muslimen gegenüber, auch den Atheisten gegenüber. Aber wir wehren uns gegen Interkonfessionalismus und Religionsmengerei. Die katholische Wahrheit verträgt weder Anbiederung an fremde Religionen noch Unterschlagung katholischer Wahrheiten. Die meisten Kirchenzeitungen sind nicht mehr von der ersten bis zur letzten Seite eindeutig katholisch. Sie nörgeln an katholischen Lehren und Einrichtungen, üben Kritik an der eigenen Kirche; die Verteidigung dieser Kirche fällt aus. Sehen Sie sich einmal die Leserbriefseite dieser Kirchenzeitungen an. Von einer Kirchenzeitung wird erwartet, dass sie Briefe veröffentlichen, die Glauben und Ordnung der Kirche stützen. Aber die Praxis ist anders. Es finden sich dort Briefe von Lesern, die frontal gegen Lehre und Ordnung der Kirche angehen. Neben einem Leserbrief, der die Kirche in Schutz nimmt, steht ein anderer, der sie attackiert. Was gilt nun? Haben wir in der Kirche gegensätzliche Meinungen oder haben wir eine verbindliche Lehre? Die Kirchenzeitung darf kein Markt sein, wo jeder feilbietet, was ihm einfällt, sie muss ein zweiter Ambo sein, wo die Schätze der Kirche dargeboten und verteidigt werden. Für die Kritik an der Kirche haben wir den „SPIEGEL“ und den „Stern“.

Meinen Sie nicht, meine lieben Freunde, es komme nicht darauf an, was die Gläubigen in der Zeitung lesen, im Rundfunk hören oder im Fernsehen schauen oder durchs Internet sich zu Gemüte führen. Von allen Medien gehen Einwirkungen aus, Einwirkungen, die das gläubige Bewusstsein des katholischen Christen entweder stärken oder schwächen. Dass die meisten heutigen Katholiken verbildet sind, im Glauben schwach sind, ist zum großen Teil den Einwirkungen der Medien zuzuschreiben. Die Medien liefern die Leitbilder für die heutigen Menschen. Sie propagieren eine bestimmte Weltanschauung, sie sind Trendsetter, sie machen Politik, sie üben Macht aus. Die Redaktionstuben sind überproportional mit kirchendistanzierten Personen besetzt. Ihr Weltbild und ihr Lebensstil, das ist es, was sie unter die Leute zu bringen versuchen. Entertainer, Sportler, Schauspieler werden hochstilisiert, wenn ihr Lebensstil dem Weltbild der Redaktionsstuben entspricht. Vor einiger Zeit feierte Udo Jürgens seinen 80gsten Geburtstag. Ganze Seiten in auflagenstarken Zeitungen wurden ihm gewidmet; das Fernsehen stellte seine beste Sendezeit zur Verfügung, um diesen Herrn zu feiern. Und was ist das für einer? Für ihn ist „die Ehe erledigt“, wie er sagt, erledigt; er hat vier Kinder von drei Frauen. „Treue“ sagt er, „ist keine Frage des Charakters, sondern eine Frage der Gelegenheit. Ich bin nicht treu“ – wörtlich Udo Jürgens. Er selbst nennt sich einen bekennenden Atheisten. Das wird uns von den Medien zugemutet. Wir, die wir hier in dieser heiligen Messe versammelt sind, um Gott die Ehre zu geben, wissen, dass unsere Kirche darniederliegt, wie sie etwa am Beginn des 19. Jahrhunderts darniedergelegen hat: verwüstet vom Sturm der heidnischen Aufklärung, lau geworden im Dienste Gottes, unbekümmert um Verluste an fremde Religionsgemeinschaften, in Umarmung mit dem Protestantismus. Aber dann kam die katholische Bewegung, dann kam die echte Reform, die Erneuerung. Eine wahre Blüte der Kirche setzte ein in Deutschland. Daran beteiligt waren auch katholische Zeitungen. In Mainz erschien seit 1821 die Zeitung „Der Katholik“. 100 Jahre lang hat „Der Katholik“ Bestand gehabt. Eine Zeitung, die in ihrem Titelblatt hatte: Zur Belehrung, zur

Warnung und zur Wehr. 100 Jahre lang hat „Der Katholik“ katholisches Gedankengut in zahllose Familien und in die Öffentlichkeit getragen. Die Gründer waren zwei Männer, die später Bischof wurden: Räß in Straßburg, Weis in Speyer. Daneben gab es in Mainz das „Mainzer Journal“, eine katholische Tageszeitung. Am 1. Juli 1848 hat der seeleneifrige Priester Adam Franz Lennig diese Zeitung ins Leben gerufen. Sie hat das öffentliche Leben aus katholischer Warte beobachtet, kommentiert und zu ihrem Teil mitgestaltet. Erst das Naziregime hat dieser Zeitung den Garaus gemacht. Wenn sich etwas ändern soll, meine lieben Freunde, dann bedarf es einer echten – aber einer echten! – Reform an Haupt und Gliedern, wie wir sie in der Kirchengeschichte wiederholt erlebt haben: in der Zeit Papst Gregors VII., nach dem Konzil von Trient, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ich glaube nicht, dass es Menschen gelingen kann, die Wende herbeizuführen. Ich glaube, dass Gott allein die Erneuerung bewirken kann. Aber er bewirkt sie durch Menschen! Durch Menschen, die er erweckt, durch Menschen, die vom Eifer für seine Ehre verzehrt sind. Christus ist König, Herr der Welt. Er will herrschen im Herzen des einzelnen, aber auch in der Öffentlichkeit, in der Gesellschaft, in der Politik, im Staat, im Recht. Wir sind seine Anhänger, seine Jünger, seine Sachwalter und seine Apostel. Seine Sache ist die unsere. Wir müssen sie betreiben durch Gebet, durch Frömmigkeit, aber auch durch Mut, durch Bekenntnis, durch Mitwirkung an der Verchristlichung der Gesellschaft.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Apostel Paulus

31.01.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Sonntag Sexagesima ist der Sonntag des Apostels Paulus. Wir haben eben die ausgiebige Epistel gehört aus dem 1. Korintherbrief, wo er seinen Apostolat gegen Anwürfe verteidigt. Paulus, mit seinem jüdischen Namen Saul – nach dem König Saul genannt – ist etwa 10 n. Chr. als Diasporajude in Tarsus – das liegt in der heutigen Türkei – geboren worden. Vom Vater erbte er das tarsische Bürgerrecht und das römische Reichsbürgerrecht. Paulus war römischer Bürger mit allen Vorteilen und Nachteilen, die das mit sich brachte. Vom Vater erbte er auch die Abstammung aus dem Stamm Benjamin und die Treue gegenüber der palästinensischen Heimat und gegenüber dem jüdischen Religionsgesetz. Schon im Elternhaus lernte er drei Sprachen: die griechische Weltsprache, die aramäische Volkssprache und die hebräische Bibelsprache. Nach gründlicher Unterweisung in Bibel, Tradition und Überlieferung bezog er spätestens mit 20 Jahren die Tempelakademie in Jerusalem. Dort wurde er ausgebildet als Rabbi, also als Bibeltheologe und Bibeljurist. Er wurde ein pharisäischer Gesetzesfanatiker, ein Todfeind der jungen Christengemeinde. Als angehender Rabbi hatte er auch einen Brotberuf erlernt; er war Zeltmacher. Zelte wurden aus Leder hergestellt. Als christlicher Missionar konnte er sich so später seinen Lebensunterhalt selbst verdienen, war nicht auf die Gemeinden angewiesen. Er war unabhängig, materiell und finanziell unabhängig, und außerdem konnte er durch sein Beispiel die Gemeinden zur Arbeitsamkeit aneifern. Die äußere Erscheinung, das persönliche und rednerische Auftreten des Paulus waren nicht über jede Kritik erhaben. Einmal hat man ihm den Namen einer Saatkrahe gegeben, was nicht gerade schmeichelhaft ist. Er war ein kranker Mann. Die Gelehrten haben versucht, die Krankheit zu ermitteln. Manche sprachen von Epilepsie, andere von Hysterie, wieder andere – das ist das Neueste – von Trigeminusneuralgie. Wir wissen es nicht. Aber schlimmer als die Krankheiten haben ihm die schweren Züchtigungen, die Misshandlungen, die Verfolgungen zugesetzt, von denen wir eben in der Epistel gehört haben: dreimal mit Ruten gestrichen, dreimal Schiffbruch gelitten, einmal gesteinigt.

Als er unterwegs war, um die Christen zu verfolgen, vor Damaskus erlebte er ein außerordentliches Gnadenwunder Gottes. Gott selbst offenbarte ihm vom Himmel her seinen messianischen Sohn. Er ließ ihn sichtbar aus der Verborgenheit hervortreten: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“ Im Lichte dieser überwältigenden Erscheinung und dieser himmlischen Verherrlichung des Gekreuzigten durch Gott selbst sieht sich Paulus als Verfolger aufs Schärfste ins Unrecht gesetzt. Er erkennt sein pharisäisches Eifern, das ihn zum hasserfüllten Feind des Sohnes Gottes werden ließ, als unselige Verirrung. Er begreift, dass das Heilsmonopol des Gesetzes radikal in Frage gestellt ist. Er begreift: Der Gekreuzigte, und kein anderer, ist der Messias. In ihm, und in ihm allein, ist das Heil. Die Wirkung dieser Gottestat war grundstürzend. Alter und neuer Mensch, einst und jetzt stehen sich fortan gegenüber wie Nacht und Tag, wie Kot und überschwänglicher Gewinn, Versetzung aus der Christusferne in die persönlichste Christusgemeinschaft, Abkehr vom verkehrten Heilsweg des Gesetzes zu dem allein gültigen Heilsweg des Kreuzes. Außer der Christwerdung bedeutet der Tag von Damaskus auch die Berufung des Paulus zum Apostel, zum Heidenapostel, zum Völkerapostel.

Seitdem liegt es wie ein heiliger Zwang auf ihm, das Evangelium zu verkünden. „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündete“, schreibt er an die Korinther.

In Damaskus wurde Paulus von Ananias getauft. Er verbrachte eine Zeit der Zurückgezogenheit in der arabischen Wüste – das ist die Gegend südlich von Damaskus, Syrien – danach unternimmt er seine ersten missionarischen Versuche, zuerst in Damaskus, dann in Jerusalem. Aber die Christen begegnen ihm, ihrem bisherigen Verfolger, mit schärfstem Misstrauen. Die Juden hassen ihn als Apostaten, als Abgefallenen. Deswegen zieht er von Judäa nach Syrien und Kleinasien. Von Tarsus holt ihn im Jahre 44 sein Gönner Barnabas in die aufblühende Metropole Antiochien, in diese Großstadt am Mittelmeer. Hier absolviert Paulus seine missionarischen Lehrjahre, hier lernt er das Evangelium inmitten einer heidnischen Umgebung in griechischem Sprachgewand und griechischer Prägung kennen. Hier reift er zum entschlossenen Herold des Evangeliums heran. Von Antiochien aus unternimmt er drei große Missionsreisen: nach Zypern, an die Südküste Kleinasiens (der Türkei heute), auch in das Innere von Kleinasien, dann nach Makedonien, also auf dem europäischen Kontinent, Achaia, Griechenland, endlich nach Ephesus, der damaligen Metropole der Provinz Asia. Seine letzten Pläne gelten Italien (Rom) und Spanien. Der im Flug durch die Lande stürmende Welteroberer ist nicht sein Ideal; er geht anders vor. Er ist ein genialer Organisator, und als solcher sucht er an wenigen, aber wichtigen Plätzen das Evangelium einzupflanzen und möglichst lange zu wirken: anderthalb Jahre in Korinth, fast drei Jahre in Ephesus. Die Erschließung des Binnenlandes überlässt er dann den Hauptstädten.

Aus der Fülle der Feinde, die das Werk des Apostels oft bis zur Vernichtung bedrohten, ragt hervor, erstens, das Judentum. Die Juden sehen in ihm einen Verräter, aber auch einen gefährlichen Wettbewerber, denn die Juden treiben auch Mission, jüdische Mission. Die zweiten Feinde sind die Christen, die aus dem Judentum kommen. Sie trauen ihm nicht, sie bezweifeln seinen Apostolat. Sie wollen auch an den jüdischen Satzungen festhalten, und dagegen kämpft er erbittert. Die dritten Feinde sind die Überbleibsel heidnischen Wesens, die götzendienerische und lasterhafte Vergangenheit. „Einst ward ihr Finsternis“, sagt er den Heidenchristen, „jetzt seid ihr Licht.“ Die leichte Verführbarkeit dieser Menschen, die Unfähigkeit, sich aus eigenen Kräften der Irrlehren zu erwehren, das führt zu katastrophalen Krisen. Paulus ist der Gefahr noch jedes Mal Herr geworden. Der Sieg ist zu verdanken der Schärfe seiner Dialektik; er kann disputieren und die Gegner überwinden. Der Sieg ist zuzurechnen seinem seelsorglichen Takt, seiner feinen pädagogischen Kunst, seinem großen Herzen und seiner weisen Mäßigung. Er weiß, dass man den Bogen nicht überspannen darf.

Im Jahre 57 oder 58 reist Paulus über Troas, Korinth, Milet nach Jerusalem. Er überbringt der dortigen Gemeinde eine reiche Geldspende. Aber da passiert etwas. Jüdische Wallfahrer, Pfingstwallfahrer aus Ephesus, machen einen Volksaufstand gegen Paulus. Er wird verhaftet, er wird in Schutzhaft genommen. Zur größeren Sicherheit bringt ihn der Prokurator Felix nach Caesarea am Meere. Dort wird er in Erwartung eines Lösegeldes zwei Jahre in Haft gehalten, allerdings in leichter Haft; die Seinen können ihn besuchen. Der folgende Prokurator Festus war noch bestechlicher als sein Vorgänger, und in Erwartung eines Lösegeldes hätte er ihn beinahe den Juden in die Mörderhände ausgeliefert. Paulus ist der Bestechlichkeit und der dauernden Willfährigkeit der Prokuratoren gegenüber den Juden überdrüssig. Was macht er? Er appelliert als römischer Bürger an den Kaiser und wird deswegen nach Rom gebracht. Dort ist er wieder 2 Jahre in leichter Haft. Dass die Haft leicht war, wissen wir aus dem Brief an Timotheus, ihm schreibt er: „Ich leide für das Evangelium Verfolgung, ja Fesseln, aber das Evangelium ist nicht gebunden“, d.h. er konnte in seiner Haft auch weiter predigen und Leute empfangen und zum Glauben führen. Wie es dann weitergegangen ist, können wir der Heiligen Schrift nicht entnehmen. Wir müssen uns da auf die altkirchliche Überlieferung verlassen, und die sagt uns: Er ist aus der Gefangenschaft freigekommen. Er hat in Spanien und dann im Osten missioniert, ist aber erneut verhaftet worden und hat den Tod des Blutzugens durch das Schwert, wie es einem römischen Bürger zustand, erlitten, nach gewöhnlicher Annahme im Jahre 67, in jedem Falle unter Kaiser Nero.

Was für ein Mann, meine lieben Freunde, war Paulus? Paulus ist ein heroischer Tatmensch. Er versagt sich keiner Pflicht, er ist allen Lagen gewachsen als Missionar und Seelsorger. Er glüht für die Sache Christi, er führt sie gegen Freund und Feind mit unbeirrbarer Konsequenz, mit trotziger

Energie und mit herber Rücksichtslosigkeit zum Siege. Neben dem Tatmenschen steht aber der Leidensheld, der alles opfert und die Fülle des Christusleidens mit unbezwingbarer Christuskraft überwindet. Neben heiliger Kampfbereitschaft tritt auch dauernde Geneigtheit zu Frieden und Versöhnung hinzu. Er ist kompromisslos prinzipientreu und doch zeigt er auch eine großzügige Anpassungsfähigkeit. So hat er – eigentlich gegen seine sonstigen Prinzipien – den Timotheus nach jüdischer Weise beschnitten. Paulus zeigt zürnende Heftigkeit gegen Falschmünzer und Hetzer, Unduldsamkeit gegen die Prediger des Rückfalles ins Judentum, Strenge gegen Schwarmgeister, Unzüchtige und Verleumder, andererseits Weitherzigkeit gegenüber dem Wirken anderer. „Es kommt nicht darauf an“, sagt er, „wer das Evangelium verkündet, wenn nur das Evangelium verkündet wird, ob es Apollo ist, oder ob ich es bin, das spielt keine Rolle.“ Er ist auch nachsichtig gegen Verführte, er ist zärtlich im Verkehr mit seinen Lieblingsgemeinden und zeigt ein hohes Taktgefühl in allem Persönlichen. Paulus ist ausgestattet mit einem Herzen, das seines Gottes und seines Christus voll ist. Er ist ausgerüstet mit der ganzen Bildung und wissenschaftlichen Methode des damaligen rabbinisch-palästinensischen Judentums. Er hat ein offenes Auge auch für die heidnische Umwelt mit ihren dunklen Schatten, aber auch mit ihrer Kultur, mit ihrer Ethik (Stoa), mit ihrer Mystik; da findet er brauchbare Ansatzpunkte. Er ist ein Pneumatiker, also ein Geistmensch, der über alle Charismen verfügt. Er ist aber auch ein Denker von schöpferischer Kraft und hoher spekulativer Begabung. Er setzt sich mit allem, was an ihn oder an seine Gemeinden herantritt, was auf ihm oder anderen lastet, mit tiefem Ernst, heiliger Kraft und königlicher Freiheit auseinander. Als einer, der in Christus alles gefunden hat, ist er in allem christozentrisch begründet. Seine Christusliebe und seine Christusbegeisterung erfüllt seine Seele und trägt ihn hinweg über die Abgründe der Not und der Leiden, gibt ihm Kraft zu unerhörten Leistungen und Opfern, lässt ihn nicht wankend werden gegen seinen Herrn, der ihn geliebt und sich für ihn hingegeben hat. Sie schenkt ihm jene selige Freude, die über alles, was wider ihn ist, ihm zum Triumphe verhilft. Er hat das Geheimnis seiner Persönlichkeit und seiner Wirksamkeit selbst enthüllt in denkwürdigen Selbstbekenntnissen: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir. Nicht ich habe mehr gearbeitet als sie alle, sondern Christus im Bunde mit mir. Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Lehre des Apostels Paulus

07.02.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir das Leben des Völkerapostels Paulus betrachtet. Heute, wo wieder eine Epistel, eine Lesung aus einem Briefe des Apostels vorgelesen wird, wollen wir sein Werk betrachten, also seine Lehre. Sie ist enthalten in den 14 Briefen, die wir von Paulus haben. Sie stehen wesentlich im Dienst der Mission, der Führung der Gemeinde, sie halten die Verbindung aufrecht zwischen dem Apostel und der Gemeinde, sie ersetzen in dringenden Fällen seine reale Gegenwart. Von ihm selbst entsandte Kundschafter, Gemeindegessandte oder zufällig von auswärts eintreffende Christen bringen ihm Nachrichten und ermöglichen ihm, auf brieflichem Wege in die Geschicke der Gemeinden einzugreifen, also Meinungsverschiedenheiten zu schlichten, religiöse Not und Misstände zu beheben, Meinungskämpfe auszuräumen. Die Briefe setzen durchweg die mündliche Verkündigung voraus; sie berufen sich auf sie und führen sie weiter. Das Sachliche herrscht vor, aber auch manches Persönliche fließt ein, weil ja Paulus der Gründer dieser Gemeinden ist. Nach ihrer Eigenart und Entstehungszeit gliedern sich die Briefe in verschiedene Gruppen. Es gibt Briefe, die an Gemeinden gerichtet sind, und Briefe, die an Persönlichkeiten gerichtet sind. Es gibt Missionsbriefe wie die beiden Thessalonicherbriefe, den Galaterbrief, die beiden Korintherbriefe. Es gibt Gefangenschaftsbriefe, Briefe also, die aus dem Gefängnis, in das Paulus gebracht war, hervorgehen: Kolosserbrief, Philipperbrief, Epheserbrief, Philemonbrief; das sind die vier Gefangenschaftsbriefe. Es gibt Pastoralbriefe, wie man sagt, die an die beiden Bischöfe Timotheus und Titus gerichtet sind, und schließlich den sog. Hebräerbrief. Die briefliche Form hält sich an das damals übliche Formular: Am Anfang eine Einleitung, der Absender stellt sich vor, die Empfänger werden genannt, ein Segensgruß und eine Danksagung schließt sich an, dann aber kommt der Hauptteil. Der Hauptteil gliedert sich wiederum in zwei Teile. Der erste Teil ist dogmatisch, berührt also vor allem die Glaubenswahrheiten, der zweite Teil ist ethisch und paränetisch, fordert also zu einem christlichen Lebenswandel auf. Am Schluss stehen persönliche Notizen, Grüße, Schlussegen und die eigenhändige Unterschrift.

Die Grundzüge des theologischen Systems Pauli sind aus den Briefen erkennbar. Im Mittelpunkt seiner ganzen Theologie steht das Wort vom Kreuz, d. h. von dem einen und einzigen Heilsmittler Jesus Christus, dem sündelosen, himmlischen Gottessohn, der Mensch geworden ist und dessen Blut der sündigen Menschheit prinzipiell und objektiv Sühne für ihre Sünden und damit Rettung im Endgericht verschafft hat. Der alte Heilsweg (die Beschneidung, das Gesetz) ist abgetan, der neue Heilsweg in Christus eröffnet. Das Heil in Christus bietet Gott allen Menschen an, Heiden wie Juden. Das Heil ist universell, wie man sagt, also für die gesamte Menschheit bestimmt, aus reiner unverdienter Gnade. Jeder, Heide wie Jude, kann es sich aneignen, indem er glaubt, glaubt an den Heilsmittler Jesus Christus. „Wenn du mit dem Munde Jesus als den Herrn bekennst und im Herzen glaubst, dass er von den Toten erweckt worden ist, dann wirst du selig werden.“ Urheber des gesamten Heilswerkes ist der himmlische Vater. Er sendet seinen Sohn in der Menschwerdung und in dem Sühnopfertod; er erweckt ihn in verklärter Leiblichkeit aus dem Grabe; er erhöht ihn zum allherrschenden Herrn und

zum Haupt seines Leibes, der Kirche. Gottes Werk ist aber auch die Erwählung, die Auserwählung, die Berufung der Menschen. „Die Gott vorherbestimmt hat, die hat er auch berufen, und die er berufen hat, die hat er auch gerechtfertigt. Die er aber gerechtfertigt hat, die hat er auch beseligt“, diese Kette stellt Paulus im Römerbrief für das Werk des himmlischen Vaters auf. Dem gegenüber konzentriert sich die Heilstat des Sohnes in seinem freiwilligen, aus Gehorsam gegen den Vater und aus Liebe zu den Sündern erlittenen, stellvertretenden Sühnetod. Das bedeutet negativ: Erlösung von der Sünde, vom Verdammungsurteil und vom ewigen Tode, Befreiung und Loskaufung von den Unheilmächten, von den Dämonen, aber auch vom Gesetz und von der Macht der Sinnlichkeit, die Paulus immer als das „Fleisch“ bezeichnet. Positiv stellt sich die Mittlertätigkeit Jesu dar als Versöhnungsvermittlung zwischen Sünder und Gott, Friedensstiftung zwischen beiden, Schaffung freien Zutritts zu Gott, Verleihung des Gnadengeschenkes der Gottesgerechtigkeit, das den Menschen dem Verdammungsurteil entzieht, Vermittlung der Heiligung, Vermittlung der Gotteskindschaft, des ewigwährenden, unzerstörbaren Lebens, bewirkt durch die Mitteilung des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist ist zugleich das Prinzip des neuen sittlichen Lebens. Die Christen können die Forderungen des Gesetzes erfüllen, weil sie im Geiste leben. Der Geist ist auch das Unterpfand der künftigen Heilvollendung. „Wenn der Geist dessen, der Jesus von den Toten erweckt hat, in uns ist, so wird auch Gott eure sterblichen Leiber durch eben diesen Geist lebendig machen.“

Die Heilswirklichkeit wird durch Christi Tod und Auferstehung ermöglicht. Sie wird durch den Glauben angebahnt und sie wird im Einzelnen begründet durch die mystisch-reale sakramentale Vereinigung mit dem lebendigen Christus. Diese mystisch-sakramentale Vereinigung vollzieht sich im Sakrament der Taufe. Da geht der Mensch in Christi Tod und Auferstehung ein, da wird Tod und Auferstehung Christi auf ihn gleichsam übertragen, da tritt der Täufling in die reale, personale Todes- und Auferstehungsgemeinschaft mit dem verklärten Christus. Er wird zusammengeschlossen mit ihm, dem Menschheitsstellvertreter. Der heilige Paulus vergleicht die Taufe mit einem Tode: Der Täufling stirbt den Tod, den Christus gestorben ist, gegenüber den Unheilmächten, aber da er ja wieder aus dem Wasser aufsteigt, erfährt er auch Jesu Auferstehung. Er tritt aus dem Machtbereich der Sünde und des Todes heraus, er hält Einzug in die göttliche Sphäre des Lebens und der Auferstehung. Die individuelle Christusgemeinschaft, die durch die Taufe hergestellt wird, schafft die Voraussetzung für die individuelle Mittlerschaft, d.h. für die Aneignung des universell beschafften Heiles, das für alle bereitliegt, das personal von jedem einzelnen angeeignet werden muss. Die Gotteskräfte des neuen Lebens machen es dem Geistgetriebenen möglich, das Gesetz zu erfüllen, den Wandel nach der Willensforderung Gottes. „Leben wir im Geiste, so lasst uns auch im Geiste wandeln.“ Die Früchte des Geistes sind Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Mäßigkeit, Enthaltensamkeit, Keuschheit.

Die Lehre des Paulus sieht in Christus vor allem den ewigen Gottessohn. Seine Geschichte verläuft in drei Phasen:

- 1. Phase: Von jeher ist ihm Gottesgestalt, Gottgleichheit und Präexistenz zu Eigen.
- 2. Phase: In der Fülle der Zeit wird er unter Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung im Gehorsam gegen den Vater Mensch, und zwar als Jude, als Abkömmling Abrahams und aus dem Stamme Davids. Als Gottessohn ist er sündlos.
- 3. Phase: Durch die Auferstehung von den Toten wird er zum Gottessohn in Macht. Durch die Erhöhung wird er zum allbeherrschenden göttlichen Herrn, der die gesamte Menschen- und Geisterwelt unter sich hat, dem die gesamte Menschen- und Geisterwelt Anbetung zu erweisen hat.

Die Ethik des Paulus hat – wie wir ja in der Epistel heute gehört haben – als Zentralgebot das Gebot der Liebe, die tätige, opfernde, dulddende Bruderliebe. Sie ist aufs stärkste durch die Christusmystik beeinflusst. „Wenn wir in der Taufe mit Christus gestorben sind, so glauben wir, dass wir auch mit ihm leben werden. So betrachtet euch also als solche, die der Sünde abgestorben sind, für Gott aber leben in Christus Jesus.“ Die Ermahnungen zu sittlichem Sterben und sittlichem Auferstehen, zum Ausziehen des alten Menschen und Anziehen des neuen Menschen, zum Wandeln, nicht nach

dem Fleische, sondern nach dem Geiste, diese Ermahnungen ergehen immer in Erinnerung an die Verbindung, die durch die Taufe mit Christus geschaffen worden ist. Die Christen brauchen nur das zu verwirklichen, was schon in ihnen Wirklichkeit ist. Sie brauchen nur das zu leben, was in ihnen geworden ist. „Bleibt niemand etwas schuldig“, so fasst er noch einmal zusammen, „außer, dass ihr einander liebet. Denn wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt.“ Denn die Liebe tut eben einem anderen kein Unrecht.

Welches sind die Wurzeln der Paulinischen Theologie? Nun, natürlich erstens das Alte Testament. Seine Theologie ist wesentlich Schrifttheologie, im Anschluss an die Schriften des Alten Bundes. Zweitens steht er auch in der rabbinischen Tradition, soweit diese vereinbar ist mit dem Christusereignis. Zum dritten – und das ist das allerstärkste – lebt er aus den großen Heilstatsachen von Tod und Auferstehung Christi. Das ist es, was ihn erfüllt und wovon er unentwegt predigt. Viertens: Er steht aber auch in der Überlieferung der Altapostel. Er hat seine Verkündigung den Aposteln vorgelegt und sie haben sie bestätigt. Sie sprechen ihre Billigung aus. Fünftens: Nicht zuletzt kommt seine Lehre aus seiner persönlichen Erfahrung, aus der von ihm selbst empfangenen göttlichen Offenbarung. Er beruft sich wiederholt auf Christus in seiner Lehre. Wo er vom Abendmahl spricht, da sagt er: „Ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch überliefert habe.“ Und an die Gemeinde in Galatien, die ja hin und her schwankte zwischen Christentum und Judentum, schreibt er: „Die von mir verkündigte Botschaft ist nicht Menschenwerk. Ich habe diese Botschaft von keinem Menschen empfangen, sondern Christus hat sie mir geoffenbart.“ Im Ganzen gesehen – das erkläre ich jetzt, damit Sie sich gegen Einwände wappnen können; ich werde gleich noch auf weitere Einwände gegen Paulus zu sprechen kommen; es hat ja evangelische Theologen gegeben, die ihn radikal verwerfen – ist die Paulinische Verkündigung stärker vom Judentum als von der griechischen Geistigkeit bestimmt, stärker von der Gedankenwelt der alttestamentlichen Propheten als von der der Rabbinen, stärker vom Geiste Jesu als von dem der Altapostel. Alles ist im Lichte der eigenen Führung und Erfahrung geschaut, durchdacht, gedeutet und verallgemeinert. Alles trägt den Damaskusstempel des Bekehrten. In ihrem Mittelpunkt steht in der Lehre Pauli das allsühnende, allrettende, Heil und Leben schaffende Kreuz. „Mir sei es fern mich zu rühmen, außer im Kreuze unseres Herrn Jesus Christus, durch den mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt.“

Die einzigartige Bedeutung des Paulus liegt einmal im endgültigen Bruch mit dem Judentum, im Kampf und Sieg über den sich ihm widersetzenden christlichen Judentum, in der Einführung des beschneidungs- und gesetzesfreien Evangeliums. Vor allem aber ist es die Losreißung der christlichen Gemeinden vom Verband der jüdischen Synagogen. Er erschafft eine christliche Gemeindeordnung, ein ganzes System von Orts- und Provinzialgemeinden, er schließt die jüden- und heidenchristlichen Tochterkirchen zusammen zur Einheit. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, das ist die Weltkirche. Paulus hat die Christenheit verselbständigt. Sie ist jetzt die Kirche Gottes der Endzeit. Sie ist ein Drittes neben Juden und Heiden und sie ist ein Letztes aus Juden und Heiden. Sie ist das wahre Israel Gottes. Nun haben nicht wenige evangelische Theologen behauptet, es gäbe einen Gegensatz zwischen Jesus und Paulus. Jesus und Paulus seien nicht zu vereinbaren, ihre Lehre widerspreche sich. Was ist dazu zu sagen? Paulus, meine lieben Freunde, steht ganz auf den Schultern Jesu. In zahlreichen wichtigen Stücken seiner Predigt berührt er sich aufs Engste mit Christus, etwa in der Stellung zur alttestamentlichen Bibel; sie ist ihm das Wort Gottes. Jesus ist für ihn der Erfüller der alttestamentlichen Verheißungen. Jesu Tod ist ein Sühnetod, wie es Jesus von sich selbst gesagt hat: „Ich bin nicht gekommen, um mich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und mein Leben hinzugeben als Lösegeld für die vielen.“ Er steht in Übereinstimmung mit Jesus in den letzten Dingen: Tod, Gericht, Hölle und Himmel. Er steht in Übereinstimmung in der Universalität des Heiles, in der Aufhebung des Alten Testaments als Heilsweg und der Beschneidungs-, Reinheits- und Speisegebote. Er steht in einer Linie mit Jesus in der Unbegrenztheit der göttlichen Gnade. Er spricht wie Jesus von der Gotteskindschaft, die auf Vergebung der Sünde und Verleihung des Geistes beruht. Er steht in Jesu Linie in seiner Lehre vom Auferstehungsleib, Unauflöslichkeit der Ehe, Liebesgebot. Das alles zeigt, dass kein Gegensatz zwischen Jesus und Paulus besteht, sondern dass er der Erneuerer, der Fortsetzer des Evangeliums Jesu geworden ist. Er ist der geniale Interpret des Erlösungswerkes und der Erlösergestalt Jesu. Ebenso falsch ist die Behauptung, er sei der zweite Stifter des Christentums.

Wenn ich etwa einen Namen nennen soll, dann den evangelischen Theologen Paul de Lagarde, der einmal eine große Rolle in Deutschland gespielt hat. Paul de Lagarde war ein erbitterter Feind Pauli und hat behauptet, er habe das Christentum verdorben. Viele andere sind ihm gefolgt in dieser Meinung. Paulus würde die Behauptung, er sei der zweite Stifter des Christentums, entrüstet von sich gewiesen haben. Er weiß die tragenden christlichen Glaubenssätze: Kyriosglaube, Geistlehre, Sakramentenlehre längst vorhanden, ehe er daran geht, das Kreuzesgeheimnis zu enträtseln. Wo er von der Auferstehung Christi spricht, da beweist er sie mit den Worten: „Ich habe euch vorgetragen, was ich selbst überkommen habe“, also was er übernommen hat von den Altaposteln, von der Kirche, die schon vor ihm Bestand hatte. Er ist sich seiner völligen Unvergleichlichkeit mit Christus zuinnerst bewusst. Er fühlt sich als Christ und als Apostel ganz und gar von Christus abhängig. Er ist an Christi Autorität gebunden. Er ist ihm als seinem künftigen göttlichen Richter verantwortlich. Das alles schließt aus, dass er von Christus hätte abweichen können. Im Brief an die Römer, meine lieben Freunde, schließt Paulus seine Betrachtung des Heilswerkes Christi ab mit den Worten: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unaufspürbar seine Wege! Wer hat den Sinn des Herrn erkannt? Oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Oder wer hat ihm zuerst etwas geschenkt, dass es ihm vergelten werden müsste? Aus ihm und durch ihn und für ihn ist alles. Ihm sei Ehre in alle Ewigkeit!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Glaubwürdigkeit der Evangelien

14.02.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Da kam ein 18-jähriger junger Mann mit allen Zeichen der Aufregung von der Arbeit nach Hause und sagte seinen Eltern: „Denkt mal, wir haben in unserem Betrieb einen Theologiestudenten als Ferienarbeiter. Und der hat uns gesagt: ‚Was ihr im Katechismus gelernt habt, das stimmt alles nicht. Jesus ist gar nicht der Sohn Gottes; dazu haben ihn seine Anhänger gemacht. Er ist gar nicht auferstanden von den Toten; das hat man ihm angedichtet.‘“ Viele wissen es und viele beklagen es. Es ist heute so weit gekommen, meine lieben Freunde, dass das Studium der Theologie vielerorts eine Gefahr für den Glauben ist. „Als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, geboren aus der Frau, gestellt unter das Gesetz. Er sollte die unter dem Gesetz Stehenden loskaufen, damit wir an Kindesstatt angenommen würden.“ So stellt der Apostel Paulus in seinem Brief an die Gemeinde in Galatien das Werk, den Auftrag, die Sendung Jesu dar – als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, geboren aus der Frau!, unterstellt dem Gesetze. Der Apostel Johannes schildert seine Erfahrungen mit Jesus von Nazareth wie folgt: „Wir tun euch kund, was wir gesehen und gehört und mit eigenen Augen geschaut haben, was wir betastet haben.“ Mit Hören, Sehen und Betasten wird die Wirklichkeit des Menschen Jesus von Nazareth bezeugt. Aber Sie werden es nicht für möglich halten: Es gibt Theologen, angeblich gelehrte Theologen, die bestreiten die Existenz Jesu Christi. Sie sagen: Er hat nicht gelebt; er ist eine erdichtete Figur. Ich nenne Ihnen drei evangelische Theologen mit Namen, die das vertreten, nämlich David Friedrich Strauss, Bruno Bauer und Albert Kalthoff. Sie erklären Jesus für eine mythische, also eine erdachte, eine erfundene Gestalt. Sie ist, nach ihnen, hervorgegangen aus den in Vorderasien verbreiteten Ideen von dem sterbenden und aufstehenden Gottheiland, verbunden mit der jüdischen Messiaserwartung. Was haben wir auf diese Leugnung zu erwidern? Wir haben darauf zu antworten, dass sowohl Heiden wie Juden unabhängig von den Christen die Existenz Jesu bezeugen. Der wichtigste römische Geschichtsschreiber heißt Tacitus. Er war ein hoher Beamter in Rom, er war sogar zeitweilig Konsul, und er hat ein Buch hinterlassen: die „Annales“, also die Jahresberichte. Und er schreibt nun in einem dieser „Annales“, Kaiser Nero habe an dem Brand von Rom den Christen die Schuld gegeben. Und dann kommt er auf Christus zu sprechen: „Der Name leitet sich her von Christus, der unter der Regierung des Tiberius durch den Statthalter Pontius Pilatus hingerichtet worden ist.“ Also der hohe römische Beamte weiß sehr genau, dass Christus eine geschichtliche Gestalt ist. Neben ihm steht Sueton. Sueton ist der Biograph der römischen Kaiser des 1. Jahrhunderts. Und zum Kaiser Claudius, der von 41-54 regierte, bemerkt er an, er habe die Juden aus Rom vertreiben lassen, weil es unter ihnen wegen eines gewissen Christus ständig zu Unruhen kam. Diese Unruhen werden auch von einer christlichen Quelle bezeugt, nämlich von der Apostelgeschichte. Im 18. Kapitel heißt es da: „Claudius vertrieb die Juden aus Rom.“ In Bithynien – das ist eine Landschaft in der heutigen Türkei – war Plinius der Jüngere Statthalter. Er schrieb im Jahre 112 einen Brief an den Kaiser Trajan in Rom. In diesem Briefe führt er aus, dass die Christen bei ihrem Gottesdienst Christus als Gott einen Hymnus zu singen pflegen. Das sind die heidnischen Zeugnisse für die Existenz Christi. Es gibt auch jüdische Zeugnisse. Der babylonische

Talmud kommt immer wieder auf Christus zu sprechen. Er bezweifelt nicht im Geringsten seine Geschichtlichkeit, sagt nur, er war ein Scharlatan, er hat die Kinder Israels verführt. Seine Wunder werden auch nicht bestritten im Talmud; die Wunder Christi werden von den jüdischen Berichterstattem anerkannt, aber sie werden auf den Teufel zurückgeführt. Das sind die heidnischen und jüdischen Quellen der Existenz Jesu.

Wir sind darauf nicht angewiesen, wir haben die christlichen Quellen. Wir haben die vier Evangelien, zwei von ihnen stammen von einem Apostel (Matthäus und Johannes), zwei stammen von Apostelschülern (Markus und Lukas). Diese vier Evangelien sind von der Kirche geprüft und anerkannt worden. Sie sind in den Kanon, also in das Verzeichnis der Heiligen Schriften aufgenommen worden. Es gab viele andere Schriften von Jesus, aber die alle sind von der Kirche abgewiesen worden, die haben ihrer Prüfung nicht standgehalten; nur die vier echten Evangelien wurden von ihr aufgenommen kraft apostolischer Autorität. Die Evangelien stellen eine neue Literaturgattung dar. Sie sind aus der ursprünglichen, urchristlichen Missionspredigt hervorgewachsen, und sie haben den Zweck, die Leser zum Glauben an Jesus zu führen. So schreibt Lukas im Anfang seines Evangeliums, er habe es verfasst, damit sein Empfänger – Theophilus genannt – sich von der Zuverlässigkeit der Lehren, über die er unterwiesen worden ist, überzeugen kann. Und Johannes bemerkt in im Ausklang seines Evangeliums, dies sei aufgeschrieben, damit die Leser glauben, dass „Jesus der Messias ist und damit ihr durch den Glauben das Leben habt“. Die Evangelien verdanken ihren Ursprung dem Bestreben, den Inhalt von Leben und Lehre Jesu, auch über die Generation der unmittelbaren Hörer und Augenzeugen hinaus, festzuhalten. Dabei wurde auf die Darstellung und die Stoffauswahl besondere Rücksicht genommen, denn man richtete sich nach den Bedürfnissen und nach dem Verständnis der verschiedenen Leserkreise. Die Evangelien sind keine literarischen Kunstwerke, sie sind nicht einer schriftstellerischen Persönlichkeit zu verdanken. Sie sind Sammelwerke, die aus einer großen Zahl von Einzelstücken (Erzählungen, Worten Jesu) zusammengesetzt sind. Die Verfasser der Evangelien haben die Einzelstücke schon geformt vorgefunden und sie nach stilistischen, sachlichen und lehrhaften Gesichtspunkten bearbeitet.

Für uns, die wir hier versammelt sind, ist die entscheidende Frage: Sind die Evangelien glaubwürdig? Dazu will ich drei Bemerkungen machen. Erstens: Die Evangelien sind der Niederschlag der urchristlichen Verkündigung. Die Verkündigung Jesu begann nicht erst nach vielen Jahren, sie begann nicht in einer Gemeinschaft und vor Leuten, die nicht mehr wussten, was Jesus gesagt und getan hatte, sie fing sofort an, schon zu Jesu Lebzeiten, und dann mit Kraft am ersten Pfingstfest. Die Jünger, welche die Verkündigung leiteten und ihren Inhalt maßgeblich bestimmten, waren Augen- und Ohrenzeugen. Sie schrieben nieder, was sie gehört und gesehen hatten, was sie mit ihren Händen betastet hatten. Jesus selbst hatte sie für die Verkündigung auserwählt, ausgebildet und beauftragt. Und sie fingen die Verkündigung an zu einer Zeit, als viele Worte und Vorkommnisse aus dem Leben Jesu noch frisch in ihrem Gedächtnis waren, als sie noch voll von diesen großen Dinge waren, die sie erlebt hatten, als noch kein Grund bestehen konnte, Worte und Taten Jesu zu erfinden. Wie sie selbst ihre Aufgabe verstanden haben, das geht aus ihrer Antwort an den Hohen Rat in Jerusalem hervor: „Ob es vor Gott recht ist, euch mehr zu gehorchen als Gott, das möget ihr entscheiden. Wir können unmöglich von dem schweigen, was wir gesehen und gehört haben.“ Die Verfassung der Evangelien geschah aller Wahrscheinlichkeit nach nur 15 oder 20 Jahre nach der Himmelfahrt Jesu. Das erste Evangelium lag höchstwahrscheinlich schon im Jahre 50 n. Chr. vor. Damals lebten noch viele Hörer Jesu und Augenzeugen seiner Geschichte. Es war unmöglich, ihnen eine Schrift vorzulegen, die nicht historisch einwandfrei gewesen wäre. Die Verfasser der Evangelien wären gar nicht imstande gewesen, in so kurzer Zeit ihren Inhalt zu erdichten. In dem kurzen Abstand vom Tode Jesu bis zur Abfassung der Evangelien ist eine Mythenbildung undenkbar. Und siehe, 19 Jahrhunderte später stehen sog. Bibelgelehrte auf, die behaupten – ohne zu beweisen –, dass in dieser Verkündigung in wenigen Jahren zu Lebzeiten der Hauptzeugen ein großer Bruch eingetreten sei, dass die Verkünder aufgehört hätten, von den ihnen wohlbekannten, oft besprochenen und liebgewonnenen Worten und Taten Jesu zu reden, dass sie in Untreue zu ihrem Auftrag durch eigene Erfindungen die wahren Begebnisse und Reden ersetzt hätten. Wie kommen diese sog. Gelehrten zu ihrer geschichtswidrigen Ansicht? Nur deswegen, weil sie ohne Beweis annehmen, dass Gott keine Wunder wirken kann. Die Zweifel an der

Glaubwürdigkeit der Evangelien haben ihren Grund in einem weltanschaulichen Vorurteil, nämlich in dem Vorurteil, Gott könne nicht in die Geschichte eingreifen.

Zweitens: Der Glaube und die Bedürfnisse der Verkündigung erhielten die Erinnerungen an Leben und Lehre Jesu in der Gemeinde lebendig. Ihretwegen wurde der Wunsch immer stärker, eine Niederschrift der Worte und der Geschichte Jesu zu haben, bevor sie verlorengehen konnte. In diesem Sinne kann man sagen, dass die Evangelien ein Erzeugnis des Glaubens und der Verkündigung sind – ein Erzeugnis des Glaubens und der Verkündigung. Die Evangelien drücken den Glauben der Verfasser und der Urgemeinde aus. Diese Tatsache ist kein Grund, an ihren Berichten zu zweifeln, sie ist vielmehr die erste Voraussetzung ihrer Zuverlässigkeit. Es ist doch eine normale Bedingung der Glaubwürdigkeit, dass der Berichtersteller selbst an das glaubt, was er niederschreibt. Je fester er daran glaubt, desto ernster muss man ihn nehmen. Gerade der Glaube als die Willigkeit auf Gott zu hören, gerade der Glaube öffnet die Augen für die Wirklichkeit der Gestalt Jesu Christi. Der Glaube, meine lieben Freunde, hat es immer und nur mit der Wirklichkeit zu tun, mit der Wirklichkeit seines Gegenstandes. Wo Unwirkliches, Phantastisches, Erfundenes vorliegt, handelt es sich nicht um Glauben, sondern um Aberglauben oder Unglauben. Als Bericht dessen, was sich um Jesus wirklich ereignet hat, waren die Evangelien wirksame Verkündigung, erklären sie zugleich den Glauben der Jünger. Wenn sie erfundene Erzählungen wären, dann bedeuten sie gar nichts. Die Berichte der Evangelien wurden den Lesern präsentiert als Zeugnis dessen, was Jesus getan und gesagt hatte, als Beweis seiner göttlichen Macht und Herrlichkeit. Die Evangelisten haben gewiss kein bloß biografisches oder historisches Interesse, sie wollen das in Jesus Christus verkündete Heil verkündigen. Aber selbstverständlich will das, was sie bieten, als wirklich geschehen verstanden werden. Sie reden von dem, was Jesus nach dem Zeugnis der Augen- und Ohrenzeugen wirklich getan und gesprochen hat. Die Evangelisten wollen gewiss die Heilsbedeutung des Lebens und Wirkens und Redens Jesu schildern, aber sie schildern es als geschichtlich vollzogen. Der Glaube, der keine Bindung an die Geschichte hat, hängt in der Luft. Sie binden sich streng an die Überlieferung der ursprünglichen Augenzeugen. Als ein Ersatzmann für den Judas gewählt wurde, da musste es einer sein, der von Anfang an mit Jesus gegangen ist und der alles gehört und gesehen hat, was er getan und gesprochen hat.

Drittens: Die Evangelien haben alle Merkmale einer guten Quelle. Für ihre Glaubwürdigkeit sprechen die schlichte Erzählungsart, die aufrichtige Darlegung der eigenen Schwächen, die genaue Kenntnis der Orts- und Zeitverhältnisse. Charakteristisch für die Evangelien ist die größtmögliche Knappheit der Form. Hier wird nichts romanhaft ausgemalt, sondern hier kommt es allein auf den religiös-lehrhaften Zweck der Einzelstücke an. Nur das Wesentliche wird berichtet; gerade dadurch tritt die religiöse Bedeutung des Erzählten deutlich hervor. Romanhafte Erzählungen finden sich in den unechten Evangelien, die von der Kirche abgewiesen wurden. Der Inhalt der Evangelien enthält viele Züge, die als untrügliche Kennzeichen der Geschichtlichkeit gelten müssen. Der unverfälschte Erdgeruch Palästinas ist auf Schritt und Tritt zu spüren. Die sachliche Richtigkeit der geschilderten geschichtlichen Tatsachen lässt sich auch aus anderen Quellen beweisen. Die Jünger Jesu werden nicht idealisiert. Sie werden in ihrer Beschränktheit, in ihrer Langsamkeit des Verstehens dargestellt. Unbefangen und schonungslos wird berichtet, dass sie gegenüber dem Anspruch Jesu versagt haben. Denken wir etwa an die schmachvolle Verleugnung Jesu durch Petrus, den ersten der Apostel. Sie wird in allen Evangelien wahrheitsgetreu berichtet. Oder denken wir an die Szene vom Seelenkampf Jesu im Garten Gethsemane, wo er zitternd und zagend eine Hinwegnahme des Leidensbeckers erbat. Das ist doch keine Erfindung der Phantasie, das ist doch keine Verherrlichung, die nachträglich geschaffen wurde! Das ist der Bericht von einer Tatsache. Auch das jüdische Volk, seine soziale und religiöse Schichtung, seine Lebensgewohnheiten, seine Wünsche und Hoffnungen und sein daraus sich ergebendes Verhalten gegenüber Jesus sind ganz lebensecht gezeichnet. Die theologischen Anschauungen und die religiöse Praxis der Schriftgelehrten und Pharisäer, die Sadduzäer und Persönlichkeiten wie Herodes der Große, Herodes Antipas, Pilatus sind geschichtlich richtig dargestellt. Die Form der Worte Jesu in den Evangelien verrät durch ihre offenkundige Gleichartigkeit mit den Redeformen der rabbinischen Überlieferung ihre Bodenständigkeit und Echtheit. Auch in der griechischen Sprachgestalt ist der ursprünglich semitische Wortlaut noch bei vielen Worten Jesu deutlich zu erkennen. Das Bild von Jesus ist bei allen Evangelisten das gleiche. Es sind nicht etwa – wie die Ungläubigen

behaupten – von einem Evangelium zu einem späteren Christus mehr göttliche Züge zugeichtet worden, nein, das Selbstbewusstsein, das Jesus bei allen dreien bekundet, ist das gleiche. Der Gesamteindruck des Christusbildes der Evangelien, seine Geschlossenheit und einmalige Größe, die Verbindung mit menschlichen Zügen (der Herr ist müde, er schläft im Schiffein ein) mit hoheitsvoll Göttlichem (er befiehlt dem See und dem Sturm), das alles spricht für die Glaubwürdigkeit der Evangelien. Darin liegt der Grund, warum die Evangelien nicht durch Legende und Mythos zusammen mit geschichtlichen Erinnerungen verbunden worden sind, nein, das Christusbild der Evangelien ist das des urchristlichen Glaubens, und das ist dasselbe wie das des geschichtlichen Jesu. Im Glauben, meine lieben Freunde, darf man nicht nachlässig sein, darf man nicht gleichgültig sein. Der Glaube muss stimmen. Zuviel hängt davon ab, was man glaubt. Vor allem bezieht sich das natürlich auf die Person Jesu. Entweder er ist der menschgewordene Gottessohn, dem wir unser Leben weihen, auf den wir trauen, auf den wir bauen, dem wir gehören und dem wir gehorchen, oder er ist eine der vielen religiösen Gestalten, wie wir sie aus der Geschichte der Religionen kennen, und dann ist er für uns unverbindlich. Bis zum Auftreten Luthers war sich die Christenheit einig, wer Jesus Christus ist, nämlich das ewige Wort des himmlischen Vaters, der menschgewordene Sohn Gottes, Gott von Gott, wahrer Gott vom wahren Gott. Seit der Glaubensspaltung besteht diese Einigkeit im Glauben an Jesus nicht mehr. Viele evangelische Theologen lehnen die Gottheit Jesu und seine Gleichwesentlichkeit mit dem Vater ab; und das sinkt natürlich auch ins Volk ab. Das hat grundstürzende Auswirkungen. Vor geraumer Zeit ging ein evangelischer Theologiestudent, der später Pastor geworden ist, Paul Scharpf – wir wissen sogar seinen Namen –, zu seinem berühmten Lehrer, dem evangelischen Theologieprofessor Wilhelm Herrmann in Marburg. Sie kamen auf das Gebet zu sprechen. Da sagte Herrmann, der berühmte evangelische Theologe wörtlich: „Wie, zu diesem Menschen Jesus beten, der vor neunzehnhundert Jahren gelebt hat, das wäre genauso, wie wenn ich zu meiner verstorbenen Großmutter beten würde. Das ist Ahnenkult.“ So wörtlich der evangelische Theologieprofessor, der Erzieher vieler Pfarrer und Theologen in seiner Aussage über unseren Herrn und Heiland Jesus Christus. Meine lieben Freunde, ich sage Ihnen das alles, um Sie im Glauben zu stärken, um Sie im Glauben zu festigen, um Sie im Glauben unerschütterlich zu machen. Denn die Welt ist voll von Keimen des Unglaubens, und leider Gottes auch in der Theologie. Es gibt nicht zwei Jesusse, den historischen, der ein harmloser Wanderprediger war, und den dogmatischen, der der Sohn Gottes sein soll. Es gibt nicht zwei Jesusse, von denen der eine wahr und der andere erdichtet ist. Der geglaubte und der historische Jesus sind eins, sind untrennbar. Es gab einmal eine Krise unter den Anhängern Jesu. Das war, als er seine Rede über die Eucharistie hielt. In dieser Krise „verließen viele“, so steht im Johannesevangelium, „Jesus und gingen nicht mehr mit ihm“. Hat Jesus etwas zurückgenommen von seinen Aussagen? Nichts. Er fragte sie nur: „Wollt nicht auch ihr gehen?“ Da antwortete Simon Petrus: „Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir haben geglaubt und erkannt, dass du der Heilige Gottes bist.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Wirklichkeit Jesu Christi (1)

Der lebendige Jesus

21.02.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ich hatte mir vorgenommen in dieser Bußzeit, die Wirklichkeit unseres Heilandes Jesus Christus vor Ihren und meinen Augen erstehen zu lassen. Wir möchten ihn immer besser erkennen, damit wir ihn immer mehr lieben und ihm immer treuer folgen. Wir wissen es: Jesu Verkündigung gilt der Verherrlichung des Vaters, der Erfüllung des göttlichen Willens, der Aufrichtung des Reiches Gottes. Neben diesem Ziel, neben diesem einzig Notwendigen hat die irdische Zielsetzung wenig Gewicht und keinen Platz. Es scheint, als ob Jesus nur für die Herrlichkeit des Vaters entzündet wäre und die Werte des Diesseits, die irdischen Werte, daneben laufen ließe, missachtete, verkannt hätte, oder wenigstens als ob ihm diese irdische Welt mit ihren Gegensätzen und ihren Spannungen etwas Gleichgültiges wäre. Das Leben, das ihm auf den stillen Hochtälern Galiläas begegnete oder ihm in den Städten wie Jerusalem und Bethsaida umflutete: Hat er das Leben geflohen oder hat er es gemeistert? Kein Zug im Leben Jesu, kein Zug in seinem Bilde ist von den Evangelisten so eindeutig und kraftvoll herausgearbeitet worden wie die Leidenschaft für den himmlischen Vater. „Meine Speise ist es, den Willen des Vaters im Himmel zu tun.“ „Niemand kennt den Sohn als der Vater und niemand kennt den Vater als der Sohn.“ Jesus ist ganz erfüllt von dem lebendigen Gott. Seine Botschaft knüpft an die Predigt der Propheten an, für die Gott der lebendigste und wirklichste Gegenstand war. Für Jesus ist der Vater der immer Tätige: „Mein Vater wirkt bis jetzt, und auch ich wirke.“ Er ist der immer Tätige, er ist der immer Wirkende. Er schickt Sonne und Regen, er kleidet die Lilien des Feldes, er nährt die Raben, kein Sperling fällt ohne seinen Willen vom Dach, und alle Haare des Hauptes sind beim Menschen gezählt. Das Brot, das wir essen, ist Gabe des Vaters. Der Mensch gehört nach seinem ganzen Sein und Wirken Gott an, so wie ein Schaf seinem Hirten und Herrn. Und darum ist auch das Geschick der Menschen vom Willen Gottes getragen. Nicht ein augenloses Schicksal sitzt am Webstuhl der Zeit, sondern der Wille des Vaters regiert die ganze Welt. Einmal warnten wohlmeinende Pharisäer Jesus vor dem König Antipas: „Er will dich töten.“ Jesus antwortete: „Siehe, ich treibe Dämonen aus und vollbringe Heilungen heute und morgen; erst übermorgen werde ich vollendet“, d.h.: mein Schicksal ruht in der Hand Gottes, nicht in der Hand des Herodes Antipas. Bei ihm steht der Ablauf des Weltgeschehens, seine Erschütterungen und seine Kriege bis zum letzten Tage. Einmal kamen einige Leute zu Jesus und erzählten ihm von den Galiläern, deren Blut Pilatus vergossen hatte, als sie gerade opferten. Er erwiderte ihnen: „Meint ihr, dass diese Galiläer größere Sünder gewesen wären als die übrigen Galiläer, weil sie solches erleiden mussten? Wenn ihr euch nicht bekehrt, wird es euch genauso ergehen.“ Und dann erzählten ihm andere von den achtzehn Personen, die beim Umsturz des Turmes von Siloe ums Leben gekommen waren. „Meint ihr, sie seien schuldiger gewesen als alle anderen Bewohner von Jerusalem? Wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr alle umkommen.“ Das Los der Menschen hängt nicht von irdischen Begebenheiten ab, sondern vom Willen des Vaters. Von hier aus kann Jesu Stellung zum Dasein nur

eine bejahende sein, ja, eine gehobene. Nicht eine kalte Notwendigkeit, nicht die Unerbittlichkeit des Schicksals tritt ihm entgegen, sondern der Wille des Vaters. Für Jesus gibt es keine tote Natur. Im Berg und im Wasser, in den Blumen und in den Vögeln und vor allem natürlich im Menschen sieht Jesus den Vater, begegnet er dem Lebendigsten, Köstlichsten, was es gibt, nämlich dem Vater. Und so wird seine Berührung mit der wirklichen Welt auch eine Berührung mit dem Willen des Vaters, ein unmittelbares Erleben seiner Weisheit, seiner Macht, seiner Güte. Darum ist Jesus eine realistische Naturbetrachtung zu eigen. Er freut sich über die Vögel des Himmels, die nicht säen und nicht ernten, und doch ernährt sie der himmlische Vater. Er sieht die Lilien des Feldes, sie spinnen nicht und sie weben nicht, aber nicht einmal Salomon in seiner Herrlichkeit war gekleidet wie eine von ihnen. Er betrachtet die Kinder auf der Gasse, wie sie pfeifen, singen, tanzen und schmolten. Er gedenkt der Freuden der jungen Mutter, die ihre Schmerzen vergisst, wenn das Neugeborene zur Welt gekommen ist. Er bemerkt die Hausfrau, die den verlorenen Denar im Hause sucht. Das Kleine und Kleinste hebt er auf und betrachtet es liebevoll. Natürlich betreibt Jesus keinen reinen Naturkult, wie das heute vielfach der Fall ist, sondern die Natur ist ihm nichts anderes als der plastisch ausgeformte Wille Gottes. Er sieht in der Natur deren Schöpfer. Seine Liebe zur Natur ist nichts anderes als eine andersgewendete Liebe zu Gott.

Herrlicher freilich noch schließt sich Jesus dem Menschen auf. Ist doch das menschliche Wesen derart vom Willen des Vaters durchpulst und mit ihm verbunden, dass man Gott nicht wollen kann, ohne auch den Menschen zu wollen. Das Alte Testament hatte die beiden Gebote der Gottes- und der Nächstenliebe nebeneinander gestellt; Jesus verbindet sie: „Alles, was ihr von den Menschen erwartet, das sollt ihr ihnen tun; das ist das Gesetz und das sind die Propheten.“ Die Menschenliebe Jesu ist Gottesliebe, nur von einer anderen Seite her gesehen. Er kennt keinen reinen Menschenkult, der von Gott absieht. Er liebt die Menschen, weil Gott sie liebt. Im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschlands steht der Satz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Warum? Das haben die Väter des Grundgesetzes vergessen, zu sagen. Sie ist unantastbar, weil der Mensch das Ebenbild Gottes ist, weil Gott ihn nach seinem Bilde geschaffen hat, deswegen ist die Menschenwürde unantastbar; das haben die Schöpfer des Grundgesetzes vergessen. Er nahm ein Kind und stellte es in die Mitte – die Kinder hat er vor allem geliebt: „Wenn ihr nicht werdet wie Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Er versteht es, sich in fremde Gemütszustände einzufühlen: in die Angst eines Vaterherzens. Der Synagogenvorsteher Jairus kommt zu ihm, weil seine Tochter gestorben ist. Seine Bekannten sagen: „Was belästigst du den Meister?“ Jesus aber spricht zu Jairus: „Sei ohne Furcht, glaube nur.“ Jesus versteht den Schmerz einer vereinsamten Mutter. Als er nach Naim kommt, trägt man eben einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Witwe war. Jesus empfindet Mitleid mit ihr und spricht: „Weine nicht!“ Er versteht auch den Schmerz des gelähmten Mannes, den man vor ihn bringt. Jesus spricht zu ihm: „Sei getrost, mein Kind, deine Sünden sind dir vergeben.“ Sein Verhalten gegen Gestrauchelte ist besonders ergreifend. Einmal bringt man eine Frau zu ihm, die beim Ehebruch ertappt wurde – darauf stand die Strafe der Steinigung –, da sagt Jesus: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.“ Und da gingen alle fort, vom einen bis zum anderen, vom ersten bis zum letzten; keiner hob einen Stein auf. Da fragte er die Frau: „Hat dich keiner verurteilt?“ „Keiner, Herr.“ „So will auch ich dich nicht verurteilen. Gehe hin und sündige nicht mehr!“ Und wie war er gütig gegenüber dem verleugnenden Petrus. In der schwersten Stunde des Herrn sagte dieser: „Ich kenne den Menschen nicht“, mit dem er so lange gewandert ist, der ihn so ausgezeichnet hat, der ihn zum ersten der Apostel gemacht hat: „Ich kenne den Menschen nicht.“ Und was sagt Jesus? Nichts. Er schaut ihn nur an mit einem Blick, und in diesem Blick liegt mehr als in vielen Worten. Eine Frau, eine Sünderin, eine Dirne trat hinzu, als er im Hause eines Pharisäers zu Tische saß. Sie benetzte seine Füße mit ihren Tränen, sie trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes, sie küsste die Füße und stellte Öl bereit, um sie zu salben. Der Herr ließ es geschehen, weil er die Reue und die Liebe der Frau sah. Dann sprach er: „Deine Sünden sind dir vergeben. Dein Glauben hat dir geholfen. Gehe hin in Frieden!“ So hat Jesus den Umgang mit den Sündern gepflegt.

Und wie wird er ergriffen, wenn er auf menschliches Leid trifft. Wie oft steht im Evangelium: „Er hatte Mitleid mit ihnen“ oder „Es jammerte ihn, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben“. Wiederholt weist Jesus fremde Bitten ab, aber niemals eine Bitte um Hilfe in Not. Er heilte sie alle.

Nicht selten wartet er gar nicht, bis man ihn anfleht. In der Synagoge war ein Mann mit einer verdorrten Hand. Jesus sprach zu ihm: „Komm her, stell dich in die Mitte!“ Dann befahl er ihm: „Strecke deine Hand aus!“ Er streckte sie aus, und seine Hand war gesund. Lieber gibt er den Pharisäern durch eine scheinbare Missachtung des Sabbatgebotes Ärgernis, als dass er die Hilfe verweigert. Er kann kein Elend in seiner Nähe sehen. Er ist bereit, das Essen aufzuschieben, wenn er einen Kranken sieht. Er ging in das Haus eines vornehmen Pharisäers, um zu speisen, da trat ihm ein wassersüchtiger Mann entgegen. Er fasste ihn an, heilte ihn und ließ ihn von dannen gehen, erst dann setzte er sich zu Tisch. Und was hat er für zärtliche Worte für die Armen, für die Geplagten. „Mein Kind“, spricht er zu dem Gelähmten, „meine Tochter“, sagt er zu der kranken Frau. Und wenn sich der menschliche Jammer abgrundtief vor ihm auftut, etwa vor dem Grab des Lazarus oder vor dem todgeweihten Jerusalem, da erschauert er im Geiste und erregt sich selbst, ja, da weint er. So sehr ist der Nächste sein eigenes Ich, dass ihm selbst getan wird, was man dem Geringsten seiner Brüder getan hat. Jesus sieht den Menschen. Er sieht ihn aber nicht bloß in Sünde und Schuld, nein, er sieht auch sein tiefes Leid. Und sein ganzes reiches, weites Herz gehört den Menschen in ihrem Leid, aber auch in ihrer Freude. Er nimmt unbefangen an den kleinen Freuden teil, die der Tag bringt. Er lässt sich zu Tische laden, und wenn seine Gegner ihn deswegen als Fresser und Weinsäufer beschimpfen, so stört ihn das nicht. Einmal veranstaltet Levi ein großes Mahl, ein andermal isst er im vertrauten Kreis bei Simon und dessen Schwiegermutter oder bei der geschäftigen Martha. Er lädt sich selbst ein bei Zachäus: „Ich muss heute in deinem Hause sein.“ Das Mahl und die Hochzeit dienen ihm auch als Bilder für die jenseitige Freude. Sie bilden den Rahmen und den Stoff für seine Gleichnisse. Nietzsche hat einmal die Meinung vertreten: „Jesus hat nie gelacht.“ Woher weiß er das? Wie sollte der nicht selber eine tiefe, reine Freude empfunden haben, der die frohe Botschaft vom Vater verkündet und der in allem Fröhlichen und in allem Herben das Walten des himmlischen Vaters bezeugt? Im Willen des Vaters liebt Jesus die Menschen und ihr Leben, nicht bloß ihr Weinen, sondern auch ihr Lachen hat es ihm angetan.

Von demselben Vaterwillen gewinnt er auch ein inneres Verhältnis zu dem, was sich an Unrat und Schlamm auf dem Grunde des Menschentums absetzt. Er gewinnt auch ein Verhältnis zu seinen Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten. Kein Auge sieht so scharf wie das seine den Jammer des allzu Menschlichen. „Ihr seid arg“, sagt er seinen Zuhörern; „Ihr seid boshaft“, herrscht er sie an; „Ihr seid ein falsches und ehebrecherisches Geschlecht“, so wirft er ihnen vor. Etwas wie eine innere geheime Abneigung gegen dieses verbogene und verzerrte Menschentum muss in seiner Seele gelebt haben, deswegen muss er es noch weiter ertragen. Aber er übt eben die Geduld, die Geduld des Ertragens und des Aushaltens. Er lässt das Unkraut wachsen bis zur Ernte. Einmal zog er durch Samaria, also jenes Gebiet in Palästina, das den Juden feindlich war. Und sie nahmen ihn nicht auf, sie gaben ihm nicht einmal für die Nacht eine Herberge. Da sagten die Jünger Jakobus und Johannes: „Herr, willst du, so werden wir Feuer auf dieses Dorf herabrufen.“ Jesus antwortete ihnen: „Ihr wisst nicht, wessen Geistes ihr seid. Der Menschensohn ist nicht gekommen, Seelen zu verderben, sondern zu retten.“ Im Willen des Vaters wurzelt Jesu königliche Überlegenheit über alle Verzerrungen des menschlichen Kulturlebens, über allen Zerklüftungen und Gegensätzen. Er steht jenseits aller politischen und wirtschaftlichen Kämpfe. Einmal trat einer aus der Volksmenge zu ihm und sagte: „Meister, sag meinem Bruder, er soll sein Erbe mit mir teilen.“ Da entgegnete er: „Mensch, wer hat mich zum Erbteiler über euch gesetzt?“

Wie steht Jesus zum Leben, meine lieben Freunde? Nichts von Weltmüdigkeit, nichts von Weltschmerz, nichts von Weltüberdruß und auch nichts von Weltflucht ist an ihm. Mit beiden Augen sieht er die Wirklichkeit, mit beiden Händen erfasst er sie und mit seinem ganzen Herzen bejaht er sie. Es gibt keine Wirklichkeit, die er gewalttätig hinwegleugnen möchte oder über die er hinwegsehen wollte. Jesus ist kein Träumer, er ist Realist, der vollen, ganzen Wirklichkeit zugewandt, ob Schatten oder Licht von ihr ausgeht. Und seine Hingabe an die Menschen und an die Dinge ist kein bloßer Gehorsam gegen Gott, der das Herz kalt lässt, nein, der Wille Gottes und die Dinge sind für ihn nichts Getrenntes. Der Wille Gottes ist vielmehr in den Dingen und durch die Dinge lebendig. Indem Jesus den Willen Gottes liebt, liebt er auch die Dinge aus ihren Wesenheiten heraus. Gerade weil für Jesus die Wirklichkeit nicht anders besteht als im Ausdruck des Vaterwillens, ist seine Liebe zu ihr von

der Liebe des Vaters aufgenommen. Er gehört der Wirklichkeit, die ihn umgibt, nicht anders als dem Vater im Himmel. Und darum gibt er sich niemals restlos gefangen. Er ist stets überlegen über alle Wirklichkeiten, auch über alle Reize. Als der Satan ihm große Angebote macht, da sagt er: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.“ Er ist von einer wunderbaren inneren Gehaltenheit. Er ist eine Person, die eine selbstsichere Überlegenheit über alle Stimmungen und Empfindungen hat, und das alles verklärt und erhebt seine Lebensfreude: sein langes Fasten in der Wüste, seine durchwachten Nächte, sein armes Wanderleben, sein angestregtes Predigen, seine Hingabe an die Armen und Elenden, die vornehme Art seiner Auseinandersetzung mit seinen Feinden, vor allen aber der Heroismus seines Lebens und Sterbens können nur aus einem Herzen verstanden werden, das sich selbst vollendet besitzt, aus einem Herzen, das nicht von den Dingen gelebt wird, sondern selbstmächtig in ihnen lebt. Jesus hat das Leben nicht geflohen, er war dem Leben nicht untertan. Er hat das Leben gemeistert.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Wirklichkeit Jesu Christi (2)

Der betende Jesus

28.02.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus ist der menschgewordene Gottessohn. Er bleibt Gott, aber er nimmt an, was er nicht hatte, nämlich eine Menschennatur. Und als Mensch hat er ein ganzes, vollmenschliches Leben geführt. Er ist gewandert, er ist müde geworden, er hat gebetet. Und das soll das Thema unserer heutigen Überlegungen sein: Der betende Jesus.

Die Evangelien beschreiben einstimmig das Erdenleben Jesu als ein Leben des Gebetes. Schon als das erste Mal der Vater sich zu ihm bekannte, nämlich bei der Taufe im Jordan, da heißt es: „Jesus betete, und dann tat sich der Himmel auf.“ Sein Heilandswirken wird als eine beständige Zwiesprache mit dem himmlischen Vater geschildert. „Des Morgens stand er früh auf und kam in eine wüste Stätte und betete daselbst“, berichtet Markus. „Er aber zog sich zurück in öde Gegenden und betete“, schreibt Lukas. „Und da er das Volk entlassen hatte, stieg er auf einen Berg, um allein zu beten“, berichtet Matthäus. Immer wieder schreiben die Evangelisten von dem stillen, einsamen Beten Jesu, besonders der Evangelist Lukas. Er merkt eigens an, dass Jesus den Berg der Verklärung bestieg des Betens wegen. Von ihm erfahren wir auch, dass die Apostelwahl durch eine Nachtwache Jesu im Gebet vorbereitet wurde: „Und es begab sich in diesen Tagen, dass er auf einen Berg stieg und betete, und er verbrachte die ganze Nacht im Gebete mit Gott. Als es Tag geworden war, rief er seine Jünger.“ Das messianische Wirken Jesu geschah ganz und gar in der Kraft des Gebetes. Als er an das Grab des Lazarus geführt wurde, da betete Jesus: „Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast. Ich wusste, dass du mich allezeit erhörst.“ Jesus beurteilte seine Wundertat als Gebetserhörung. Auch als Jesus den Taubstummen heilte, da blickte er zum Himmel auf und seufzte, ehe er sein „Öffne dich!“ sprach. Und von dem tobsüchtigen Knaben erklärt er: „Diese Art wird nur ausgetrieben durch Gebet und Fasten.“ Sämtliche Evangelisten erzählen, dass er „dankend Brot in seine Hände nahm“ und so die Brotvermehrung einleitete. Jesus hat sich von den offiziellen jüdischen Gebeten nicht ausgeschlossen. Er hat am Synagogengottesdienst teilgenommen, er hat die dabei gesprochenen Gebete mitgebetet, er hat sich an den Pilgerfahrten in den Tempel beteiligt, er hat auch die Sitte des Tischgebetes beobachtet, und die Liturgie des Paschamahles hat er wie jeder andere gesetzestreue Jude gefeiert. Auch der Wortlaut mancher Gebete Jesu ist uns bekannt. Denken wir an das Gebet am Ölberg, das Gebetswort für seine Feinde am Kreuze, den Gebetsruf aus den Psalmen 22 und 31, den Jubelruf, an das hohepriesterliche Gebet, das uns Johannes überliefert hat. Alle diese Gebete – mit Ausnahme der Psalmen – beginnen mit der Anrede „Vater“. Es gibt kein Beispiel dafür, dass Jesus sich mit den Jüngern in einem gemeinsamen Gebet zusammengeschlossen hätte. Er betet anders und auf andere Weise als seine Jünger; das hängt mit seinem Selbstbewusstsein zusammen. Er ist ja keiner von ihnen, er ist einer aus der Gottheit. Er betet deswegen anders, weil er der wesensgleiche Sohn des himmlischen Vaters ist. Wenn Jesus betet, dann tut er es mittels seines menschlichen Willens. Wenn er als Bittsteller beim Vater auftritt, dann zeigt das, dass er nach seiner menschlichen Natur vom

himmlischen Vater abhängig ist. Es ist auch zu beachten, dass es kein Gebet Jesu gibt, in dem ein Schuldbekenntnis oder ein Schuldbewusstsein sich zeigt; er ist der Sündlose.

Wie die messianischen Krafttaten Jesu so stand auch sein messianisches Leiden unter dem Zeichen des Gebetes. Im hohepriesterlichen Gebet weiht sich Jesus dem himmlischen Vater, der Ehre des Vaters; dankend und segnend stiftet er das Bundesmahl, das eucharistische Opfersakrament; in Gethsemane holt er sich in einem ergreifenden Gebet Kraft zum messianischen Opfer. Und mitten in der Todesqual drängt sich auf seine Lippen das Gebet des Psalmisten: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Auch hier ist es wieder Lukas, der noch zwei Worte Jesu am Kreuze uns überliefert, nämlich: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ und schließlich: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Ein Blick in das Beten Jesu ist ein Blick in seine geheimnisvolle Beziehung zum himmlischen Vater. Jesus wusste sich in steter Lebensgemeinschaft mit seinem Vater: „Ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel Gottes niedersteigen und aufsteigen über dem Menschensohn.“ Dieses Bewusstsein innerer Gottverbundenheit ward ihm zugleich mit seiner menschlichen Natur geschenkt, und das war ihm eine beglückende Nötigung von Jugend auf. „Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?“, sagt der zwölfjährige Jesus. Kein anderes Wort ist bezeichnender für sein Gebet als das immer wiederkehrende „mein Vater“. Die Jünger werden von ihm angedredet als „euer Vater“, aber er hat eine einzigartige Beziehung zu „seinem Vater“. Er schließt sich mit dem Vater zu einer Einheit zusammen, die er ausdrückt: „Niemand kennt den Vater als der Sohn.“ Gott bekennt sich zu ihm als himmlischer Vater in dem Worte: „Du bist mein geliebter Sohn.“ Das ist das Höchste und Tiefste, in dem die menschliche Seele Jesu sich ihrer unvergleichlichen in der Personeneinheit mit dem göttlichen Worte gründenden Gottbezogenheit bewusst wird. Das Gebet Jesu ist ein ständiges Bewusstwerden seiner Beziehung zum Vater, eine ständige Auswirkung seines Kindesbewusstseins. Im Gebet Jesu vollzieht sich der Lebensaustausch seiner Menschheit mit dem himmlischen Vater.

Weil es aus der Tiefe seines persönlichen Lebens hervorquillt, ist das Gebet Jesu seine persönlichste, innerlichste Tat. Mit scharfen Worten wendet er sich gegen den Redeschwall und Mechanismus beim Gebet: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht Worte häufen wie die Heiden.“ Was persönlich und wahr empfunden wird, kann nur schlicht und einfach sein. Jesus verwirft auch alles, was die Reinheit der Gebetsabsicht beflecken könnte, alles Schielen auf Menschenlob: „Die haben ihren Lohn davon, die sich auf die Straße hinstellen und beten. Nein, wenn du betest, geh in dein Kämmerlein, schließ die Türe zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen.“ Das Beten verlangt eben im Sinne Jesu eine wunderbare Scham. Alles Außermenschliche, Außerseelische, alles Unpersönliche muss von ihm fern bleiben. Im Gebet berühren sich das menschliche Ich und das göttliche Du, und da hebt das große Schweigen an, weil Gott redet. Die innere Bezogenheit auf das göttliche Du ist Jesus wesentlich. Sein Gebet gilt nur einem: dem Willen des Vaters, im Vollbringen des Guten wie in der Abwehr des Bösen. „Dein Name werde geheiligt! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden! Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern! Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen!“ Freilich um den täglichen Bedarf dürfen wir beten: „Gib uns unser tägliches Brot“, aber nur um unser tägliches Brot, für heute. Und was sonst noch ein Kind von seinem Vater erbitten mag; irgendwie hat es immer Bezug auf Gottes Willen, auf Gottes Absicht. Gott ist der eigentliche Inhalt des Gebetes, sein Wille, sein Reich. Jesu Beten ist Einordnung in den Willen des Vaters. Das fällt natürlich am schwersten bei dem göttlichen Zulassen. Hier muss sich bewähren, ob der reine Wille Gottes in mir zur Herrschaft gelangt ist, und deswegen offenbart sich das Wesen des Gebetes Jesu niemals deutlicher als am Ölberg. Jesus ging ein wenig weiter, fiel auf sein Angesicht, betete und sprach: „Mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Des Vaters Wille bleibt auch im Todeskampf für Jesus das letztlich Entscheidende. Sein Beten auf dem Ölberg ist ein Tasten nach dem Willen des Vaters, ein Sich-Einschmiegen in diesen Willen. Mit erschütternder Anschaulichkeit tritt hier der Wesenskern des Betens Jesu uns vor Augen, die unbedingte Bejahung des göttlichen Willens. Ein Beten, das von der Erfüllung dieses Willens absehen und nur Persönliches erstreben würde, oder das den klaren göttlichen Willen umbiegen oder erweichen möchte, das stünde nicht auf der Höhe des Gebetes Jesu. Jesus hat nie um etwas Persönliches zum Vater gerufen. In der ersten und zweiten Ver-

suchung weist er ein solches Gebet ausdrücklich ab. Sein Beten stand im Dienst des Reiches Gottes und der Ehre des Vaters. Jesus hat auch niemals gefragt: Warum?, sondern der Wille des Vaters ist ihm das schlechthin Höchste, die Offenbarung der Ehre des Vaters. Dass ein Mensch blindgeboren wurde, dass der Menschensohn leiden muss, das geschieht, damit die Werke des Vaters offenbar werden, auf dass die Schrift erfüllt werde; weiterzufragen ist nicht seines Geistes. Weil alles Beten Jesu nur um Gottes willen, um der Ehre des Vaters willen geschieht, darum sind seine Gebete mit Vorzug Dankgebete. Er nimmt kein Brot, keinen Fisch in seine Hand, er beginnt keine Mahlzeit, ohne dem Vater zu danken. Vor der Leiche des Lazarus betet er: „Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast.“ Den geheilten Besessenen von Gerasa mahnt er: „Geh in das Haus zu den Deinen und verkünde, was Großes der Herr an dir getan hat!“ Er tadelt die Undankbarkeit der Aussätzigen: „Sind nicht zehn rein geworden? Und warum kommt nur einer, ein Fremdling, der Gott die Ehre gibt?“ Auf der Höhe seines messianischen Wirkens, da er in seinen Jüngern die Früchte reifen sieht, da bricht sein übervolles Herz aus in den Lobspruch: „Vater, ich preise dich, Herr des Himmels und der Erde, dass du solches den Weisen und Klugen verborgen, aber den Kleinen geoffenbart hast. Ja, Vater, so war es wohlgefällig vor dir.“ Soweit wir um Bittgebete des Herrn wissen, beziehen sie sich fast ausschließlich auf die Herrlichkeit des Vaters und die Sicherung seines Reiches. Er betet für Petrus, dass sein Glaube nicht wanke; er fleht für die Jünger: „Vater, ich will, dass, wo ich bin, auch diese mit mir seien.“ Er will einst den Vater bitten, dass er den Jüngern den Tröster sende, und er verspricht all die vor seinen Vater im Himmel zu bekennen, die ihn selbst vor den Menschen bekennen. Und wenn er einmal – wie am Ölberg – für sich selbst betet, um die Abwendung des Schlimmsten, da wissen wir doch, dass er als Letztes und Entscheidendes den Willen des Vaters sucht und bejaht. Der einzige und eigentliche Gegenstand des Betens Jesu ist der Wille des Vaters; der menschliche Wille hat sein Recht verloren.

Nun wissen wir ja, dass der Herr die Beter ermuntert hat, ihre Anliegen vor Gott vorzutragen: „Bittet, so wird euch gegeben; klopfet an, so wird euch aufgetan.“ Hier zeigt sich eine weitere Eigenart des Betens Jesu, nämlich seine glaubensgewaltige Zuversicht; sie lässt sich vom betenden Jesus gar nicht trennen. In der Parabel vom ungerechten Richter, welcher der Witwe nur nachgibt, weil er Gott nicht fürchtet und die Menschen scheut, weil sie ihm lästig sind, im Gleichnis von dem zudringlichen Freund, der dem anderen nur gibt, weil er ihn fortwährend um ein Brot bittet und man ihn wegen der schlafenden Kinder nicht abweisen kann, im Gleichnis von der Macht der natürlichen Elternliebe, die dem Kind nicht einen Skorpion gibt, wenn es um ein Ei bittet, da wandelt Jesus immer wieder sein Wort ab: „Alles, worum ihr im Gebet bitten werdet, werdet ihr empfangen, sofern ihr glaubt.“ Es gibt also eine Bedingung der Erhörung: es ist der Glaube, es ist die Zuversicht, es ist das Vertrauen, es ist die Einfügung in den Willen Gottes. Wir dürfen beten, wir dürfen um alles beten, was erlaubt ist, aber es muss immer dazu gesagt werden: wenn es dein Wille ist. Wenn du willst, kannst du mich gesund machen. „Habt Glauben an Gott“, sagt der Herr, „wahrlich, ich sage euch: Wenn einer zu diesem Berge sagt: Hebe dich hinweg und stürze dich ins Meer, und er zweifelt nicht an dem, was er sagt, sondern glaubt, dass es geschieht, dann wird es geschehen. Ich sage euch: Was immer ihr bittet und betet, glaubt, dass ihr es empfanget und es wird euch werden.“ Vielleicht hat der heilige Johannes empfunden, dass das Bittgebet von den Menschen missbraucht werden kann, dass sie sich auf diese Worte des Herrn stützen und dann meinen, sie können automatisch Erhörung ihrer Gebete verlangen. Deswegen ermuntert auch Johannes zum Bittgebet, immer wieder, aber er fügt immer hinzu: Es muss im Namen Jesu oder im Namen des himmlischen Vater gebetet werden, also in der Gesinnung, wie sie Jesus hatte, also in der Bereitschaft, wie sie Gott zu Eigen ist. Wir müssen in der Absicht Jesu beten und diese Absicht haben wir heute kennengelernt, es ist die Absicht, den himmlischen Vater zu verherrlichen. Der Glaube darf grenzenlos sein, die Zuversicht darf grenzenlos sein, denn dem Vater ist alles möglich. Vor seiner Allmacht zerbricht jedes Naturgesetz; er versetzt Berge. Aber nur in der Ergebung im Vaterwillen ist unser Bitten wohl geborgen. Eine Fehlbitte gibt es nicht für den, der sich den Willen des Vaters zu Eigen macht.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Wirklichkeit Jesu Christi (3)

Das erlöserische Wort des Herrn

06.03.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das ganze Leben Jesu ist von erlöserischer Qualität. Alles, was er tut und sagt, dient dazu, uns das Heil zu verschaffen. Im Glaubensbekenntnis heißt es: „Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist er vom Himmel herabgestiegen“, d.h. die Gesamtheit seines Lebens dient unserer Erlösung, dient unserem Heil. Die Beschneidung genauso wie die Taufe im Jordan, die Heilungen, die Totenerweckungen, die Siege über die Dämonen, alles ist von erlöserischer Kraft, also auch sein Wort. Schon in seiner Erstlingsrede in Nazareth hebt der Herr hervor, wozu er gekommen ist: „Der Geist des Herrn ruht auf mir; er hat mich gesalbt, den Armen die Frohbotschaft zu bringen.“ Und er nimmt für sich den Ehrennamen des Lehrers in Anspruch: „Einer ist euer Lehrer: Christus; ihr alle aber seid Brüder.“ Die Weise, in der Jesus Lehrer ist, ist einmalig; alle anderen können nur einem abgewandelten Sinne sich als Lehrer bezeichnen. Wie er lehrt und was er lehrt, das ist unerhört, das ist einmalig. Was Jesus schon im rein menschlichen Bereich zum Lehrer befähigt, ist das Ursprüngliche, Unvermittelte seiner Verkündigung. Er lehrt nicht, was er von anderen gelernt hat. Niemand kann angeben, welchen Lehrer Jesus gehabt hatte; er hatte keinen. Seine Landsleute in Nazareth waren verwundert, als sie ihn reden hörten: „Woher kommt ihm diese Weisheit? Er ist doch des Zimmermanns Sohn.“ Jesus schöpfte aus Eigenem, nicht aus Erlerntem: „Was ich von meinem Vater gehört habe, das rede ich.“ Das einzige Buch, das er zitiert, ist die Heilige Schrift, das Alte Testament. Aber er gebraucht es anders als andere: „Den Alten ist gesagt worden..., ich aber sage euch...!“ Das Wort des Moses, ja selbst das Wort Jahwes ist vor ihm nicht maßgebend. Das Höchste und das Letzte trägt er in seinem gottmenschlichen Bewusstsein. Schon im Tempel waren die Menschen über ihn verwundert: „Alle, die ihn hörten, staunten über seinen Verstand und seine Antworten.“ Und die Volksmassen haben das gleiche empfunden: „Wie versteht dieser die Schrift, da er sie doch nicht gelernt hat?“ Er hat doch nicht zu Füßen von Gamaliel gesessen wie Paulus. Er lehrte ganz anders als die Schriftgelehrten. Sie entsetzten sich, nein, sie waren betroffen über seine Lehre – so muss man das griechische Wort übersetzen –, sie waren betroffen über seine Lehre, denn er lehrte wie einer, der Gewalt hat, und nicht wie die Schriftgelehrten. Weil seine Verkündigung unmittelbar erlebt war, persönliche Wahrheit war, deswegen war sie auch so einfach und schlicht und gleichzeitig packend und gewaltig. „Martha, Martha, du machst dir viele Sorgen; nur eines ist notwendig“; so ein schlichtes Wort hat Menschen, hat Millionen von Menschen bewegt: „Ihr wird viel vergeben, weil sie viel geliebt hat“; das ist der Trost für Millionen von Menschen geworden. Er bevorzugt zwei literarische Arten, nämlich den Spruch und das Gleichnis. Seine Sprüche sind wie gemeißelt, sie prägen sich dem Gedächtnis unauslöschlich ein: „Wer sein Leben verliert, wird es gewinnen“, „Wenn dein Auge dich ärgert, reiße es aus“, „Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, halte ihm auch die linke hin“, „Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, die euch verfolgen“, „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war“, „Fürchte dich nicht du kleine

Herde, denn es hat dem Vater gefallen, euch das Reich zu geben“. In einer anderen Weise der Verkündigung gebraucht er das Gleichnis. In den Gleichnisreden spricht er vom Senfkorn und vom Sauerteig, von der Lilie und der Rebe, vom Wasser und vom Wein, von den Sperlingen und vom Adler, von den Hirten und den Schafen, vom Fischfang und von der Jagd, von der Saat und von der Ernte, von verborgenen Schätzen und nächtlichen Dieben, von ungetreuen Knechten und schurkischen Verwaltern. Hier in dieser schlichten Größe liegt das Kennzeichen des Göttlichen. Die Wahrheit, meine Freunde, ist immer einfach, denn sie bezeugt sich selbst. Die überlegene Ruhe, Stille, Klarheit seines Wortes war die Stimme Gottes, die Wahrheit, die ewig ist. Einmal schickten die Hohenpriester Diener aus, um Jesus zu überwachen. Sie kamen zurück und sagten: „Noch nie hat ein Mensch so geredet wie dieser Mensch da.“ Er lehrte, was er lebte, und er lebte, was er lehrte; er brachte Leben und Lehre vollkommen zur Deckung. Seine Lehre war der Niederschlag seines Wesens, war er selbst. Von Voltaire stammt das bedenkenswerte Wort: „Die Philosophen haben nicht einmal die Gasse bekehren können, in der sie gelebt haben.“ Jesus hat mit seiner Lehre die Menschen zu Gott geführt. Und als er starb, da war er der große Lehrer der Kunst zu sterben. Er ist uns vorgestorben, um zu zeigen, wie man sterben muss.

Zu dieser formalen Seite der Lehre Jesu tritt die inhaltliche. Jesus hat auch inhaltlich Neues gebracht. Er hat erlösende, befreiende Erkenntnisse den Menschen vermittelt. Es war die vornehmste Tat, die eigentliche Leistung seines Lehrtums, dass er der Welt in vollkommenster Weise ihren Gott verkündet hat. Er hat Gott als den Herrn, als das unbedingte letzte Ziel des Menschen, als den einzigen und höchsten Sinn des Lebens, als die eine große Aufgabe des Menschen dargestellt. Jesus hat den Menschen die Binde von den Augen genommen, sodass sie nun sehen konnten, was denn eigentlich Gott, der Herr, ist, und was es heißt, Gott zu dienen. Die alte Welt war nicht gottlos; sie hatte viele Götter, häufig Fruchtbarkeitsgötter. In Ägypten betete man die Sonne an, den Sonnengott Re. Die Fülle der Geister und Gespenster, der Götter und Göttinnen hatte die Erhabenheit Gottes, seine unendliche Vollkommenheit und Heiligkeit in den Vorstellungen der Menschen zerstört. Die Religionen vermochten einen reinen Gottesglauben nicht zu behaupten. Sie huldigten im Großen und Ganzen dem Grundsatz: Wie du mir, so ich dir. Ich biete Gott Gebete und Kultakte an, und Gott muss mir dafür Wohlleben, Kindersegen und Frieden auf Erden schenken. Die Religion war ein Geschäft geworden. Der Mensch bietet der Gottheit sittliche und kultische Leistungen an, und die Gottheit entschädigt ihn dafür mit entsprechenden Gegenleistungen, d.h. die Gottheit wurde hier dem Menschen dienstbar gemacht. Die Religion war nicht mehr die freie Tochter des Himmels, sondern die Sklavin der Gewinnsucht und der verfeinerten Selbstsucht. Es ist die große schöpferische Tat Jesu, dass er diese unwürdige Gottesvorstellung ein für allemal abgeschafft hat. Er verkündete Gottes unendliche Herrlichkeit und Gott als den Dreifaltigen: „Niemand kennt den Vater als der Sohn, und niemand kennt den Sohn als der Vater und wem der Sohn es offenbaren will. Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Tröster geben: den Heiligen Geist.“ Der dreifaltige Gott bedarf nicht der Geschöpfe, wohl aber bedürfen die Geschöpfe seiner. Er ist ihr Leben, ihr Wert, der Sinn des Daseins. Jesus hat also eine wahre Theozentrik hergestellt, wo Gott im Mittelpunkt des Lebens und des Handelns des Menschen steht. Die Kirche hat diese grundlegende Wahrheit immer verkündet. Im vorkonziliaren Katechismus lautete die erste Frage: „Wozu sind wir auf Erden?“ Die Antwort: „Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, Gott zu dienen, Gott zu lieben und dadurch in den Himmel zu kommen“; das sind ewig gültige Weisheiten. Gott ist der Heilige und der Gerechte, sein Wille hat unbedingte Geltung, ihm zu dienen, ist fraglose Pflicht. Damit ist zugleich ein Wichtiges für die Sittlichkeit, für das sittliche Verhalten gesagt. Eine selbstlose, eine heroische Ethik ist nur möglich, wo ein unendlicher, übergeschöpflicher, allen Bedingtheiten des geschöpflichen Seins enthobener Wert in den Blickpunkt des Handelnden rückt, wo das höchste Gut alles Interesse aufsaugt, alle Kräfte anzieht und in seinen Dienst stellt. Von Friedrich Nietzsche stammt das Wort: „Wer das Große nicht mehr in Gott findet, der findet es überhaupt nicht mehr.“ So ist mit der theozentrischen Haltung des Menschen, wie sie uns Jesus gelehrt hat, erst wahre Ethik möglich geworden. Ein Gutsein um des Guten willen, nicht aus Nützlichkeit, nicht aus Berechnung, sondern ein Gutsein um des Guten willen. Gott allein ist das vornehmste Ziel des Wünschens und Schaffens, und das hebt Jesus immer wieder hervor. Das ist seine Aufgabe und das ist die Menschenaufgabe, Gottes Willen auf

Erden zu tun, den Willen Gottes in der Welt zur restlosen Durchführung zu bringen. Er hat also die Religion aus ihrer Umklammerung durch rein natürliche Zwecke befreit. Gott ist kein Handlanger der Menschen. Er ist Selbstzweck, er ist der Zweck des Daseins, und dadurch wird das sittliche Streben aus dem Schielen auf die Nützlichkeit befreit. „Ich will dich lieben ohne Lohne“, heißt es im Kirchenlied. Das zweite, was Christus an Neuem gebracht hat, ist, dass er den Gottesbegriff in den Begriff des Vaters hineinlegte. Gott ist unser Vater. Das Wort „Gottvater“ war auch schon vor Christus bekannt, aber es war überaus selten und hatte vor allem keine zentrale Stellung. Niemals und nirgends wird die ganze Fülle des Vaterbegriffes bei den Heiden oder auch bei den Juden für den Gottesbegriff nutzbar gemacht. Die jüdische Frömmigkeit verehrte Gott als den Heiligen, d.h. als den Abgesonderten, als den ganz anderen, als den, vor dem man sich fürchten muss. Man glaubte ihm nicht besser dienen zu können, als indem man die Gebote, die Moses gegeben hatte, mit Furcht und Zittern erfüllte, bis zum letzten Jota, und all den Zusätzen nachkam, welche die Schriftgelehrten zu diesen Geboten ersonnen hatten. Die Grundstimmung der heidnischen und der jüdischen Frömmigkeit war die Furcht. Bei den Juden die Furcht vor Gottes Gerechtigkeit mit ihrem eifersüchtigen Wachen über dem Gesetz, bei den Heiden die Furcht vor dem Neid und Zorn der Götter. Auf diesem Untergrund hat Jesus seine Vaterfrömmigkeit die Menschen gelehrt: „Gott ist der Vater.“ Nicht um die Heilighaltung des Gesetzes allein geht es ihm, sondern um den lebendigen Menschen. Gesetz und Lehre sind wichtig und heilig, aber sie sind nicht Selbstzweck. Sie dienen dazu, dem irrenden, kranken Menschen zu helfen, dass er zum Herzen Gottes komme. Alle Strafe und Züchtigung, die ja von Gott auch ausgeht, ist nicht Selbstzweck, sondern das Mittel, das der Vatergott gebraucht, um den Menschen auf dem rechten Weg zu halten. Die innere Aufrichtung des Menschen, die Rettung dessen, was verloren war, ist Gottes vornehmste Tat. „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken“, sagt der Heiland. Unendlich gütig, unendlich viel gütiger als ein irdischer Vater ist der himmlische Vater. „Wird der irdische Vater dem Kinde einen Skorpion geben, wenn es um ein Ei bittet? Um wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen Gutes geben, die ihn bitten.“ Das ist das Grundwesen Gottes: seine absolute Güte. Gott ist unser Vater. Und deswegen fängt das Gebet, das uns er uns zu beten gelehrt hat, an mit dem Worte: „Vater unser.“ So ist die Grundstimmung der neuen Frömmigkeit die Kindesliebe zum Vater. Auch im Alten Bund gab es das Gebot: Du sollst Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aber es war eben nur eines von 613 Geboten, die man ausfindig gemacht hatte. Daneben steht gleichberechtigt das Gebot, den Nächsten zu lieben. Für Jesus ist es *das* Gebot: „Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebet.“ Eine ganz neue sittliche Haltung ist damit von selbst gegeben. Nicht nur das äußere Tun ist wichtig, sondern noch wichtiger ist die innere Gesinnung, in der man das Äußere tut. Die Gesinnung ist das Grundlegende, das schlechthin Entscheidende. Einmal saß Jesus im Tempel vor dem Opferkasten. Und da beobachtete er, wie eine Witwe einen Pfennig hineinwarf, und was sagt er? „Diese Witwe hat alles gegeben, was sie hatte. Sie hat mehr gegeben als die anderen, die große Summen Geldes hineingeworfen haben“ – auf die Gesinnung kommt es an. Das sind die neuen Typen des Himmelreiches: der Sünder, der den Weg zu Gott zurückfindet: „Herr, sei mir armen Sünder gnädig“, „Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und vor dir“; die Sünderin, die zu seinen Füßen weint; das schlichte Kind, das ihn mit großen reinen Augen anschaut; das sind die Himmelreichtypen, die Jesus uns vorgestellt hat.

Meine lieben Freunde, das Wort Christi ist ein gnadenvoller Anruf, Gottes Leben aufzunehmen. Mein Lehrer Schmaus, in München, sprach immer davon, dass das Wort, das richtig vorgetragene Wort, das Wort Christi sakramentale Kraft hat, also ähnlich wie ein Sakrament wirkt, das Heil nicht nur äußerlich ausruft, sondern das Heil vermittelt. Das Wort Christi ist ein gnadenvoller Anruf. Es ist die Aufforderung, uns in Gottes Liebe hineinzubegeben. In Christus spricht Gott, der Herr, zu uns, deswegen ist sein Wort verbindlich, verbindlich wie sonst keines. Diesem Wort muss man gehorchen in der Tat des Glauben. Nach diesem Worte muss man handeln; in dieser Wahrheit muss man wandeln, von ihr muss man Zeugnis ablegen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Wirklichkeit Jesu Christi (4)

Die Lehre Jesu über den Menschen

13.03.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir versucht, uns vor Augen zu führen, dass Jesus auch durch sein Wort uns erlöst hat. Sein Wort ist ein erlösendes Wort. Und zwar an erster Stelle, weil er uns Gott in seinem wahren Wesen vorgestellt hat. Mit Gott macht man keine Geschäfte, Gott dient man selbstlos ohne Rücksicht auf Vergeltung. Und: Gott ist unser Vater, Vater in einem unbegreiflich erhabenen Sinne, der über jede irdische Vaterschaft hinausgeht. Heute wollen wir diese Überlegungen fortsetzen und hören, was Jesus uns über den Menschen zu sagen hat. Er hat eine Botschaft über Gott, aber hat er auch eine Botschaft über die Menschen? Jesus hat eine solche Botschaft. Er hat uns das Geheimnis des Menschen geoffenbart. Was der Mensch ist, lässt sich in einer letztgültigen Weise nur sagen, wenn man bedenkt, was er vor Gott ist. Gott ist der Schöpfer; er hat den Menschen geschaffen. Seine Herkunft von Gott bestimmt auch die Gegenwart vor Gott. Sie erweist das Dasein des Menschen als ein von Gott kommendes und hiervon zutiefst durchformtes Dasein. Was der Mensch ist, sagt die Offenbarung, indem sie erzählt, wie Gott den Menschen geschaffen und was er mit ihm gewirkt hat. Man könnte die christliche Lehre vom Menschen in fünf Sätzen zusammenfassen:

1. Der Mensch ist ein Geschöpf.
2. Der Mensch ist eine Person.
3. Der Mensch ist ein geschichtliches Wesen.
4. Der Mensch ist ein religiös-sittliches Wesen.
5. Der Mensch ist ein Wesen mit übernatürlicher Partnerschaft in absoluter Nähe zu Gott.

Im Psalm 8 fragt der Beter Gott: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“ Und er gibt sich die Antwort: „Du hast ihn nur wenig unter die Engel gestellt, mit Glanz und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.“ Das alles wusste Jesus. Er hat es in der Bibel des Alten Testaments gelesen. Er traf nun in seinem verborgenen und in seinem öffentlichen Leben mit Menschen zusammen. Wie hat er sich zu ihnen gestellt? Jesus hat die Menschen nicht idealisiert oder romantisch verklärt, er hat sie gesehen, wie sie sind. Er wusste also um die Gefährdung, um die Versuchlichkeit, um die Verslossenheit gegenüber Gott, die den Menschen anhaftet. „Das ist das Gericht“, sagt er bei Johannes, „dass das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen die Finsternis mehr liebten als das Licht, denn ihre Werke waren böse.“ Jesus erlebte an seinen Jüngern, wie langsam und schwerfällig sie waren im Begreifen seiner Sendung. Als er sein bevorstehendes Leiden ankündigte, da wollte ihm Petrus das ausreden: „Das sei ferne von dir“, sagt er zu Jesus, „das darf dir nicht widerfahren.“ Da antwortete ihm Jesus: „Weg von mir, Satan!“ Sein erster Jünger wird als Satan bezeichnet: „Weg von mir Satan; ein Ärgernis bist du mir, du denkst, was die Menschen denken und nicht, was Gott denkt.“ Jesus kannte die Wankelmütigkeit, die Unzuverlässigkeit der Menschen; er hat seine Erfahrungen gemacht.

Der Evangelist Johannes schreibt: „Beim Osterfest in Jerusalem glaubten viele an seinen Namen, weil sie die Wunder sahen, die er wirkte. Jesus selbst aber vertraute sich ihnen nicht an, weil er alle kannte und nicht nötig hatte, dass ihm jemand Zeugnis über einen Menschen gebe, denn er wusste selbst, was im Menschen ist.“ Jesus kannte auch die Unehrllichkeit der Menschen. Nach einer Rede, die er gehalten hatte, verhöhnten ihn die Pharisäer. Da sagte er zu ihnen: „Ihr seid die Leute, die sich vor den Menschen als Gerechte ausgeben. Gott aber kennt eure Herzen. Denn was bei den Menschen als erhaben gilt, das ist vor Gott ein Greuel.“ Jesus kannte auch die Feigheit der Menschen. Es haben viele von den Ratsherren in Jerusalem an Jesus geglaubt, nur bekannten sie es nicht, um nicht aus der Synagoge gestoßen zu werden, denn sie schätzten die Ehre bei den Menschen höher als die Ehre bei Gott. Der Herr war auch voll Schmerz über das ihm begehrende Verhalten der Menschen und noch mehr über die Bestrafung, die er voraussah. Er hat das „Wehe!“ über die Menschen gerufen. „Wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Trost schon empfangen! Wehe euch, die ihr jetzt satt seid, ihr werdet hungern! Wehe euch, die ihr jetzt lachtet, denn ihr werdet weinen! Wehe, wenn euch die Menschen loben, eure Väter haben es mit den falschen Propheten genauso gemacht!“ Jesus klagt über die Menschen, die anderen Anstoß zur Sünde geben: „Wehe der Welt der Ärgernisse wegen. Es müssen zwar Ärgernisse kommen, aber wehe dem Menschen, durch den sie kommen!“ Vor allem natürlich das ungeheuerliche Ärgernis seines Verrates. „Der Menschensohn geht zwar hin, wie von ihm geschrieben steht, aber wehe dem Menschen, durch den er verraten wird, es wäre besser, er wäre nicht geboren.“ Trotz der vielen enttäuschenden Erfahrungen mit den Menschen ist Jesus am Menschen, an seiner Herkunft, seiner Würde und seinem Ziel nicht irre geworden. Er weiß um die ursprüngliche Gottebenbildlichkeit des Menschen. Er hat im 1. Buch der Heiligen Schrift gelesen: Gott schuf den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis. Seitdem haftet dem Menschen untilgbar die Gottebenbildlichkeit an. Sie gibt ihm Würde und Unverletzlichkeit, denn sie umkleidet ihn mit der Hoheit Gottes; sie erhebt ihn über die ganze Schöpfung. Der Mensch ist tatsächlich wegen seiner Gottebenbildlichkeit die Erscheinung Gottes in der Welt. Da mögen ihm die Tiere an Kraft und an Schnelligkeit überlegen sein, die Gestirne mögen überlegen sein an Zahl und Größe, der Mensch steht durch seine ihm allein zukommende Auszeichnung, Gottes Erscheinung in der Welt zu sein, über allem. Wer also den Menschen ansieht und nicht blind ist, der sieht mehr als den Menschen. Er sieht, wenn er ein Sehender ist, im Menschen Gott, die Wirklichkeit Gottes, freilich im Spiegelbild, nicht in Wirklichkeit. Die Hauptfolge der Gottebenbildlichkeit des Menschen ist, dass er von Gott angesprochen werden kann, dass er Gott hören kann und dass er auf Gottes Anruf antworten kann. Die wesentliche Eigenschaft des Menschen, die ihn von allen Geschöpfen der sichtbaren Welt unterscheidet, ist seine Fähigkeit, mit Gott zu reden; kein Tier kann es. Die Gottebenbildlichkeit ist unverlierbar. Sie leuchtet noch aus dem entstelltesten, in Sünde verkommenen menschlichen Antlitz. Sie leuchtet noch aus der verkümmertsten menschlichen Gestalt heraus. Selbst auf dem Verdammten in der Hölle liegt trotz seiner Zerrissenheit und seiner unaufhebbaren Unfertigkeit noch ein Glanz der göttlichen Ebenbildlichkeit. Das steigert seine Qual, weil er ihm ständig vorhält, was er sein sollte und sein könnte und was er im Widerspruch dazu tatsächlich ist. Christus brachte die Botschaft vom einzigartigen Wert der Menschenseele; er brachte die Botschaft von ihrer Berufung für das Himmelreich; er brachte die Botschaft von ihrer Gotteskindschaft. Seine weitere Botschaft, dass gerade die Armen, die Verfolgten, die Trauernden, die Bettler auf der Straße zum Hochzeitsmahl geholt werden, und nicht zuletzt das Wunder seiner gottmenschlichen Hingabe für all diese Menschen stellen den eigentlichen Wert des Menschen heraus.

Jesus hat den Einzelmenschen und seine unsterbliche Seele als das Ziel aller göttlichen Heilsveranstaltungen von den Propheten an bis zu seiner eigenen Verkündigung vorgestellt. Darum gibt es schlechterdings nichts auf Erden, was wertvoller wäre als die Menschenseele. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“ Indem Jesus diesen Wert der Menschenseele in ihrer ewigen Berufung verankert, im göttlichen Heilswillen, und indem er, der Gottessohn, für diese Menschenseele in den Tod geht, verewigt er gleichsam ihren Wert. So hoch steht Gott der Mensch, dass der Sohn Gottes selbst sein menschliches Leben für ihn verströmt. Mit der Lehre vom unvergleichlichen Wert der Menschenseele war schon die Lösung auch der anderen Frage gegeben: Was ist der Mensch für den Menschen? Was sind wir Menschen füreinander? Auch in

dieser Hinsicht war Jesus ohne Illusionen. Einmal sagte er den Menschen: „Wenn ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wisst, um wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen Gutes geben, die ihn bitten“ – wenn ihr, die ihr böse seid. Als er seine Jünger aussandte, zu predigen, sprach er zu ihnen: „Ich sende euch aus wie Schafe mitten unter Wölfe.“ Ein Schaf unter Wölfen ist verloren, denn der Wolf ist ein grausames Tier, ein Räuber. Jesus rechnete damit, dass die Jünger mit ihrer Botschaft abgewiesen würden: „Wenn man euch nicht aufnimmt in einer Stadt und eure Worte nicht hört, geht hinaus aus dem Haus und aus der Stadt, schüttelt auch noch den Staub von den Füßen. Aber Sodoma und Gomorrha wird es erträglicher ergehen an jenem Tage als dieser Stadt.“ Vor dem geistigen Auge Jesu ziehen die Karawanen der Verfolger seiner Jünger vorüber. „Nehmt euch in acht vor den Menschen“, sagt er, „denn sie werden euch den Gerichten ausliefern und euch in den Synagogen auspeitschen.“ Er weiß um den Zwiespalt in den Familien: „Es wird der Bruder den Bruder in den Tod liefern und der Vater das Kind. Und Kinder werden sich auflehnen gegen die Eltern und sie in den Tod bringen. Die Feinde des Menschen werden seine eigenen Hausgenossen sein.“ Der Herr wusste, was Menschen einander antun können. Und obwohl er dies alles vorausschaute oder besser weil er es vorausschaute, gibt er das Gebot der Liebe: „Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebet.“ Und noch in seiner Abschiedsrede, bevor er selbst in den Tod ging, schärft er dieses Gebot ein: „Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebet.“ Diese Liebe kennt kein Maß oder besser nur ein Maß, nämlich: „wie ich euch geliebt habe“. Und wie hat er uns geliebt? Er hat uns geliebt bis in den Tod, ja, bis in den Tod am Kreuz. Wenn jeder Mensch einen Ewigkeitswert darstellt, der schlechthin unersetzlich ist, so ist die Nächstenliebe, die allgemeine Menschenliebe eine unweigerliche Folgerung. In seinem weltüberlegenen Wert ist ein Mensch dem anderen gleich. Das hat man ja dem Christentum immer vorgeworfen, dass es die Gleichheit der Menschen verkündet hat. Ja, das hat das Christentum verkündet. Wir sind uns alle Nächste. Wir sind alle Brüder und Schwestern, Kinder desselben Vaters, Jünger desselben Heilands, Tischgenossen Gottes. Die Botschaft Jesu hat mit dem Wort von der allgemeinen Menschenliebe ernst gemacht. Sie ist etwas Großzügiges: „Wenn dich einer bittet, eine Meile mit ihm zu gehen, so gehe zwei mit.“ Sie ist etwas Selbstloses: „Wenn ihr nur eure Brüder grüßt, das tun auch die Heiden.“ Sie ist etwas Aktives: „Alles was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das sollt ihr ihnen tun.“ Diese tätige Menschenliebe hat Jesus im Religiösen verankert. Auch im Alten Testament steht das Wort „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, aber es war eben nur eines von 613 Geboten. Jesus hat es als das Hauptgebot herausgestellt, und er hat es mit dem Gebot der Gottesliebe zur Einheit verbunden; Gottes- und Nächstenliebe sind untrennbar. „Das andere Gebot ist diesem gleich: Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst.“ Menschenliebe ist also angewandte Gottesliebe. Man kann Gott nicht im Ernst lieben, wenn man nicht sein Kind und Ebenbild, den Menschen, liebt. Man kann Gott nicht dadurch lieben, dass man die Pflichten gegen den Nächsten verletzt. Der Sabbat steht hoch, aber der Dienst der Liebe steht über dem Sabbat. Das Opfer ist gut, aber bevor man es darbringt, muss man sich mit dem Nächsten versöhnen. „Versöhne dich zuvor mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe!“ Die Gaben an die Priester sind berechtigt, aber die Versorgung der Eltern ist wichtiger. Im Menschen wird Gott geliebt. Die Menschenliebe ist eine religiöse Tat, ist ein Jesusdienst. „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Religion und Sittlichkeit, Gottes- und Nächstenliebe sind bei Christus zu einer Einheit verbunden, sie sind nur verschiedene Weisen ein und derselben Liebe. Und diese Liebe hat keine Grenzen an der Familie, am Familienegoismus, sie hat keine Grenzen am Volkstum, an ethnischen Vorurteilen. Jesus selbst ist ja der Zöllner und Sünder Geselle, wie man ihm vorwirft. Er redet gütig zu der Dirne, er weigert sich, die Ehebrecherin zu verdammen. Seine Parabeln vom verlorenen Schaf und vor allem vom verlorenen Sohn zeigen seine Güte gegenüber den sittlich Gefallenen. Es gibt schlechterdings nichts, was uns von den Menschen fernhalten könnte, auch nicht ihre Sünden. Und darum scheut sich Jesus nicht, auch das Höchste zu fordern, was in den Beziehungen zu den Mitmenschen gefordert werden kann, nämlich: „Liebet eure Feinde. Tuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, die euch verfolgen. Dann seid ihr Kinder eures Vaters im Himmel, der seine Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse, der Regen fallen lässt über Gerechte und Ungerechte.“ Hier tritt das Übermenschliche, jawohl, das Heroische der christlichen Nächstenliebe unverhüllt zu Tage. Er selbst weiß, wie schwer dieses Gebot zu erfüllen ist, und deswegen hat er es nicht nur

vorgesagt, sondern vorgelebt. „Vater, verzeih’ ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Indem Christus sein Leben, sein Blut für die Vielen geopfert hat, ist er der Meister der dienenden Liebe geworden. Meine lieben Freunde, es ist ein Glück der Christusreligion, dieser einzigartigen Religion, hoher, ja, heroischer Sittlichkeit angehören zu dürfen. Welche Verantwortung haben wir, ihren Anforderungen nachzukommen! Welche Aufgabe ist es, dem Stifter dieser Religion nachzufolgen! Aber fassen wir Mut: Christus ist vorangegangen, schließen wir uns ihm an. Strohfeuer der Nächstenliebe brennen auf allen Herden, aber die ewige Lampe der Liebestätigkeit, sie brennt nur im Heiligtum des Glaubens.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Christus erstand wahrhaft vom Tod

27.03.2016 (Ostersonntag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelt!

Der heutige Tag ist von geistlicher Freude erfüllt, denn Christus ist aus dem Tode erstanden. Die Freude dieses Tages erstreckt sich über die ganze Woche, über die Osteroktav, ja, eigentlich bis zum Pfingstfest. Noch mehr: Jeder Sonntag ist eigentlich ein Auferstehungstag, ein Tag, an dem wir der Auferstehung gedenken. Und unser ganzes Leben ist von der Auferstehung geprägt; wir sind österliche Menschen. Wir tragen den Glauben an den Sieg Jesu in uns. Aus dem Kreuzweg ist ein Lichtweg geworden. Wir haben den Herrn in seinem Leid, in seiner Pein und seiner Qual betrachtet. Wir haben die Ratlosigkeit des Karfreitags erlebt, und wir haben den Karsamstag in erwartendem Schweigen verbracht. Aber am ersten Tag der Woche, da ist die Osterbotschaft zu hören: *Dux vitae mortuus, regnat vivus* – Der Fürst des Lebens, der gestorben ist, ist lebendig geworden. Das überwältigende Neue der Auferstehung ist so wichtig, dass die Kirche es ohne Unterlass verkündet und das Gedenken daran auf jeden Sonntag ausweitet. Der Sonntag ist tatsächlich unser wöchentliches Osterfest. Es ist bezeichnend, dass die Russen, unsere österlichen Brüder, den Sonntag als Auferstehungstag bezeichnen. Es ist wesentlich für unseren Glauben und für unser christliches Zeugnis, die Auferstehung Jesu als ein geschichtliches Ereignis zu verkünden, als ein geschichtliches Ereignis, das von vielen glaubwürdigen Zeugen bestätigt worden ist. Heute wie gestern versuchen die Feinde des Kreuzes Christi unseren Glauben als einen Mythos, als eine Vision hinzustellen, die mit der Geschichte nichts zu tun habe. Viele, sehr viele katholische und evangelische Theologen sagen: Geschichtlich ist nur der Glaube der Jünger, geschichtlich ist nicht die Auferstehung. Das ist ein fundamentaler Fehler! Was geschichtlich ist, das kann man nach Ort und Zeit festlegen. Was durch Angabe von Ort und Zeit festliegt, das ist historisch. Und genau das ist bei der Auferstehung Jesu der Fall. Der Ort ist die Grabstätte in Jerusalem, die man heute noch besichtigen kann. Die Zeit ist der dritte Tag nach der Hinrichtung Jesu. Am 7. April des Jahre 30 wurde die Grabkammer des Joseph von Arimathäa mit dem Leichnam Jesu belegt. Am 9. April des Jahres 30 wurde sie leer aufgefunden. Warum? „Das Grab ist leer, der Held erwacht, der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“ Da kommen die Einwände der Ungläubigen. Man sagt: Ein toter Leichnam kann nicht wieder lebendig werden. Völlig richtig, von alleine kann er es nicht. Aber wenn der über ihn kommt, der das Leben selber ist, dann kann er es. Man sagt: Es ist noch nie passiert. Vollkommen richtig, aber es ist ja auch noch nie ein Gott vom Himmel herabgestiegen, hat gelitten, ist gestorben und dann wieder auferstanden. Man sagt: Ein toter Leib kann nicht wieder lebendig werden. Völlig klar, solange man nur mit menschlichen Kräften rechnet. Aber wenn die Macht Gottes ins Spiel kommt, da ist es anders. Das ist ja der Fehler der Ungläubigen, dass sie nicht mit der Macht Gottes rechnen. Sie rechnen nicht mit dem Gott, der Tote lebendig macht, der das Nichtsein ins Sein ruft. Die Auferstehung Jesu ist auch nicht das, als was sie die Leugner gern ausgeben. Sie ist nicht die Wiederaufnahme des irdischen Lebens Jesu, keine Rückkehr ins das vorhergehende Leben. Das war der Fall bei der Tochter des Jairus, bei dem Jüngling von Naim und bei Lazarus. Sie wurden durch Jesu Auferweckung dem irdischen Leben wiedergegeben. Die Auferste-

hung Jesu ist etwas total anderes. Sie ist die Verwandlung seiner menschlichen Natur in die Ewigkeitsgestalt, die er bei Gott trägt. Die Auferstehung ist der Übergang zu einer neuen Dimension des Lebens, die bisher auf Erden noch nicht zu erkennen war. Die Auferstehung Jesu ist auch keineswegs ein Geschehen, das nur ihn selbst angeht. Sie ist ein Ereignis von universaler Bedeutung, sie gilt der gesamten Menschheit. Denn Jesus ist ja das Haupt der Menschheit, er ist ja der neue Adam. Alle, die nach ihm leben und die von ihm geprägt sind, sind Kinder des neuen Adams. Was an ihm geschah, das soll an allen seinen Kindern geschehen. Die Auferstehung Jesu weist auf die von uns erwartete Auferstehung der Toten am Ende der Weltgeschichte hin. Ja, diese allgemeine Auferstehung hat in ihm schon begonnen, sie ist durch ihn eingeleitet worden. Wir werden folgen, wenn die Stunde Gottes schlägt. Darüber hinaus ist die Auferstehung Jesu auch die Bürgschaft unseres ewigen Lebens, bevor die Ereignisse des Jüngsten Tages eintreten. Wir sind überzeugt, dass wir durch vernünftige philosophische, also vom Glauben absehende Überlegungen die Unsterblichkeit der Seele beweisen können. Aber der Vernunftbeweis genügt uns nicht. Jesu Auferstehung umkleidet vielmehr diejenigen, die zu ihm gehören, mit der Unsterblichkeitsgewissheit. Wodurch? Er hat es uns gesagt: „Ich gehe hin, euch ein Heim zu bereiten. Ich will, dass auch ihr seid, wo ich bin.“ Das wird sich an uns erfüllen, wenn wir über die Schwelle des Todes treten. Die Auferstehung lässt die Keime der Unsterblichkeit, die uns bei der Taufe und in der Eucharistie eingesetzt wurden, reifen, lässt sie zum Ziel kommen. Wenn der Leib stirbt, bleibt die Seele kraft dieser Auferstehungskeime am Leben. Wenige Jahrzehnte nach der Himmelfahrt Jesu schrieb der Bischof von Antiochien, Ignatius, in einem seiner Briefe: „Die Eucharistie ist ein pharmakon taes athanasias“ (griechisch) – ein pharmakon taes athanasias, d.h. ein Heilmittel der Unsterblichkeit.“ Das macht die Kraft der Auferstehung Jesu.

Die Auferstehung des Herrn hat das Dasein der Augenzeugen verändert. Sie sind andere Menschen geworden, weil sie die Auferstehung glaubend erlebt und angenommen haben, ja, sie haben sie mit ihrem Blut bezeugt. Der Hohe Rat verbot den Aposteln, von der Auferstehung Jesu zu reden. Da antworteten ihnen Petrus und Johannes: „Es ist uns unmöglich, das, was wir gesehen und gehört haben, nicht auszusprechen.“ Es ist uns unmöglich, das, was wir gesehen und gehört haben, nicht auszusprechen. Millionen gläubiger Russen begrüßen sich am Ostertage mit den Worten: Christus ist erstanden, und Millionen geben die Antwort: Er ist wahrhaft auferstanden. Wahrhaft, d.h. wirklich, d.h. leibhaft, „secundum carnem“, wie wir heute in der heiligen Messe beten, nach dem Fleische, nicht, wie der berühmteste aller evangelischen Theologen sagt, er ist bloß ins Kerygma aufgestanden, in die Verkündigung. „Triumph – der Tod ist überwunden. Zum Leben der Unsterblichkeit ist selbst durchs Grab der Weg gefunden. Bekenner Christi, singt erfreut: Alleluja, Alleluja!“ Christus ist der Todesüberwinder. Er hat es bewiesen, als er während seines irdischen Lebens mehrere Menschen aus dem Tod ins Leben rief, durch Wunder, die er gewirkt hat und die zur Erschütterung der Zeugen geführt haben. Aber er hat nicht nur andere dem Tode entzogen, sondern er hat den Tod besiegt, er ist der Todesüberwinder. Er lebt in der Herrlichkeit, weil er die Macht des Todes überwunden hat und das menschliche Dasein zu einer neuen Gemeinschaft des Lebens mit Gott und in Gott geführt hat. Das ist die Grundlage unserer Hoffnung. Sie erleuchtet unser ganzes irdisches Pilgerleben. Der Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Jesus ist das Herz der ganzen Botschaft, er ist der Kern unseres Credo. Wer nicht mehr an die leibhaftige Auferstehung Jesu glaubt, ist kein Christ mehr! Paulus hat den Glauben maßgeblich ausgedrückt im 1. Brief an die Gemeinde in Korinth. In Korinth hatte sich nämlich etwas Merkwürdiges ereignet: Die Korinther verkündeten die Auferstehung Jesu, leugneten aber die allgemeine Auferstehung. Jesus, sagten sie, ist auferstanden, aber die anderen werden nicht auferstehen. Dagegen sprach sich Paulus energisch aus: „Wenn Christus auferstanden ist, werden auch die anderen auferstehen. Seine Auferstehung ist das Signal für die allgemeine Auferstehung.“ Und er fordert die Korinther auf, an diesem Glauben festzuhalten. „Ich erinnere euch, Brüder“, schreibt er, „an das Evangelium, das ich euch verkündet habe. Ihr habt es angenommen, es ist der Grund, auf dem ihr steht. Durch dieses Evangelium werdet ihr gerettet, wenn ihr es so festhaltet, wie ich es euch verkündet habe“ – wenn ihr es so festhaltet! Heute stehen Irrlehrer auf – auch im katholischen Bereich – und sagen, der Glaube sei kein Fürwahrhalten. Ja, meine lieben Freunde, was ist er dann? Haben sie nicht gelesen bei Paulus: „Wenn ihr so festhaltet, an dem Wortlaut, den ich euch verkündet habe, dann werdet ihr gerettet werden“? Ist das kein Fürwahrhalten? Paulus fügt hinzu, er habe

überliefert, was er selbst empfangen hatte. Er hat es also nicht erdichtet, nicht erfunden, er hat es durch Weitergabe erhalten von den Zeugen, die es erlebt haben. In der Tradition geht es um Fakten, um Tatsachen, um die Wirklichkeit. Ein Bericht über Fakten veraltet nicht, meine lieben Freunde, er nimmt auch nicht zu, er bleibt so, wie ihn die Zeugen formuliert haben. Der berühmteste und einflussreichste evangelische Theologe unserer Zeit schreibt: „Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben.“ Ich verstehe nicht, was die Erfindung des elektrischen Lichtes und des Radioapparates mit feststehenden Tatsachen zu tun hat. Fakten bleiben Fakten, was immer sich auch im Bereich der Technik tun mag. Man kann auch das Fernsehen benutzen und die Raumfahrer beobachten und trotzdem an der wirklichen, an der leibhaftigen Auferstehung Jesu festhalten. Was wahr ist, bleibt immer wahr. Paulus berichtet vor allem über den Tod Jesu. Er ist gestorben – und da bringt er zwei Zusätze an –, nämlich für unsere Sünden und gemäß der Schrift. Er ist gestorben gemäß der Schrift, d.h. der Tod Jesu gehört in die Heilsgeschichte hinein; gemäß der Schrift heißt: nach dem Ratschluss und Willen Gottes, der in der Schrift seinen Niederschlag gefunden hat; gemäß der Schrift heißt: nach dem Plan und nach der Voraussicht Gottes. Jesus ist kein Verruchter, kein Gescheiterter, kein Verunglückter; er ist das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegträgt. Jesus starb nicht deswegen, weil er ein Prophet war – wie Herr Kasper behauptet –, er starb nicht deswegen, weil er der jüdischen Obrigkeit lästig war, er starb, weil er sich am Kreuze Gott als wahres und eigentliches Opfer dargebracht hat. Er starb, weil er sich im Opfertod für die Menschheit dem Vater hingegeben und so die Welt mit Gott versöhnt hat. Er starb, weil er stellvertretend die Genugtuung für die Menschen geleistet hat. Alle diese Wahrheiten, meine lieben Freunde, werden heute bestritten! Wer die erlöserische Kraft des Leidens und des Sterbens Jesu streicht, zerstört das Christentum in der Wurzel. Gemäß der Schrift ist er auch auferweckt worden, d.h. nach dem Ratschluss und Willen Gottes; derselbe Gott, der zuließ, dass sein Sohn den Händen der Frevler überliefert wurde, derselbe Gott hat ihn dem Grabe entrissen. Am ersten Pfingstfest verkündet Petrus: „Gott hat die Wehen des Todes gelöst und ihn auferweckt. Es war unmöglich, dass er von ihnen festgehalten wurde.“ Meine lieben Brüder und Schwestern, meine lieben Christen, lassen wir uns vom Glanz des auferstandenen Herrn erleuchten. Nehmen wir ihn gläubig an und folgen wir großzügig seinem Evangelium, wie es die Zeugen des Faktums der Auferstehung getan haben, wie es einige Jahre später Paulus getan hat, der dem göttlichen Meister auf dem Weg von Jerusalem nach Damaskus begegnet ist. Wir können die Verkündigung dieser Wahrheit, die das Leben aller verändert, nicht für uns behalten. Wir müssen sie ins Ohr flüstern und wir müssen sie von den Dächern ausrufen: „Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh unsere Not!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus stirbt nicht mehr

28.03.2016 (Ostermontag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Osterfest lebt von der Wirklichkeit, dass unser Heiland und Erlöser Jesus Christus wahrhaft vom Tode auferstanden ist. Für menschliches Denken und Urteilen ist das eine Zumutung, eine fast unerträgliche Zumutung, denn zu gern beruft sich der menschliche Verstand auf den scheinbar plausiblen Satz: Es ist noch niemand aus dem Tode zurückgekehrt. Soll man an etwas glauben, was sich noch nie zutrug? Als der Völkerapostel Paulus in Athen weilte und dort mit den Philosophen diskutierte, sprach er von der Auferstehung Christi und stieß auf die Verweigerung, diese Wahrheit anzunehmen. Die einen spotteten, die anderen sagten: „Wir wollen dich ein andermal hören.“ Aber einige wurden gläubig. Gegen alle menschliche Erwartung hat sich die Auferstehung Christi vom Tode ereignet. Er ist aus dem Tod zum Leben, zum Leben der Unsterblichkeit wiedergekehrt. Er ist in ein Leben eingekehrt, in dem er nicht mehr stirbt. Lazarus musste wieder sterben, die Tochter des Jairus musste wieder sterben, und der Jüngling von Naim ist auch wieder gestorben, aber Jesus ist nicht mehr gestorben; er lebt und stirbt nicht mehr. Und das ist es, meine Freunde, was wir uns heute vor Augen führen wollen. „Wir wissen, dass Christus, von den Toten auferweckt, nicht mehr stirbt, denn der Tod hat keine Macht mehr über ihn“, schreibt Paulus im Brief an die römische Gemeinde. In den Glaubensbekenntnissen sprechen wir: „Jesus ist aufgefahren mit Leib und Seele in den Himmel und sitzt nun zur Rechten des Vaters.“ Diese Aussagen bezeugen tatsächliche Geschehnisse. Aber sie sprechen in bildlicher Weise. Wir können überhaupt nicht anders sprechen von Gott, als indem wir Begriffe von unserer Erde auf ihn anwenden, die natürlich dann immer nur analog, also in einer Ähnlichkeit, wobei die Unähnlichkeit größer ist als die Ähnlichkeit, gebraucht werden. Das sage nicht ich, das sagt das IV. Laterankonzil, dass all unsere Aussagen über Gott und Christus ähnlich-unähnlich sind, wobei die Unähnlichkeit größer ist als die Ähnlichkeit. Dennoch bleiben sie richtig, aber sie erschöpfen nicht ihren Gegenstand, sie sind nicht adäquat, wie die Theologie sagt. Der Himmel, in den Christus einging, ist nicht der Ort der Wolken und der Raumfahrt. Der Himmel, der Jesus aufgenommen hat, ist die Lebenswirklichkeit Gottes. Das Wort Himmel ist hier in einer übertragenen Weise gebraucht: nicht der Wolkenhimmel, nicht der Spatzenhimmel, sondern der Lebensraum Gottes. Die Rechte des Vaters, wo Christus Platz genommen hat, ist nicht die rechte Hand eines Menschen, denn Gott ist ja kein Mensch. Damit ist ausgedrückt, dass er in die Herrlichkeit und Macht des Vaters eingegangen ist. Die Rechte ist ein Bild, ein Symbol für die Macht und Herrlichkeit Gottes. Der lebendig Gewordene hat sich nicht in den Ruhestand begeben, er ist nicht gleichsam pensioniert worden, nein, er entfaltet höchste Aktivität. Der lebt jetzt in der Welt Gottes, der von sich sagen kann: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ Im Himmel und auf Erden übt Jesus seine Macht über Lebende und Tote aus. Ständig ist er in unserer Geschichte gegenwärtig. Jesus hat sich nicht in ein gesichertes jenseitiges Leben zurückgezogen, nein, er stirbt nicht mehr und lebt unter uns und vergegenwärtigt sich in jener Geschichte, die vom Kampf gegen das Böse, von Verblendung und Bekehrung, von freiwilliger Schuld und von gnadenvoller Hingabe an Gott, von Gotteshass und

Gottesliebe des Menschen durchwirkt ist. Das Weiterleben des auferstandenen Herrn ist also nicht nur ein jenseitiges Weiterexistieren, sondern es ist die vielfache Gegenwart Christi in der Welt.

Ich möchte an fünf Beispielen zeigen, wie die Lebendigkeit Christi sich auswirkt. Sie ist erstens nämlich ein Sieg über den Zweifel. Der zweifelnde Mensch wird heute oft in den Vordergrund gestellt, und dieser zweifelnde Mensch hat seine Schwierigkeiten mit den Sinnen und mit der Vernunft. Wir können uns irren; Gott irrt nicht. Wir können uns täuschen; Gott täuscht nicht. Wir können uns versehen; Gott versieht sich nicht. Die geheimnisvolle Wirklichkeit der Auferstehung Christi ist wirklich, auch wenn die Akzeptanz der menschlichen Sinne fehlt und die Plausibilität des menschlichen Urteils ausbleibt. Aber Gott entrückt Jesus nicht in die jenseitige Wirklichkeit, sondern er lebt weiter und will unseren Zweifel besiegen. Er will ihn besiegen durch sein Handeln, durch sein Wirksamwerden. Das Weiterleben des auferstandenen Herrn ist wirksam. Wenn in der Priesterweihe der Bischof die Hände auf das Haupt des zu Weihenden legt, um ihn zum Verwalter der Geheimnisse Gottes zu machen, da geschieht etwas, da wird etwas bewirkt. Da wird ein „character indelebilis“, ein unauslöschliches Zeichen in die Seele des Geweihten eingeprägt, und das macht Christus. Wenn der Priester die verwandelten Gestalten in der heiligen Messe in die Höhe hebt, da wird Christus tätig, er hat sein Ja gesprochen zu der Wandlung. Nicht der Priester wandelt, Gott wandelt durch den Priester. Der Priester ist das Werkzeug, die Macht und die Kraft stammt von Gott, von Christus. Er setzt sich selbst gegenwärtig. Wir glauben diese Wirklichkeiten, und dass wir daran glauben, ist der Gegenwart des auferstandenen Herrn zu verdanken, ist seinem Einwirken auf unsere Vernunft und unseren Willen geschuldet. Es ist ein Dogma, ein Glaubenssatz der Kirche, dass man nur glauben kann, wenn Gott, wenn Christus den Glauben wirkt. Der Glaube ist eine Überwindung des Zweifels.

Dass wir glauben, dass wir glauben können, dass wir im Glauben verharren, das ist der Wirksamkeit des lebendigen Christus zuzuschreiben. Deswegen ist die Auferstehung eben auch ein Sieg durch den Glauben. Der Apostel sagte ja: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube.“ Der auferstandene Herr bleibt gegenwärtig und teilt die Geschehnisse der Menschen. Er ist gegenwärtig in der Entscheidung zwischen Glaube und Ablehnung. Er ist gegenwärtig in der Entscheidung zwischen Gnade und Selbstherrlichkeit. Er ist gegenwärtig in der Entscheidung zwischen Heil und Verderben. Christus stirbt nicht mehr. Dass wir den Glauben besitzen, dass wir den Glauben bewahren, dass wir aus dem Glauben leben, dass wir unser Leben hingeben, weil wir gläubig sind, das ist der Wirklichkeit und der Wirksamkeit des auferstandenen Christus zuzuschreiben. „Ich lebe“, sagt Paulus, „aber nicht ich, Christus lebt in mir.“ Immer wird derselbe Glaube an Jesus Christus uns halten und tragen, immer wird er die Gläubigen zur Gemeinschaft der Kirche zusammenführen. Die Auferstehung ist Sieg durch den Glauben.

Sie ist aber auch drittens Sieg in der Wahrheit. Wir hören heute oft, dass Menschen sagen: Es gibt nur Meinungen, es gibt keine Wahrheit, jeder hat seine eigene Ansicht. Wir sind Suchende, niemals werden wir finden. Sie sagen wie Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ Sie essen und trinken, das verstehen sie, aber das Geistige, das Übernatürliche, die Wahrheit, das ist den meisten Menschen das Gleichgültigste. Es ist ein Verdacht gegen die Wahrheit, ein Vorurteil gegen die Wahrheit, das viele Menschen beherrscht. Und doch, meine lieben Freunde, es gibt Wahrheiten, die von Menschen sicher erkennbar sind, sowohl ewige als auch irdische, allgemeingültige Wahrheiten. Heute redet man fortwährend von der Geschichtlichkeit der Wahrheit. Daran mag ja etwas sein, selbstverständlich wird die Wahrheit in jeder Epoche etwas verschieden aufgefasst, aber die Wahrheiten selbst halten sich durch in allen Epochen, sie vergehen nicht mit einer Epoche. Wahrheiten bilden einen Grundwert und eine Grundbedingung der menschlichen Existenz. Sie verbieten uns alles Zuwiderhandeln gegen sie in unserem Denken, Reden und Tun. Die ewigen Wahrheiten schaffen sogar Pflichten. Die heute überall betonte Geschichtlichkeit der Wahrheit hindert nicht, dass Wahrheiten durch alle Zeiten sich durchhalten. Ich habe immer eine besondere Vorliebe für die Physik gehabt. Die Physik ist ja eine wunderbare Wissenschaft. Sie besteht ihre Bewährungsprobe in der Technik. Wenn wir keine physikalischen Gesetze hätten, könnten wir keine Brücken bauen und keine Türme aufrichten. Es ist das Wunderbare, dass sich die Wahrheiten, auch diese irdischen Wahrheiten durchhalten, aber auch die ewigen; sie sind nicht weniger wahr als die irdischen. Die leibhaftige Auferstehung Christi bleibt auch nach 2000 Jahren wahr, wie sie am ersten Tage wahr gewesen ist. Viertens ist die Auferstehung Christi ein Sieg in

der Treue. Die Menschen unserer Zeit behaupten oft, Treue sei nicht möglich. Mit dieser Behauptung vollziehen viele den Abfall vom Glauben, den Auszug aus der Kirche, den Ehebruch. Wie sagte doch Udo Jürgens: „Treue ist Mangel an Gelegenheit.“ Untreue zum gelobten Ehelosigkeitsstand im Priestertum. Meine lieben Freunde, was ist es erschütternd, wenn jemand, der das heilige Zeichen Christi eingepägt bekommen hat, diesen heiligen Stand verlässt! Viele sind untreu in der Nachfolge Christi. Sie machen das Experiment der freien Selbstentfaltung, der Selbstverwirklichung, wie man heute sagt. Sie verraten ihr Selbst, dem sie keine Treue zutrauen. Mit der banalen Formel wird die Unzuverlässigkeit zum Standard jener, die heute wie Monaden des Egoismus durch ihre Welt ohne Würde, ohne Normen und ohne Mitte tanzen. Jesus aber ist treu. Er lebt, er bleibt bei uns, er hält bei uns aus. Wenn unsere Kirche nicht von Christus gehalten würde, wäre sie längst zusammengebrochen, hätte sie sich in eine der zahllosen protestantischen Denominationen verwandelt. Dass sie immer noch steht, dass sie allen Anfechtungen – auch von Theologen – zum Trotz an der Wesensverwandlung, ja, an dem Begriff Transsubstantiation festhält, dass sie das Papstamt nicht dem überbordenden Ökumenismus geopfert hat, das ist der Treue Christi zu verdanken. Nicht menschliche Klugheit, nicht irdische Berechnung, sondern die Treue unseres Heilandes ist es, was die Kirche hält in der Wahrheit. Christus stirbt nicht mehr: „Ich bleibe bei euch alle Zeit bis ans Ende der Welt.“ Fünftens ist die Auferstehung auch der Sieg über Sünde und Schuld. Wer spricht heute schon von Sünde und Schuld? Man spricht von Strukturen, die falsch sind; man macht Vergangenheitsbewältigung; man sucht einen Sündenbock in der Vergangenheit, aber wir heute, so sagt man, wir sind schuldlos, wir sind auf dem rechten Weg, wir sind ja Demokraten. Der heilige Johannes spricht anders. Er sagt: „Wenn wir sagen, wir hätten keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.“ Es gibt eine Schuld, und das ist das furchtbarste Verhängnis, was über die Menschen und über die Menschheit kommen kann. „Der Übel größtes ist die Schuld.“ Aber der Auferstandene ist der Sieger über die Schuld. Er hat ja unsere Sünden an seinem Leib ans Kreuz getragen, er hat den Schuldschein, der gegen uns lautet, ans Kreuz geheftet, und damit ist er erledigt. „Wenn wir unsere Sünden bekennen“, schreibt Johannes, „ist er getreu und gerecht. Er vergibt uns unsere Sünden.“ Christus stirbt nicht mehr. Er lebt als der Hohepriester, der allezeit für uns eintritt, um jene in seine Erlösung hineinzuziehen, die sich zu ihm bekennen. Er legt Fürsprache für die Sünder ein, denn er hat ein unvergängliches Priestertum. Er rettet jene, die durch ihn sich Gott nahen. Der Apostel Paulus hat oft und oft von der Sündenvergebung Christi gesprochen. Christus stirbt nicht mehr. Christus erlöst uns, er hat uns befreit von der Sündenschuld, von der Furchtbarkeit des Gottfernseins. „Jesus lebt, mit ihm auch ich. Ihm ist das Reich über alle Welt gegeben; mit ihm werd ich zugleich ewig herrschen, ewig leben. Gott erfüllt, was er verspricht; dies ist meine Zuversicht.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Zeugen der Auferstehung Jesu

03.04.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Handwerkszeug des Journalisten sind sieben Fragen: Wer? Was? Wann? Wo? Wie? Warum? Woher? Diese sieben Fragen stellt sich der Journalist, der einen Vorgang untersuchen will, und diese Fragen sind berechtigt. Dieses Handwerkszeug lässt sich auch auf die Auferstehung Jesu anwenden. Wer diese Fragen stellt und beantwortet, der gewinnt einen umfassenden Einblick in das Ostergeschehen. Wer? Wer hat mit Ostern zu tun? Es ist der Jesus von Nazareth, es ist der Wanderprediger, der Krankenheiler, der Bezwinger der Dämonen. Der Auferstandene ist kein anderer, als der in Galiläa und Judäa gewandert ist, aber auch der in Jerusalem ans Kreuz geheftet wurde. Der Gekreuzigte und der Auferstandene sind identisch. Es ist nicht so, wie im Koran steht, dass am Kreuze ein anderer gehangen hat als Christus. Das ist Unsinn. Der am Kreuz Gehangene ist der Auferstandene. Als der Herr das erste Mal den Jüngern in Jerusalem erschien, waren sie verwirrt, erschrocken, unsicher. Sie meinten, einen Geist zu sehen, und da verweist der Auferstandene auf seine Hände und Füße: „Ich bin es, betastet und schaut.“ Sie erkennen die Wundmale an seinen Gliedmaßen: „Wahrhaftig, das ist der Gemarterte, das ist der mit Nägeln ans Kreuz Geheftete, das ist derselbe.“ Der dem Thomas seine Wunden zeigte, ist derselbe, der am Kreuze diese Wunden empfing. Wer ist der im Mittelpunkt des Ostergeschehens Stehende? Es ist Jesus von Nazareth. Was ist mit ihm geschehen? Der entseelte Leib des Herrn ist lebendig geworden. Er ist in einer verklärten Gestalt lebendig geworden. Der auferstandene Herr tritt unter seine Jünger und verlässt sie, ohne dass sich die Türen öffnen. Das kann nur jemand, der nicht in der materiellen Gestalt, wie wir sie vor uns haben, lebt. Das muss einer sein, der seine irdische Gestalt verwandelt hat. Das ist nur möglich, weil er eine himmlische Gestalt angenommen hat; sie unterliegt nicht den Hemmnissen der irdischen Materie. Dass er aber derselbe ist, das beweist er, indem er mit ihnen spricht, indem er mit ihnen isst, indem er mit ihnen trinkt; das beweist die Wirklichkeit seines Lebendigwerdens. Wann ist das geschehen? Am Sonntag nach dem Schmerzensfreitag, dem Freitag der Hinrichtung des Herrn. Das Datum steht fest. Nach den besten Berechnungen ist es der 9. April des Jahres 30. Das Grab des Gekreuzigten, des Leichnams ist leer. Wo hat man das festgestellt? Nun, am Ort des Grabes, da, wo man ihn nach seinem Tode hin verbracht hat. Niemand hat bezweifelt, dass das Grab Jesu leer ist. Niemand hat den Leichnam Jesu vorweisen können. Der Hohe Rat war ratlos, die Leiche Jesu war verschwunden. Dass er auferstanden ist, wollten sie natürlich nicht zugeben, also erfanden sie eine Propagandalüge. Die Hohen Priester und die Ältesten berieten sich, nahmen Geld und gaben es den Soldaten mit den Worten: „Sagt: Seine Jünger sind nachts gekommen und haben ihn, während wir schliefen, entwendet.“ Welcher Widerspruch, meine lieben Freunde. Wer schläft, kann nichts beobachten; schlafende Wächter sind keine echten Zeugen. Wären – so müssen wir fragen, um auch allen Einwänden zu begegnen –, die von der Hinrichtung Jesu betäubten, angsterfüllten Jünger imstande gewesen, das Grab zu erbrechen und den Leichnam Jesu fortzuschaffen? Wären sie mutig geworden, wenn sie die Leiche Jesu entfernt hätten? Wird man durch einen Betrug mutig? Wird man durch eine Lüge todesbereit? Wären sie durch den Leichenraub zu der Überzeugung gekommen, Jesu sei auferstanden? Das sind ja alles Unmöglichkeit-

ten, Unwahrscheinlichkeiten, die uns sicher machen: Der Gekreuzigte ist wahrhaft auferstanden. Wie? Wie ist das geschehen? Durch die verwandelnde Macht Gottes. Dieser Gott, der Tote lebendig macht, und das, was nicht ist, ins Dasein ruft, der hat durch sein machtvolles Eingreifen den Gekreuzigten, den Gemarterten in veränderter, in himmlischer Gestalt lebendig gemacht. Dieser Glaube an den Gott, der Tote lebendig macht, war schon im Alten Bund verbreitet. Sie kennen vielleicht die Geschichte der makkabäischen Mutter, die zusah, wie sieben Söhne, einer nach dem anderen, zu Tode gebracht wurden. Und als der Jüngste zum Sterben kam, zuletzt, da wies die Mutter auf den Himmel und auf die Erde hin und sagte, „dass Gott dies alles aus nichts geschaffen hat“. Der Gott, der alles aus nichts geschaffen hat, konnte auch den Leib Jesu verwandeln. Er hat ihn umgewandelt, er hat ihn neu geschaffen, er hat ihn mit der verdienten Herrlichkeit umkleidet.

Woher, meine lieben Freunde, woher wissen wir, dass Jesus lebendig geworden ist? Nun, wir wissen es von den Zeugen. Was wir vom Auferstandenen wissen, das verdanken wir Zeugen, denen, die nach seiner Auferstehung mit ihm gegessen und getrunken haben. Die Auferstehung Christi war ein einmaliges Ereignis. Nirgendwo wird aus inneren Gründen gesagt, dass Jesus auferstanden ist, nein, es sind äußere Gründe, nämlich das Überzeugtwerden durch die Wahrnehmung. Man lässt nur einen Beweis zu, nämlich den Beweis, den Tatsachen verlangen, das Zeugnis derer, die die Wirklichkeit des Ereignisses erfahren und festgestellt haben. Wer ist ein Zeuge? Ein Zeuge ist eine Person, die in einem Verfahren über eigene Wahrnehmung Aussagen machen kann. Gerichtszeugen oder Tatzeugen sind Personen, die über zeitlich zurückliegende Wahrnehmungen in gesetzmäßiger Form sachdienliche Angaben machen können. Sie berichten über Dinge, die anderen nicht zugänglich sind. Zeugen, die etwas beweisen sollen, müssen glaubwürdig sein. Glaubwürdig ist, wer den Glauben rechtfertigt, der ihm entgegengebracht wird. Gibt es glaubwürdige Zeugen der Auferstehung? Wer sind die Zeugen der Auferstehung? Es sind die Apostel. Sie sind die erwählten Zeugen des Lebens, des Sterbens und des Auferstehens Jesu. Aber nicht sie allein, auch viele andere Jünger und Jüngerinnen Jesu sind Zeugen der Auferstehung. Denken Sie an die Fünfhundert, denen Jesus erschienen ist; auch sie sind Zeugen. Sie sind die von Gott vorherbestimmten Zeugen. Da kann natürlich die Frage entstehen: Warum ist der auferstandene Herr nicht auch anderen erschienen? Seinen Gegnern und Feinden, den Gleichgültigen und den Uninteressierten? Wir wissen es nicht, meine lieben Freunde. Wir wissen es nicht, ob er nicht auch solchen erschienen ist: etwa der Wache am Grabe, dem Hohen Priester Kaiphas, dem Landpfleger Pontius Pilatus, seiner Frau, die sich für Jesus verwendet hatte. Es ist uns nicht überliefert, ob sich der Herr ihnen als Lebendigen gezeigt hat – unmöglich ist es nicht. Wir wissen auch nicht, ob sich der Auferstandene seiner Mutter und seinen Brüdern, also seinen Verwandten, gezeigt hat. Es ist dies durchaus wahrscheinlich, denn die Mutter war beim Pfingsttag zugegen, und die Verwandten des Herrn haben sich zum Glauben bekehrt. Wodurch? Ja vermutlich durch die Überzeugung von der Auferstehung ihres Jesus, durch die Begegnung mit ihm. Wenn der Auferstandene sich seinen Neidern und Hassern nicht gezeigt hat, dann wird er dafür gute Gründe gehabt haben. Sie wollten ihn loswerden. Sie wollten im Leben nichts von ihm wissen, haben immer nur darauf gesonnen, wie sie ihn unschädlich machen können. Sie mochten erst recht nichts von ihm hören, nachdem sie ihn zur Strecke gebracht hatten. Sie dachten nicht daran, sich in die Schar derer einzureihen, die seine Auferstehung bezeugten. Sie wollten den Umgebrachten noch einmal töten, durch Totschweigen. In der Pfingstpredigt führt Petrus aus: „Gott hat Jesus auferweckt, des sind wir Zeugen.“ In der Halle Salomons, im Tempel zu Jerusalem, sagte er nichts anderes: „Ihr habt den Urheber des Lebens getötet, aber Gott hat ihn von den Toten auferweckt, des sind wir Zeugen.“ Und wiederum in Caesarea am Meere predigt er genauso: „Wir sind Zeugen von all dem, was Jesus getan hat im Lande der Juden in Jerusalem. Ihn haben sie getötet, indem sie ihn ans Kreuzesholz geheftet haben. Aber ihn hat Gott am dritten Tage erweckt und ihn erscheinen lassen.“ Paulus hat kein anderes Evangelium. Er hat in Antiochien (im heutigen Syrien) gepredigt: „Er erschien viele Tage hindurch denen, die mit ihm von Galiläa nach Jerusalem hinausgezogen waren, und diese sind nunmehr seine Zeugen vor dem Volke.“ Zeuge sein für die Auferstehung, ist so wesentlich, dass nur jemand als Nachfolger des Judas in Frage kommt, der von Jesu Auferstehung durch die Erscheinung überzeugt worden ist. „Einer von denen, die mit uns zusammen waren, von Anfang an, muss Zeuge der Auferstehung sein.“ Und so haben sie dann den Matthias gewählt. Die in Jesus geschehenen Heils-

ereignisse sind auf keinem anderen Weg als dem über die Zeugen erreichbar. Die Zeugen überbrücken den zeitlichen Abstand von Kreuz und Auferstehung zu unserer Gegenwart. Bezeugen ist Handeln zwischen zwei Subjekten. Der Zeuge hat etwas erfahren, das sich für sein Leben als relevant rausstellt. Er tritt jetzt in Beziehung zu einem anderen Subjekt, um ihm davon mitzuteilen. Der Zeuge hat die Pflicht der Aussage. Er hat wahrheitsgemäß und vollständig über das Beweisthema auszusagen. An Zeugen muss man zwei Fragen richten: Können Sie die Wahrheit bezeugen? und: Wollen Sie die Wahrheit bezeugen? Die Jünger Jesu können die Wahrheit sagen, denn sie sind Augenzeugen. Sie sind dabei gewesen, sie haben den Auferstandenen gesehen, nicht einmal, sondern wiederholt. Sie haben ihn betrachtet; ein Gespenst kann man nicht betrachten. Sie haben ihn betastet; ein Gespenst kann man nicht betasten. Einer hat den Finger in die Wunden seiner Hände und Füße und die Hand in seine Seitenwunde gelegt. Sie haben mit dem Auferstandenen gegessen und getrunken; ein Gespenst isst und trinkt nicht. Das Reden, Essen und Berühren zeigt, dass es sich um äußere Wahrnehmungen, nicht um inneres Geschehen, um Halluzinationen, um Vorstellungen, um Einbildungen handelt. Die Jünger berichten nicht phantastische, selbsterfundene Märchen, sie berichten Erlebnisse. Die Jünger wollen aber auch die Wahrheit sagen. Sie waren Juden; sie kannten das Gesetz des Alten Bundes. Dort wird im Namen Gottes wiederholt gefordert, keine falschen Zeugenaussagen zu machen. Von Zeugen wird also Wahrheit und Wahrhaftigkeit erwartet. Und sie waren entschlossen, diesem Gebot nachzukommen. Die Jünger wollen die Wahrheit sagen, weil Gott es ihnen geboten hat. Sie waren aber auch mit der tröstlichen Gewissheit erfüllt, dass Gott mit ihrem Jesus war, wie er umherzog, Wohltaten spendend, und die Erinnerung an diese Zeit, die Dankbarkeit bewog sie, gebot ihnen, die Wahrheit zu sagen. Sie wollen die Wahrheit sagen, weil der Herr ihnen aufgetragen hat, dem Volke zu predigen und zu bezeugen, dass er der von Gott bestimmte Richter der Lebenden und der Toten ist. Es ist ein heiliges Vermächtnis, seinen Tod und seine Auferstehung zu verkündigen. Die Verkündiger der Auferstehung haben keinen irdischen Lohn davon erwarten können. Sie wurden deswegen nicht geehrt, nicht bevorzugt, nicht bezahlt; das Gegenteil war der Fall. Sie wurden vor Gericht geladen, sie erhielten Predigtverbot, sie wurden eingesperrt, sie erlitten die Prügelstrafe. Aber sie hörten nicht auf, Jesus, den Auferstandenen, zu verkündigen. „Wir können nicht von dem schweigen, was wir gesehen und gehört haben, wir können es nicht; es liegt ein heiliger Zwang auf uns.“ Wie drückt es Paulus aus: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium vom Auferstandenen nicht verkündige!“ Die Apostel haben für ihren Glauben Verfolgung, Strafen, sogar den Tod erlitten. Da gibt es einen Einwand. Man sagt mir, es gibt Menschen, die von einer falschen Lehre überzeugt sind und an dieser falschen Lehre festhalten, trotz Nachteilen und Strafen, ja selbst bis in den Tod. Ich gebe zu, das gibt es. Aber das ist der wesentliche Unterschied zu den Zeugen der Auferstehung. Diese Auferstehungszeugen sind für eine Tatsache in den Tod gegangen. Die Anhänger einer Weltanschauung gehen für eine Lehre in den Tod; das ist ein wesentlicher Unterschied. Die Jünger Jesu sind Zeugen einer Tatsache, die Genossen einer Weltanschauung sind Parteigänger einer Ideologie; das ist der Unterschied.

Schließlich die letzte Frage: Warum ist das alles geschehen, meine lieben Freunde, warum? Weil es unmöglich war, dass die Todesherrschaft den festhalten konnte, welcher der Urheber des Lebens ist. Weil Gott zeigen wollte, dass sein hingerichteter Sohn kein Verbrecher, sondern ein Geopferter war. Weil die Auferstehung die Annahme des Kreuzesopfers durch den Vater im Himmel bestätigt. Weil der Auferstandene hingeht, um seinen Jüngern und uns allen eine Wohnung zu bereiten. Weil er den Geist der Wahrheit senden muss, der erst kommen kann, wenn er in verklärter Gestalt in den Himmel eingegangen ist. Weil wir einen ewigen Hohen Priester brauchten, der ein unvergängliches Priestertum hat, der immerdar für die eintritt und sie errettet, die durch ihn sich Gott nahen, der alle Zeit lebt, um Fürbitte für uns einzulegen, deswegen musste er auferstehen. Deswegen, meine lieben Freunde, heute am 8. Tage nach dem Fest der Auferstehung wollen wir uns befestigen im Zeugnis der Jünger Jesu. Stellen wir uns zu Maria Magdalena, die so wunderbar ausgerufen hat: „Ich habe den Herrn gesehen!“ Gesellen wir uns zu den Emmausjüngern, die sagten: „Brannte nicht unser Herz, als er mit uns ging und uns die Schrift erklärte?“ Halten wir es mit den Elfem, die jubelnd ausgerufen haben: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden und dem Simon (Petrus) erschienen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Gewissen (1)

Das Gesetz und das Gewissen

10.04.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Evangelium nach Johannes spricht Jesus: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich lieb hat“ – wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich lieb hat. Er knüpft also die Liebe an den Gehorsam. Die Geschöpfe sind verpflichtet, die Gebote, die Gesetze, die Normen des Schöpfers zu kennen und zu beobachten, ob sie uns entgegentreten in der Offenbarung oder in der Natur, denn die Natur ist auch von Gott geschaffen, und ihr Sein enthält ein Sollen. Wir lernen die Gebote kennen im Unterricht, in der Predigt, aus Büchern wie dem katholischen Katechismus. Die Gebote Gottes werden als das Sittengesetz bezeichnet. Das Sittengesetz ist die objektive Regel des sittlichen Handelns. Das Sittengesetz ist außerhalb von uns; es muss also zu uns kommen. Das Organ, welches das Sittengesetz uns nahe bringt, ist das Gewissen. Durch das Gewissen tritt in unser Bewusstsein das Gesetz Gottes. Das Gewissen ist gewissermaßen die Empfangsstelle für die von Gott ausgehenden Wellen seiner Gebote. Das Gewissen ist eine Tatsache, in der Menschheit von Anfang an bezeugt und verbreitet wie das menschliche Seelenleben überhaupt. Die göttliche Offenbarung lehrt uns die Tatsache des Gewissens schon in der Urzeit der Menschheit. Das böse Gewissen zeigte sich bei Adam und Eva nach dem Sündenfall. Als die ersten Menschen das Gebot übertreten hatten, da überkam sie die Furcht vor Gott, vor seiner Strafe, und sie versteckten sich in den Sträuchern des Gartens. Das ist selbstverständlich eine bildliche Erzählung, aber der Kern dieser Erzählung bedeutet: Es gibt ein Gewissen, das sich meldet, wenn der Mensch Böses getan hat. Es meldete sich auch bei Kain. Als er seinen Bruder erschlagen hatte, da wurde er voll Angst unruhig und flüchtig. Im Neuen Testament ist wiederholt vom Gewissen die Rede. Die klassische Stelle findet sich im Brief des Apostels Paulus an die Römer. In diesem Schreiben heißt es: „Die Heiden zeigen, dass das Werk des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben ist, indem ihr Gewissen ihnen Zeugnis gibt. In diesem Sinne sind sie sich selbst Gesetz.“ Es ist dem Paulus damals zu tun gewesen um den Unterschied zwischen Juden und Heiden. Die Juden hatten ja das Gesetz, das alttestamentliche, die Heiden hatten es nicht, aber, sagt er, sie sind nicht ohne Gesetz, denn das, was das Gesetz fordert, ist in ihre Herzen geschrieben kraft des Gewissens. Das Gewissen, meine lieben Freunde, macht zu seinem Teil die Würde des Menschen aus. Auf dem Höhepunkt der Französischen Revolution sprach Maximilian Robespierre das bemerkenswerte Wort: „Nehmt mir mein Gewissen, und ich bin der erbärmlichste aller Menschen.“ Die Macht des strafenden Gewissens offenbart sich in der überall auftretenden Pein des Schuldgefühls, in der Furcht vor der verwirkten Strafe, in den Sühne- und Heiligungsriten, die wir bei allen Völkern beobachten können. Die Tatsache des Gewissens ist unbestreitbar.

Welches ist sein Wesen? Das Wesen des Gewissens ist folgendes: Das Gewissen ist ein Urteil der praktischen Vernunft über die Sittlichkeit des eigenen Handelns – ein Urteil der praktischen Vernunft über die Sittlichkeit des eigenen Handelns. Praktische Vernunft bedeutet die Vernunft, die auf das Handeln gerichtet ist. Das Gewissen spricht: Das kannst, das darfst du tun, weil Gott es gebietet oder zulässt. Oder es spricht: Das kannst, das darfst du nicht tun, weil Gott es verbietet. Es ist entschei-

dend, schon an dieser Stelle zu bemerken: Das Urteil des Gewissens erschafft nicht das Gesetz, begründet nicht die Norm, das Urteil des Gewissens findet das Gesetz, erkennt das Gesetz, stellt die Norm vor. Die Norm ist immer vorgängig zum Gewissen. „Im Inneren seines Gewissens“, sagt das Zweite Vatikanische Konzil, „entdeckt der Mensch ein Gesetz, das er sich nicht selbst gibt, sondern dem er gehorchen muss.“ Das Gesetz ist also vorhanden, es muss nur gefunden werden. Warum betone ich das so? Weil es heute Irrlehrer in unserer Kirche gibt, die sagen: Das Gewissen erschafft das Gesetz. Das ist ein Irrtum!

Das Gewissen gehört der Vernunft an; es ist ein vernünftiges Urteil, also es setzt ein geistiges Erkennen voraus. Es richtet sich auf das Handeln oder Unterlassen und gibt uns ein Wissen über das, was recht vor Gott ist. Es ist also ein Erkennen, d.h. wir dürfen das Gewissen nicht – was wiederum ein Irrtum unserer Zeit ist – verlagern in das Gefühl, nein, es ist ein Erkennen. Aus dem Gewissen erkennen wir, was Gott zu tun uns gebietet oder was er zu unterlassen uns vorstellt. Das Gewissen ist die unbedingte auch vor Gott geltende Richtschnur des sittlichen Lebens. Das gute Gewissen ist ein Zeichen der Gottgefälligkeit. Und die Reinheit des Gewissens bedeutet den Zustand der Sündenvergebung und Begnadigung. Das Gewissen ist auch nicht erst die Folge des Sündenfalls, sondern das Gewissen gibt es von Anfang an. Nach dem Sündenfall zeigt sich das Phänomen des schuldbeladenen Gewissens.

Mit dem großen Theologen Thomas von Aquin erblicken wir die Wurzel des aktuellen Gewissens in dem habituellen Gewissen. Wir unterscheiden also Gewissensspruch und Gewissensanlage. Es gibt eine von Gott dem Menschen geschenkte Anlage zur Gewissenhaftigkeit. Es gibt eine angeborene und unverlierbare Fähigkeit, die ersten Grundsätze der Sittlichkeit zu erkennen. Der Mensch weiß von Anfang an: Das Gute ist zu tun, das Böse ist zu unterlassen. Das ist das Urgesetz, das das Gewissen erkennt. Freilich baut sich auf diesem Urgewissen, der Gewissensanlage, das Wissen um die einzelnen Gegenstände des sittlichen Handelns auf, und aus diesem Wissen entspringt dann das praktische Werturteil im einzelnen Falle. In jedem Falle ist das aktuelle Gewissen das letzte praktische Urteil, was hier und jetzt zu tun ist. Normalerweise arbeitet das Gewissen im Syllogismus, d.h. in der Schlussfolgerung: Obersatz, Untersatz und Schlusssatz. Das Böse muss man meiden, lügen ist böse, also ist es verboten. Oder um noch aktueller zu werden: Die heilige Kommunion ist die Speise derer, die ohne schwere Sünde sind. Wer schwere Sünde hat, darf sie nicht empfangen. Wer in einer ungültigen Ehe lebt und eheliche Rechte zu Unrecht beansprucht, lebt in der schweren Sünde, also darf er die Kommunion nicht empfangen. Gegen dieses Gesetz kann niemand auf Erden angehen, denn es stammt von Gott selbst.

Das Gewissen soll der Bote und Herold Gottes sein. Wenn das Gewissen recht gebildet ist und richtig spricht, dann ist es tatsächlich der Bote und Herold Gottes; es trägt den Willen Gottes zu uns. Es ist lebendiges Zeugnis des Gottesebenbildes im Menschen und darf deswegen nicht übergangen werden. Was das Gewissen nach reiflicher Prüfung gebietet, das muss der Mensch tun, wenn er nicht schuldig werden will. Das Gefühl kann nicht die Norm des sittlichen Handelns sein. Warum nicht? Weil es persönlich ist, undurchsichtig, ohne inneres Maß, die Triebe sind subjektiv, selbstsüchtig. Es kann keine feste bleibende Anordnung geben, weil es dauernd im Wandel begriffen ist. Die individuelle, persönliche Art des Gefühls macht es ausgeschlossen, dass es die Wurzel der Sittlichkeit im Menschen sein kann. Das Kind ist gewissensfähig, es muss aber sein Gewissen entfalten. Es ist eine Grundlage im Kind, die zur Gewissenhaftigkeit führt, aber es trägt nicht fertige, angeborene Ideen in sich. Ganz allmählich aufgrund der Erfahrung, Erziehung und Belehrung werden im Kinde die Kräfte des Gewissens aufgebaut. Die eigene Erfahrung gibt dem Kinde mannigfache Empfindungen körperlicher Lust und Unlust, aus denen eine Gesamtvorstellung des Guten als des Angenehmen erwächst. Dazu kommt natürlich die elterliche Autorität mit ihrer Belehrung. Gebot und Verbot, Lehre und Strafe erschließen das verpflichtende „Du sollst“. Der Blick in die äußere gesetzlich geordnete Gesellschaft hilft weiter, aber vor allen Dingen ist es die Einsicht in die innere Wahrheit und Notwendigkeit der Pflicht, die den Augenblick herbeibringt, wo das Kategorische, wo das Absolute des Gewissens aufleuchtet. Das ist es, meine lieben Freunde, was ich Ihnen, wenn Sie in der Erziehung tätig sind, ans Herz legen möchte: Versuchen Sie Verständnis für das Heilsame, für das Notwendige im Gesetz zu erwecken. Dass die Kinder, dass die Jugendlichen mit Überzeugung die

Gebote annehmen, nicht weil sie äußerlich von einer Autorität auferlegt sind, nein, sondern weil sie sie als richtig, weil sie sie als heilsam, weil sie sie als notwendig begreifen. Die Gebote Gottes müssen uns zur inneren Überzeugung werden. Die Gewissensbildung hört nie auf. Sie ist auch für die Erwachsenen wichtig, besonders für Seelsorger, Eltern, Erzieher, Politiker, Journalisten. Alle Menschen, denen die Führung anderer anvertraut ist, müssen um Gewissensbildung besorgt sein, müssen sich vor Gewissensverbildung schützen. Gewissensbildung ist angewiesen auf die Kirche als die Lehrerin der Wahrheit. Es ist die Aufgabe der Kirche, die Wahrheit Christi zu verkündigen und autoritativ zu lehren und gleichzeitig die Prinzipien der sittlichen Ordnung, die aus dem Wesen des Menschen selbst hervorgehen, vorzulegen. Zwei Quellen also: Die Wahrheit Christi, wie sie uns in der Offenbarung entgegentritt, und die Prinzipien der sittlichen Ordnung, die aus dem sittlichen Naturgesetz hervorgehen. Das sittliche Naturgesetz ist die Sollensforderung, die aus dem Sein der Natur und des Menschen hervorgeht. Also um ein Beispiel zu erwähnen: Der Mensch hat einen Verstand, eine Vernunft und einen Willen. Er darf sich dieser Kraft nicht berauben, indem er sich sinnlos betrinkt; also die Trunksucht ist schon durch das sittliche Naturgesetz verboten. Die Kirche stellt sich in den Dienst des Gewissens. Es hilft ihm die Wahrheit zu erkennen und zu begreifen. Indem die Kirche die autoritative Vorlage der Gebote Gottes vornimmt, indem sie die Gebote Gottes autoritativ und womöglich unfehlbar vorlegt, muss man sagen, dass die Kirche die Gewissen bindet, sie bindet sie an Gottes Gebot. Das Binden kann ein Gebieten oder Verboten sein.

Es gibt Eigenschaften des Gewissens, es gibt Arten des Gewissens; ich will einige von ihnen Ihnen nennen. Wir nennen das Gewissen, das der Handlung vorhergeht, das vorangehende Gewissen. Bevor wir handeln, müssen wir unser Gewissen befragen, ob das beabsichtigte Tun vor Gott bestehen kann. Jedes Handeln muss sich vor dem Gewissen verantworten können. Menschliche Handlungen sind immer sittliche Handlungen, nicht wie da einer im Bundestag gesagt hat bei einer bestimmten Abstimmung, das sei jetzt eine Gewissensentscheidung. Jede Abstimmung ist eine Gewissensentscheidung. Das Gewissen setzt sich dann fort in das die Handlung begleitende Gewissen. Es kann durchaus sein, dass wir guten Gewissens etwas begonnen haben, aber im Laufe des Geschehens und bei näherem Nachdenken kommen uns Bedenken, ob wir fortfahren dürfen. Und schließlich gibt es das nachfolgende Gewissen, das die Handlung beurteilt: War es recht, war es unrecht? Es kommt also entweder über uns die Gewissensruhe oder die Gewissensunruhe, das Schuldbewusstsein. Seinem Inhalt nach kann das Gewissen folgende Eigenschaften haben: Es ist wahr, wenn es der sittlichen Ordnung, der Wahrheit Gottes entspricht. Es ist richtig, wenn es in einem logisch einwandfreien Syllogismus gebildet worden ist. Nur das Gewissen urteilt richtig, dessen Spruch mit dem göttlichen Gesetz und der Vernunft übereinstimmt. Es gibt Menschen, die ein ständig irriges Gewissen haben. Sie haben sich durch jahrelanges Handeln gegen das Gewissen ein irriges Gewissen gebildet. Das ständig irrige Gewissen schränkt die sittlichen Pflichten ein und erweitert die Freiheit. Das ständig irrige Gewissen ist häufig ein laxes Gewissen. Lax ist ein Gewissen, das auch bei erheblichen Angelegenheiten nicht mehr ausschlägt, sondern das eben „Kröten schluckt“ und bei groben Verstößen gegen die Sittlichkeit sich nicht mehr meldet. Es gibt auch das pharisäische Gewissen. Das besteht darin, dass man Unbedeutendes für wichtig nimmt und Bedeutendes für gering. Den Pharisäern hat der Herr vorgehalten: „Ihr geht den Zehnten von Minze, Dill und Kümmel. Aber das Große im Gesetz, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit und die Treue, die lasst ihr da hinten.“ Es gibt auch das skrupulöse Gewissen. Skrupulös ist ein Gewissen, das überall Sünden und Fehler wittert, das zu streng mit sich verfährt. Ich bin seit 65 Jahren Beichtvater, und ich habe schon Pönitenten erlebt, denen ich sagen musste: „Ich habe den Eindruck, Sie schreiben sich Sünden zu, die keine Sünden sind.“ Das waren Menschen, die übergewissenhaft waren, die skrupulös waren. Im Buche Jesus Sirach heißt es: „Achte auf den Rat deines Gewissens. Wer ist dir treuer als dieses? Das Gewissen gibt dem Menschen besser Auskunft als sieben Wächter auf der Warte.“ Unsere Kirche kennt Helden des Gewissens; wir nennen sie die Heiligen. Sie haben die Folgsamkeit gegen das Gewissen in allen Lebenslagen beobachtet. Einer von ihnen, der heilige Thomas Morus, Lordkanzler in England, konnte von sich sagen: Nie habe ich daran gedacht, einer Sache zuzustimmen, die gegen mein Gewissen wäre. Er hat seine Gewissenhaftigkeit mit seinem Tode bezahlt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Gewissen (2)

Das irrige Gewissen

17.04.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag hatten wir versucht uns vorzustellen, was das Gewissen ist. Durch das Gewissen wird die objektive Gesetzesforderung subjektiviert und zur wirklichen Richtschnur menschlichen und menschenwürdigen Handelns. Die Vernunft hält dem Willen die Güter vor. Der Wille kommt der Erkenntnis entgegen, und so erfolgt die innere Bindung an die objektive Gesetzesverpflichtung und wird diese zur eigenen Forderung; sie zu verletzen ist Sünde. Das Gewissen ist eine Gabe Gottes. Es ist das in unser Inneres gelegte Mittel, den Weg zum Himmel zu finden. Dies geschieht, indem das Gewissen den Willen Gottes sucht und zu erfüllen versucht. Aber das Gewissen ist auch gefährdet wie alle Gaben Gottes. Es kann verbildet, missbraucht und verkehrt werden. Der Schriftsteller Erich Kästner hat einmal geschrieben: „Das Gewissen ist um hundertachtzig Grad drehbar.“ Deswegen müssen wir heute darüber nachdenken, wie es um das irrige und wie es um das wachsame Gewissen steht. Erstens bedenken wir das irrige Gewissen. Wenn das Gewissen – wie manche irrtümlich behaupten – eine unmittelbare übernatürliche Stimme Gottes wäre, könnte es nicht irren, denn Gott irrt sich nicht. Aber es ist eben nur eine innere Leuchtkraft, die in den Menschen gelegt wurde als Gewissensanlage. Auf dieser Gewissensanlage erhebt sich das sittliche Wissen, und das sittliche Wissen führt bei der Gelegenheit des Handelns zum Gewissensurteil. Aber das sittliche Wissen und das Gewissensurteil schöpfen ihre Kenntnis aus menschlichen und damit aus fehlbaren Quellen; sie sind also Irrtümern zugänglich. Irrtum ist ein falsches Urteil infolge von Unwissenheit. Das wahre Gewissen beurteilt als gut, was objektiv gut ist, und böse, was objektiv böse ist. Das irrende Gewissen beurteilt als gut, was objektiv böse ist, und als böse, was in sich gut ist. Man unterscheidet zwei Arten des Irrtums: den unüberwindlichen und den überwindlichen. Der unüberwindliche Irrtum besteht darin, dass das Gewissen so vollständig von der irrigen Ansicht eingenommen ist, dass es keine Möglichkeit hat, sie abzulegen. Trotz gehöriger Sorgfalt kann der Irrtum nicht beseitigt werden. Der Irrtum ist unüberwindlich, wenn er entweder als solcher gar nicht erkannt wird, oder wenn er trotz dieser Erkenntnis nicht abgelegt werden kann, weil die Möglichkeit zur Belehrung durch eigenes Nachdenken oder durch Autorität fehlt. Anders der überwindliche Irrtum. Überwindlich ist ein Irrtum, bei dem das Gewissen imstande und verpflichtet ist, den Irrtum abzulegen, aber es wendet nicht die nötige Sorgfalt an. Der Irrtum könnte bei gehöriger Sorgfalt beseitigt werden, aber das Gewissen verschafft sich nicht die nötige Belehrung.

Welches ist nun die pflichtmäßige Einstellung gegenüber dem irrigen Gewissen? Da lautet der erstaunliche Satz: Das unüberwindlich irrige Gewissen verpflichtet in derselben Weise wie das wahre Gewissen. Ich sage noch einmal diesen fundamentalen Satz: Das unüberwindlich irrige Gewissen verpflichtet in derselben Weise wie das wahre Gewissen. Warum und wieso? Ja, weil derjenige, der ein unüberwindlich irriges Gewissen hat, überzeugt ist, die Stimme Gottes in diesem Gewissen zu vernehmen, weil er dem Gewissensspruch so gehorcht, als ob es der wahre Wille Gottes wäre. Wer

dem unüberwindlich irrigen Gewissen folgt, ist der Überzeugung, Gottes Willen zu tun und tun zu müssen, er hält für geboten, was ihm das Gewissen vorstellt. Solche Beispiele für das unüberwindlich irrige Gewissen gibt es schon in der Heiligen Schrift. Jesus spricht einmal von den Verfolgern der Christen: „Es kommt die Stunde, da jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun meint“ – die Folge eines unüberwindlich irrigen Gewissens. Paulus hat uns ein anderes Beispiel überliefert. Es lebten ja damals in der Mehrzahl die wenigen Christen mit Heiden zusammen, und die Heiden opferten den Götzen. Sie opferten ihnen Fleisch, Götzenopferfleisch. Die Juden verboten den Genuss des Götzenopferfleisches. Paulus war anderer Ansicht. Es gibt keine Götzen und deswegen gibt es auch kein Götzenopferfleisch. Das Fleisch ist genau dasselbe wie anderes Fleisch; man kann es unbedenklich essen. „Aber“, sagt er, „wer beim Essen von Götzenopferfleisch daran zweifelt, ob er es essen darf, unsicher ist, ob er es essen darf, der ist verurteilt, wenn es isst, weil er gegen sein Gewissen handelt.“ Er hat zwar ein irrig gebildetes Gewissen, aber es schreibt ihm dies vor. Er handelt gegen seine Überzeugung, und „alles, was gegen die Überzeugung ist, ist Sünde.“ Es ist ungenau, zu sagen, das Gewissen sei immer wahr. Wahrheit ist Übereinstimmung des Denkens mit der objektiven Norm. Aber ein irriges Gewissen ist eben nicht wahr, weil es mit der Norm nicht übereinstimmt. Es wäre auch ungenau zu sagen: Folge deinem Gewissen und betrachte alles als objektive Sünde, was gegen dein Gewissen ist. Diese Rede wäre nur dann gültig, wenn das Gewissensurteil im gefallenem Menschen stets wahr und sicher wäre. Aber der Mensch kann eben einen falschen Syllogismus, eine falsche Schlussfolgerung ziehen. Oder er kann auch den richtigen Grundsatz falsch anwenden, er kann die objektive Wirklichkeit verkennen. Häretisch wäre es zu sagen: Allein dein Gewissen entscheidet, weil man die objektive von der Kirche verkündete sittliche Ordnung nach Art der Protestanten ablehnt. Ein Katholik darf nie sein subjektives Gewissensurteil gegen die verpflichtende Norm der Kirche stellen, denn die Kirche verkündet im Auftrag Gottes die sittliche Wahrheit.

Das überwindlich irrige Gewissen kann nur in sehr bedingter Weise Richtschnur des Handelns sein. Denn hier steht neben dem Urteil über eine zu vollziehende Handlung im Hintergrund eine Ahnung, dass es unrichtig sein könnte, eine Mahnung, es genauer zu prüfen. So darf die Vernunft sich hier nicht als Stellvertreterin Gottes ansehen. Man darf nicht gegen das überwindlich irrige Gewissen handeln. Man darf ihm aber auch nicht folgen. Es ist vielmehr Pflicht, den überwindlichen Irrtum zu überwinden. Wodurch? Durch Befragung von kompetenten Personen, durch eigenes Nachdenken, durch Gebet. Wie soll man sich im Gewissenszweifel verhalten, wenn man sich nicht sicher ist: darf man das tun, darf man es nicht tun? Nun, um sittlich einwandfrei zu handeln, ist es notwendig, dass das Gewissen zu der Folgerung kommt: Die Handlung ist unbedenklich, sie ist erlaubt. Es ist nicht gestattet, eine Handlung zu begehen, wenn man einen positiven Zweifel an der Erlaubtheit der Handlung hat. Da hat man die Pflicht, diesen Zweifel zu beheben, bis man die Gewissheit erlangt hat. Im anderen Falle würde man sich der sittlichen Weisung entziehen, man würde unsittlich handeln. Ja, das zweifelnde Gewissen weist selbst auf einen Irrweg hin, es erkennt die Möglichkeit der Sünde. Es setzt sich dann der Mensch auch bewusst der Gefahr der Sünde aus. Nein, man muss den praktischen Zweifel beseitigen. Aber wenn es nicht möglich ist, ihn zu beseitigen, was dann? Kann der Zweifel nicht gelöst werden, und muss man sich doch entscheiden, dann ist der sichere Weg zu gehen, also der Weg, der mit größerer Wahrscheinlichkeit von Gott gewollt ist. Man muss, wenn man zwischen zwei Übeln zu wählen hat, das geringere Übel wählen. Das sind die Grundsätze, meine lieben Freunde, über das irrige Gewissen.

Nun zweitens: das wachsame Gewissen, die Wachsamkeit des Gewissens, die Zartheit des Gewissens; das Gewissen soll nämlich wachsam und zart sein. Das Gewissen ist wachsam, wenn es nicht nur durch schwere Anstöße, durch außergewöhnliche Fragen, sondern auch durch kleinere Anlässe geweckt und zum Nachdenken angeregt wird. Das stumpfe, das schlafende Gewissen regt sich selten. Es warnt nicht vor der Tat und es macht auch nachher keine Vorwürfe. Dagegen das wache Gewissen bewirkt ein Aufmerken, ein rasches und leichtes Aufmerken auf die sittliche Seite des Verhaltens, eine gewissenhafte Fragestellung. Der Gegensatz des zarten Gewissens ist das laxe Gewissen. Das laxe Gewissen schwächt die Forderung ab. Ich habe einmal einen Herrn kennengelernt, der fortwährend die Rede führte: „Es ist alles Wurscht.“ Nein, meine lieben Freunde, es ist nicht alles Wurscht. Der Gegensatz des zarten und leichtfertigen Gewissens betrifft die rechte Antwort auf die gestellte Frage.

Er bezieht sich auf den sittlichen Inhalt des zum Akt erwachten Denkens. Ein zartes Gewissen ist geneigt, auch die feinen Unterschiede in der Sittlichkeit zu beobachten. Der Mensch mit dem laxen Gewissen wird die Sittenregeln in weniger wichtigen Fragen abschwächen oder gar leugnen. Ein zartes Gewissen ist eben die Folge davon, dass man Gott ernst nimmt, dass man Gott liebt und dass man auch in geringen Dingen sich weigert, ihn zu betrüben. Das zarte Gewissen fällt einem nicht in den Schoß; es muss ausgebildet werden. Wodurch? Indem man sich belehren lässt, indem man durch Erziehung das Gewissen schult, indem man die niederen Leidenschaften beherrscht, indem man edle Gefühle pflegt und indem man beharrlich der Stimme des Gewissens folgt. Zu diesen psychologisch-ethischen Bedingungen kommt die religiöse Lebensführung. Wer von vornherein entschlossen ist, Gott zu dienen und zu folgen, der wird auch ein zartes Gewissen ausbilden. Wer regelmäßig Gewissenserforschung hält jeden Abend und vor jeder heiligen Beichte, wer sich prüft, der wird zu einem zarten Gewissen kommen. Das stumpfe Gewissen dagegen entsteht, wenn man die innere Selbstzucht vernachlässigt, wenn man großzügig ist gegenüber der sittlichen Forderung, wenn man sich den Sinnen überlässt und natürlich auch durch schlechte Erziehung. Im stark abgestumpften Gewissen erhebt sich sogar bei schweren Sünden kein fühlbarer, kein lebhafter Widerspruch. Es gibt Auswüchse und Fehlformen des wachen und zarten Gewissens. Das ist das ängstliche oder skrupulöse Gewissen. Skrupulosität ist eine Verfassung des Gewissens, bei der aus Furcht vor der Sünde sowohl die Wachsamkeit als auch die Zartheit des Gewissens krankhaft gesteigert sind. Das wachsame Gewissen reagiert auf ernste berechnete Anlässe durch Aufmerken und Fragen, dagegen das skrupulöse Gewissen ist ungesund erregbar. Es stellt sittliche Erwägungen über Dinge an, die gar keine Sünde sind, die zweifellos erlaubt sind und bereits durch Belehrung oder eigenes Urteil sichergestellt sind. Ebenso ist hier die Zartheit des Gewissens einseitig überspannt. Es wird regelmäßig das Schlimmere angenommen und grundlos werden Sünden und Sündengefahren vermutet. Die näheren Merkmale der Ängstlichkeit sind also Erforschung des Gewissens über kleinliche, oft lächerliche Dinge, ruhelose Wiederholung des Nachdenkens, unnötige Fragen an den Priester, ängstliches Abwägen vor der Tat und Niedergeschlagenheit nach der Tat, grundlose Annahme einer schweren Sünde oder einer ungültigen Beichte, allgemeine zaghafte Besorgnis Gott gegenüber. Nun will ich nicht bestreiten, dass auch ganz normale Menschen gelegentlich solche Skrupel haben können. Man kann sich fragen: Habe ich alles richtig gebeichtet? Ehrlich gebeichtet? Vollständig gebeichtet? Aber was hier gemeint ist, dieser Zustand der Ängstlichkeit, das ist eine krankhafte seelische Erscheinung; man könnte sie als Angstneurose bezeichnen. Die Skrupel reihen sich den Zwangsvorstellungen an, also Vorstellungen, die sich als fremdartige und peinliche Elemente in das Seelenleben eindrängen und trotz hartnäckiger Bekämpfung immer wiederkehren. Die psychologische Wurzel ist eine krankhafte Furcht, und diese Furcht gewinnt neue Nahrung, indem man den Trieb hat, über immer neues Nachdenken zur Ruhe zu kommen. Ich habe einmal einen Priester kennengelernt, und ihn zu betreuen versucht, der Skrupulant war. Er hatte bei der Feier der heiligen Messe den Kelch mit dem kostbaren Blut des Herrn aus Versehen umgeschüttet. Er kam nicht darüber hinweg. Er war überzeugt, dass er sich die Exkommunikation zugezogen hatte, die dem Apostolischen Stuhl zur Lossprechung vorbehalten ist. Er veranlasste mich, den Papst anzugehen, um von der Strafe losgesprochen zu werden. Der Papst sprach ihn los, er gab ihm die Absolution, aber weit gefehlt, damit fand er keine Ruhe. Er hatte Zweifel, ob er den Vorgang richtig dargestellt hatte, ob er vielleicht doch aus Absicht gehandelt hatte und nicht aus Versehen. Er fand keine Ruhe. Skrupulosität kann man bekämpfen und heilen. Das wichtigste Heilmittel für Skrupulanten ist der willige und vertrauensvolle Gehorsam gegenüber dem Seelenführer, also normalerweise gegenüber dem Beichtvater. Dieser muss freilich eine besondere pastorale Klugheit besitzen. Er muss auch Liebe und Geduld beweisen, denn die Skrupulanten sind nicht mit einem Male zu heilen; das Leiden dauert oft lange Zeit. Gleichzeitig muss der Beichtvater entschieden und fest sein. Der Ängstliche soll das Urteil seines geistlichen Führers als sein eigenes wahres Gewissen betrachten. Weil sein Gewissen krank ist, muss er gewissermaßen stellvertretend das Gewissen des Beichtvaters als sein eigenes gelten lassen. Man kann ihm Regeln geben, z.B. die Regel, nie auf bloße Zweifel zu achten, sondern ausschließlich auf die klaren Gebote des Gewissens und dabei rückhaltlos den Befehlen des Beichtvaters zu folgen. Jede Selbsterforschung nach der Handlung, zumal nach inneren Versuchungen, ist zu meiden. Im Allgemeinen geschieht die Heilung durch Ablenkung des

Geistes vom Ich. Denn manchmal sind Skrupulanten von einem geheimen Stolz erfüllt, sie bilden sich etwas ein auf ihre Skrupulosität, sie sind eben besonders gewissenhaft, meinen sie. Aber die Heilung muss statt des ängstlichen Strebens nach Heilsgewissheit die Ehre Gottes als Höchstes suchen, sie muss in ihrem Lichte sich ihrer kleinlich armseligen Haltung schämen. Die beste Ablenkung geschieht durch Arbeit, durch regelmäßige, fesselnde Arbeit.

Das Gewissen, meine lieben Freunde, ist eine Wirklichkeit. Wir spüren es alle. Wir haben das aktuelle Gewissen erkannt als jene Funktion im Menschen, in der die persönlich verpflichtende Forderung des sittlichen Sollens zum Bewusstsein kommt. Der Dichter Matthias Claudius hat einmal an seinen Sohn geschrieben: „Schau immer so wenig wie möglich auf dich selbst. Scheue niemand so viel als dich selbst. Inwendig in uns wohnt der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt. Nimm dir vor, nichts wider seine Stimme zu tun. Was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirn und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind, doch wenn du seine Unschuld ehrst, löst er gemach seine Zunge und wird dir vernehmlicher sprechen.“ So Matthias Claudius an seinen Sohn. Das Gewissen, meine lieben Christen, ist eine Gabe Gottes. Es soll uns der Führer zum Himmel sein. Aber es wird dies nur können, wenn wir immer beten: „Neige, o Herr, mein Herz zu deinen Geboten!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Erlösung (1)

Jesus der Erlöser

24.04.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Getröst’, getröst’, wir sind erlöst“, so singt das gläubige Volk in meiner Heimat zu Ostern. „Getröst’, getröst’, wir sind erlöst, die Hölle ward zuschanden.“ Wir nennen Jesus unseren Erlöser und er ist es. Das Christentum ist eine Erlösungsreligion im Unterschied zum Islam. Erlösung im objektiven Sinne ist die Befreiung der Menschheit durch den Gottmenschen Jesus Christus aus dem durch die Sünde verursachten Zustand der Ungerechtigkeit und Knechtschaft und die Wiederherstellung des Zustandes der übernatürlichen Gerechtigkeit und Freundschaft Gottes. Die am Anfang ihrer Geschichte in Adam und Eva existierende Menschheit hat durch ihr Nein zu Gott sich der Herrschaft Gottes entwunden. Die Flucht von Gott weg bedeutete die Ferne von der Heiligkeit, vom Leben und von der Freude. Dieser Zustand kann vom Menschen nicht überwunden werden. Der Mensch kann nicht Gott von Neuem zur Liebe und Freundschaft nötigen, die er vertan und verraten hat. Wenn es zu einer Änderung kommen soll, muss der Anstoß von Gott ausgehen. Nur er kann seine heilbringende Herrschaft in der menschlichen Geschichte wieder aufrichten, nur er kann das zerrissene Freundschaftsband wieder knüpfen. Tatsächlich holt Gott die in die Irre gegangene Menschheit wieder heim ins Vaterhaus. Er geht ihr nach, er setzte sich selbst in der menschlichen Geschichte gegenwärtig. Er nahm das menschliche Schicksal auf sich; das geschah in der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Dass der LOGOS Mensch wurde, ist der Beginn unserer Erlösung. Das entscheidend Neue der neutestamentlichen Erlösung ist, dass sie vom Vater ausgehend ganz an die historische Person Jesu, des menschengewordenen Sohnes Gottes, als ihren Mittler gebunden ist und nur durch ihn zu erreichen ist. „Es ist kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, in dem die Menschen selig werden können“, predigt Petrus nach der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn. In Christus ist das Geheimnis unseres Heiles verwirklicht, weil und insofern er der menschengewordene Gottessohn ist. Er ist die Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes, er selbst ist unser Heiland. Und des Heiles teilhaftig werden, bedeutet, Anteil gewinnen an Christus, an der unvergänglichen Existenzweise und an dem Lebensreichtum Christi; das ist der Weg zum Heil. Er ist Mittler und Bürge jener unvergänglichen Existenzweise, der wir entgegenstreben. Er ist es, weil er Gott und Mensch zugleich ist, weil in ihm die menschliche Natur wieder heimgeholt wurde zu Gott, dem Quell des unvergänglichen Lebens. In ihm ist das Leben Gottes selbst in die menschliche Natur eingeströmt. Wer seiner teilhaftig werden will, muss daher in Gemeinschaft treten mit ihm, mit Christus. Er schlägt die Brücke zwischen Himmel und Erde, ja, er ist die Brücke zwischen Himmel und Erde; er ist nicht bloß der Brückenbauer. Er ist, weil er menschliche und göttliche Natur in sich vereinigt, die personale Mitte zwischen Gott und den Menschen. Er ist der Mittler, der einzige Mittler zwischen Gott und Mensch.

Jesus hat die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen deutlich gesehen und ausgesprochen. Er betrachtet alle Menschen als Sünder. Es gibt keine Gesunden und Gerechten in der Menschheit. „Nicht

die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken“, „Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder.“ Auch seine Jünger sind unter der Schar der Sünder zu finden. An einer Stelle, die Sie vielleicht wenig im Gedächtnis haben, des Evangeliums nach Markus heißt es: „O du ungläubiges Geschlecht! Wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange euch noch ertragen?“ Da hat es fast den Anschein, dass es dem Herrn einmal zu viel geworden ist, was er an Sünde und Schuld erleben muss. Jesus hat ein scharfes Auge für die Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten des allzu Menschlichen. Es sagt es seinen Zuhörern direkt ins Gesicht: „Ihr seid arg, ihr seid boshaft, ihr seid ein böses und ehebrecherisches Geschlecht.“ Und das erste Wort, das er an sie richtet, das lautet: „Tuet Buße!“ Seine erste Handlung ist eine stellvertretende Bußleistung, denn er hatte nicht nötig, die Bußtaufe des Johannes über sich ergehen zu lassen. Aber um alle Gerechtigkeit zu erfüllen und um stellvertretend für andere Buße zu leisten, nahm er die Bußtaufe auf sich. Um dieser Gerechtigkeit der anderen willen ging er ein in die Sünden des Volkes und nahm sie auf sich. Auch die nachfolgende Predigt des Herrn ist von dem Grundgedanken beherrscht, dass alles Volk im Argen liegt. „Da fing er an, den Städten, an denen die meisten seiner Wunder geschehen waren, zu verweisen, weil sie nicht Buße taten: ‚Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Wären in Tyros und Sidon – also in den heidnischen Lasterstädten – die Wunder geschehen, die bei euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan.‘ ‚Und du, Kapharnaum, bist du nicht bis zum Himmel erhoben worden? Bis zur Hölle sollst du hinabgeschleudert werden. Wären in Sodom die Wunder geschehen, die in dir geschehen sind, es würde heute noch bestehen.‘“ In der Parabel vom reichen Prasser und vom armen Lazarus bricht die düstere Beurteilung der Reichen und Satten durch, die auf Moses und die Propheten nicht hören: „Sie würden auch nicht glauben, wenn einer von den Toten zu ihnen käme.“ Als 18 Galiläer beim Einsturz eines Turmes erschlagen wurden, fragte er: „Meint ihr, dass diese Galiläer sündhafter gewesen seien als alle Menschen in Jerusalem? Ich sage euch: Nein. Und wenn ihr nicht Buße tut, wird es euch genauso ergehen!“ So steht also ganz Jerusalem in der Schuld und ist der Schuld verfallen. Und am meisten stehen in der Schuld die so genannten Gerechten, die sich ihrer sittlichen hohen Leistung rühmen, die ihre sittlichen Gebrechen nicht einsehen. Dirnen und Zöllner übertreffen sie an Bußgeist. „Johannes kam zu euch auf dem Weg der Gerechtigkeit, und ihr glaubtet ihm nicht. Zöllner und Buhlerinnen aber glaubten ihm. Das sahet ihr und tattet dennoch nicht Buße.“ Darum ist es die eigentliche Aufgabe des Menschensohnes, das Verlorene, d.h. die verlorenen Menschen zu retten und zu suchen. Und darum gingen auch seine Jünger aus und predigten, man solle Buße tun. Also, Jesus hat die Erlösungsbedürftigkeit des Volkes deutlich gesehen und ausgesprochen.

Er hat aber auch, zweitens, ebenso seinen Erlösungswillen kundgetan. Er erwartet von den Menschen, von dieser sittlich so daniederliegenden Menschheit das Allerhöchste: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Sie sollen eine neue Gerechtigkeit üben, und diese Gerechtigkeit ist über alles Maß: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Auch schon der böse Gedanke und die Zornesgesinnung sind ihnen verwehrt. Die Liebe zum Feind ist sittliche Pflicht, nicht bloß ein Rat. Der ganze innere Mensch muss Gott und seinem Wesen gehören: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, mit deinem ganzen Gemüte! Das ist das größte und vornehmste Gebot. Aber ein anderes ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Bei all diesen Geboten handelt es sich nicht um eine einmalige heroische Tat, die auch der sittlich minderwertige Mensch vollbringen kann, nein, es handelt sich um die dauernde Herrschaft einer Grundstimmung, aus der alle Handlungen naturgemäß hervowachsen wie die guten Früchte aus einem guten Baum. Wie kann Jesus diese strengen Forderungen aufstellen? Und wie kann er die ewige Seligkeit als Einsatz und Preis für deren Erfüllung ausgeben, wenn die Menschen doch wieder böse, arg sind, ein böses ehebrecherisches Geschlecht sind? Die Jünger fragten deswegen auch: „Wer kann da gerettet werden?“ Die Antwort lautet: Wer zu dem Gottmenschen Jesus Christus kommt, der wird gerettet. Diese Aufforderungen zur Vollkommenheit stammen aus dem gottmenschlichen Bewusstsein Jesu. Wenn Jesus von den Sünden der Menschen spricht, hat er seine Umwelt im Auge, so wie sie wirklich war. Und wenn er von der Pflicht redet, vollkommen zu sein, so hat er seine eigene Innenwelt im Auge, die beglückende Gewissheit der personhaften Gottverbundenheit. Jesus greift gleichsam in sein eigenes gottgeintes Wesen und fordert das, was in ihm selbst strahlende Wirklichkeit ist, auch

von denen, die die Seinen werden wollen. Seine dem natürlichen Menschen ungeheuerlich erscheinenden Forderungen sind also nicht nur Forderungen, sondern Verheißungen. Verheißungen, Zielpunkte für alle, die sein Wesen in sich aufnehmen, die an ihn glauben, d.h. die mit ihm in Blutsgemeinschaft treten. Die strengen sittlichen Gebote des Herrn sind aus seiner messianischen Erlösungsabsicht heraus gesprochen, aus seinem Erlösungswillen, aus dem Reichtum seiner Gottesgemeinschaft. Sie tragen den Tonfall des Erlösers. Die Erlösung besteht also nicht darin – wie uns manche Humanisten weismachen wollen –, dass der Mensch sich auf das Göttliche in der eigenen Brust besinnt, nein, die Erlösung besteht darin, dass der von der Welt verschiedene persönliche Gott aus seiner Verborgenheit heraustritt, den Menschen ergreift und in seinem gnädigen Erbarmen aus seiner Verlorenheit rettet. Der in die Geschichte eingegangene Gottessohn ist der Erlöser und der Mittler. Die Menschwerdung ist die Einleitung der Erlösung, aber noch nicht die Ausführung. Das ganze Leben Jesu ist der Vollzug seines Mittlertums. Was immer er tut, er tut es als Vermittler zwischen Gott und den Menschen. Das ganze Leben, von der Geburt bis zum Tode, bildet die Verwirklichung der göttlichen Erlösung. Indem Jesus im Gehorsam gegen den Vater ein gewöhnliches Menschenleben führte, hat er die Schöpfung heimgeholt zu Gott. Die Erlösung geschah also nicht durch einen einzelnen Akt, etwa den Kreuzestod, sondern durch das ganze menschliche Leben Jesu – wobei natürlich der Kreuzestod eine überragende Rolle spielt. Dadurch dass Gott in die Schwäche der menschlichen Natur einging und in ihr über die Erde schritt, wurde die Möglichkeit geschaffen, dass der Mensch Gott wieder begegnet und ihn ergreift. Das, meine lieben Freunde, war der große entscheidende Irrtum der Arianer. Sie haben Jesus zum bloßen Menschen gemacht, und damit haben sie seine Erlösungstätigkeit vernichtet. Wenn Jesus ein bloßer Mensch gewesen wäre, hätte er uns nicht erlösen können. Er musste Gott und Mensch sein; als Mensch konnte er leiden, als Gott konnte er erlösen. Diesen Zusammenhang haben die Arianer nicht begriffen. Indem sie die Gottheit Jesu leugneten, zerstörten sie die Erlösung. Christus ist Mittler, insofern er Gott und Mensch ist, und er ist Mittler geworden durch die Menschwerdung. Da wurde er die Mitte, in der Gott und Mensch zusammenkommen. Wenn er ein bloßes Geschöpf gewesen wäre, hätte er selbst wieder einen Mittler gebraucht.

Jesu hat seinen Erlöserwillen deutlich kundgetan. Er hat ihn aber auch, drittens, getätigt. Der Erlöserwille, der Gnadenwille Jesu bricht immer wieder in den Evangelien durch, vor allem dort, wo wir ihn am wenigsten erwarten würden, nämlich bei den Besessenen. Die Besessenen wehrten sich zuerst gegen ihn. Ihre vom Bösen ergriffene Natur witterte in ihm etwas Wesensfremdes, Wesensfeindliches, die Erscheinung des Heiligen. Der Besessene in der Synagoge von Kapharnaum ruft: „Ich weiß, wer du bist: Du bist der Heilige Gottes!“ So gewaltig ist die Erscheinung des Heiligen für die Besessenen, dass sie Entsetzen und Erschrecken bei ihnen auslöst. Aber je länger Jesus bei ihnen ist, desto wehrloser sind sie seinem Gnadeneinfluss ausgesetzt. Die Gnade, die Kraft, die heiligende Kraft Jesu dringt in sie ein. Ein Neues entsteht in ihnen, ein neuer Wille, eine neue Kraft, der Dämon flieht. Die von Dämonen Besessenen werden gesund an Leib und Seele. Markus berichtet in seinem Evangelium von dem Manne, der in den Gräbern gehaust und den man gefesselt hatte, von dem Mann, den Jesus geheilt hatte. Er nahte sich Jesus und bat ihn, dass er bei ihm bleiben könne. Er wollte bei seinem Retter, bei seinem Erlöser verharren. So groß war die Liebesmacht Jesu, dass der, der vorher so toll war, dass man ihn nicht einmal mit Ketten fesseln konnte, nicht mehr von ihm lassen wollte. Jetzt verstehen wir, meine lieben Freunde, was es bedeutet, wenn Jesus sagt: „Wenn ich durch den Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Ähnlich erlöserisch sind auch seine Krankenheilungen. Ganz typisch für eine von Jesus vorgenommene Krankenheilung ist die an dem Gichtbrüchigen im Hause in Kapharnaum. Ein Mann wurde vom Dach auf einer Bahre herabgelassen, denn man konnte nicht an Jesus heran, er war umringt von Menschenmassen. Also er wurde durch eine Öffnung des Daches zu Jesus herabgelassen. Und jetzt wird deutlich, dass Jesus Krankheit und Sünde, Leib und Seele in einem sah und heilte. Der Kranke erwartete selbstverständlich seine leibliche Heilung. Mit angstvollem, bittendem Blick sieht er zum Herrn auf, aber Jesus enttäuscht ihn. Er sagt nicht: Nimm dein Bett und geh nach Hause, nein, er spricht etwas ganz anderes, das scheinbar ganz fern liegt, er sagt: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Jesus sieht also zunächst nicht den von Gicht zerschundenen Leib, sondern er sieht die gemarterte Seele. Und erst nachdem er die Seele geheilt hat, spricht er das Wort: „Steh auf, nimm dein Bett und

geh nach Hause.“ In dieser Krankenheilung, meine lieben Freunde, haben wir wohl die Grundform aller Heilungen des Herrn zu sehen. Sie sind Heilungen nicht nur des Leibes, sondern der Seele, ja, zuerst und zuoberst Heilung der Seele. Den hinreißendsten Beleg zu diesem auferbauenden Heilungswirken überliefert uns Lukas in der Erzählung von Jesu Salbung durch eine Dirne. Diese Dirne trat von rückwärts zu seinen Füßen und begann, unter Tränen seine Füße zu netzen und trocknete sie mit ihren Haaren. Sie küsste seine Füße und salbte sie mit Öl. Indem Lukas dieses berichtet, rollt er gewissermaßen die ganze Seelengeschichte der Dirne vor uns auf. Wie mag es in ihr getobt und gebohrt haben, als sie Jesus zuerst sah und ihn reden hörte? Da fiel es ihr wahrscheinlich wie Schuppen von den Augen: Sie stand in der Sünde und sie stand in der Nacht, und da war einer, der stand in der Heiligkeit und im Lichte. Wie musste es schön sein in diesem Lichte. Gab es einen Weg von ihr zu ihm? Aber diesen Weg versperrten die ihr wohlbekannten Gestalten. Die waren mit Rosen umkränzt und hielten den Becher der Lust in ihrer Hand. Sie gehörte niemand, weil sie allen gehörte. Sie gehörte nicht Gott, weil sie sich dem bloß Menschlichen, dem allzu Menschlichen ergeben hatte. Aber sie spürte das Lockende und Rufende vom jenseitigen Ufer: Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen. Sollte sie in das Land der Reinheit gehen? Durfte sie in dieses Land sich begeben? Ihre Seele war trunken von der Sünde und wehrte sich gegen das Licht. Aber das Licht strahlte immer reiner und immer dringender und immer heller, und da keimte das Wollen in ihr auf. Und zuletzt ging sie in das Haus des Simon, mochten die Leute reden, was sie wollten, mochte der Pharisäer über sie schimpfen und sie verächtlich ansehen, sie sprach zu den Füßen des Herrn ihr Schuldbekennnis unter Tränen. Und der gute Hirte neigte sich zu ihr und sprach: „Dir werden deine Sünden vergeben, weil du viel geliebt hast.“ So lieblich ist noch kein Wort an ihre Ohren gedrungen wie dieses stille kleine Wort des Herrn: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Und so hat er es immer gemacht. Wer nur immer mit hungriger Seele zum Heiland kam, der fand bei ihm Erquickung, der trat in einen Strom seelischer Rast und sittlicher Reinheit ein, „in einen Strom lebendigen Wassers“, wie er selber sich ausdrückt. Dem Nikodemus hat er in einem Nachtgespräch das große Thema der Wiedergeburt unterbreitet: „Wenn einer nicht von Neuem wiedergeboren wird, wird er das Reich Gottes nicht sehen.“ Und da erschien die Auswirkung dieser Neugeburt im Bild vom Weinstock und den Reben: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt, und in wem ich bleibe, der bringt viele Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Und auch in dem synoptischen Evangelium ist dieser Erlöserwille deutlich spürbar: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele.“ Meine lieben Freunde, das ganze Leben Jesu, mit allen einzelnen Handlungen, ist von erlöserischer Kraft. Jesus vollzieht die Erlösung in Wort und Tat, er befreit von Unwissenheit und Irrtum. Er lehrt den Willen Gottes, er befreit aber auch von Sünde und Schuld, er heilt die Seele, und wenn er will auch den Leib. O welches Glück, dass wir ihn kennen, dass wir ihn besitzen, dass er uns an sich gezogen hat. In meiner Heimat singen wir: „Getröst', getröst', wir sind erlöst, die Hölle ward zuschanden, denn wahrhaft ist Gott Jesus Christ vom Tode auferstanden.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Erlösung (2)

Wir sind erlöst

01.05.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus ist unser Erlöser; das haben wir am vergangenen Sonntag erkannt. Worin liegen die Wurzeln seiner Erlöserkraft? Wo ist der tiefste Quellgrund? Der tiefste Quellgrund der Erlöserkraft Jesu ist seine Gottheit, kann nur seine Gottheit sein. Die Kirchenväter haben immer die doppelte Aussage getroffen: Als Mensch, nur als Mensch, konnte er leiden, aber als Gott, nur als Gott, konnte er uns erlösen. Er sollte leiden, weil Gott das Leiden als erlöserische Macht benutzt hat. Aber dieses Leiden war nur von einem Menschen zu vollbringen, und deswegen musste der Gottessohn eine Menschennatur annehmen, um in dieser Natur das Unheil der Menschen aufzuarbeiten. Wenn Jesus nicht Gott wäre, könnte er uns nicht erlösen. Erlösen heißt eben: den Menschen aus seiner doppelten Gebundenheit befreien, aus der Gebundenheit an seine Natur und seine Naturmacht und aus der Gebundenheit an die Sünde. Es steht bei dem lebendigen Gott allein, ob er uns aus der doppelten Zerspaltenheit befreien will. Von uns Menschen aus führt kein Weg zum göttlichen Leben. Ein Abgrund tut sich hier auf, den niemand überbrücken kann als Gott allein. Das Wort von der Selbsterlösung ist ein eitler Wahn. Erlösen kann uns Gott allein, und deswegen waren die Kämpfe im 3. und 4. Jahrhundert so erbittert, die Kämpfe um die Gottheit Jesu. Die Arianer – zu denen leider unsere germanischen Vorfahren zählten – vertraten die Meinung: Er ist ein Geschöpf Gottes. Ein Geschöpf Gottes kann uns nicht erlösen, dieses muss ja selber einen Erlöser haben. Und deswegen haben die Antiarianer, also die Katholiken, so erbittert für diese Wahrheit gekämpft, bis sie endlich auf dem Konzil von Nicäa siegreich behauptet wurde. Wenn der Erlöser nicht wahrer Gott ist, sind wir alle noch Sünder. Nur ein göttlicher Erlöser kann die Menschen über die unermessliche Kluft tragen, die den Menschen von Gott trennt. Warum liegt in der Menschwerdung Gottes das Entscheidende? Weil wir jetzt einen Menschen unter uns haben, der Gott ist. In dem Menschgewordenen ist die Brücke über den Abgrund geschlagen. Unser Wesentliches, das, was uns zum Menschen macht, unsere Menschennatur, ist grundsätzlich und objektiv von ihm über diesen Abgrund getragen worden. Denn diese Menschennatur ist in Christus innigst vereinigt mit der Gottheit; er ist Gottmensch. Das ist die Lehre des Konzils von Chalcedon: Er besitzt eine doppelte Natur, eine menschliche und eine göttliche, und beide sind geeint in der göttlichen Person. In Christus ist die menschliche Natur die denkbar innigste Vereinigung mit der Gottheit eingegangen, sodass sie nur ein einziges Ich zum Träger haben, die zweite göttliche Person, das WORT, den LOGOS. So ist Christi Menschwerdung die alleinige Voraussetzung und Grundlage für sein Erlöserwirken und für unser Heil geworden. Christus konnte deshalb Himmel und Erde wiederverbinden, weil in ihm Himmel und Erde vereint waren. Er war Gott und konnte daher die Welt zu Gott heimführen. Er war Mensch, und so ist durch ihn die Menschheit aus der Verfallenheit befreit worden. Christus als Mensch ist der Mittler zwischen Gott und der Menschheit. Die menschliche Natur ist kraft ihrer Verbindung mit der Gottheit heilsmächtig tätig, sodass die

Heilswerke Christi gottmenschliche Werke sind. Das göttliche Leben ist wieder an die menschliche Natur gebunden. Die menschliche Natur verrichtet werkzeughaft all das, was lediglich Gottes eigene Verrichtungen sind.

Aber da kann noch eine Frage aufstehen, nämlich: Wie kann das sein, dass sich dieses Wunder an einem einzigen Exemplar der Gattung Mensch vollzieht und dass dieses Geheimnis der ganzen Gattung zugutekommt? Es vollzieht sich an einem einzigen Exemplar der Gattung Mensch und es kommt doch der ganzen Gattung Mensch zugute. Wie ist das möglich? Dass kann deshalb sein, weil es das göttliche Wort war, das Mensch wurde, und das Erlösungswerk vollbrachte. Es war das schöpferische Prinzip selber, das Menschengestalt annahm, und deswegen ist Christus als Gottmensch das schöpferische Prinzip der neuen Menschheit. Er ist nicht ein Mensch, sondern er ist der Mensch. Er ist nicht ein einzelnes Glied der Menschheit, sondern er ist das Haupt. Er ist der neue Anfang, der Erstgeborene unter allen Brüdern, der neue Adam. Der alte Adam war auch nicht nur ein Mensch, er war der Repräsentant der gesamten Menschheit. In ihm war keimhaft die gesamte Menschheit, die nach ihm geboren wurde, enthalten, und deswegen hat er die gesamte Menschheit ins Unheil gerissen. So ist auch der neue Adam nicht nur ein Mensch, sondern der Mensch, der keimhaft die gesamte Menschheit in sich trägt, vermögend seiner personhaften Verbundenheit mit der Gottheit ist er Ausgang und Anfang einer neuen Gattung, der neue Mensch mit dem alle übrigen zum Heil berufenen Menschen keimhaft verbunden sind. Christus nimmt die von ihm geschaffene Menschheit an und fasst sie und ihre ganze Geschichte von Adam an in sich als dem Haupt, dem neuen Adam zusammen. Weil wir so durch Christus in seinen neuen göttlichen Lebenskreis erhoben sind, darum gehört uns wahrhaft und wirklich alles an, was Christus für uns getan hat, angefangen von seiner Menschwerdung in Bethlehem über Nazareth bis zum Tabor und bis zum Golgothahügel. Alles, was er vollbracht hat, gehört uns an, ist für uns und an unserer Stelle getan worden. „Das Leiden Christi“, sagt einmal der heilige Thomas von Aquin, „gehört uns derart an, als ob wir es selbst vollbracht hätten.“ Christus ist derjenige, der alles für uns getan hat, der die Substanz dessen, was auf dem Menschen liegt, um Gottes Gerechtigkeit zu versöhnen, bereits geleistet hat. Er ist tatsächlich das Lamm, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.

Nun muss ich aber hier eine bedeutsame Erklärung hinzufügen. Der Mann, der im 16. Jahrhundert Deutschland von der Kirche Christi losreißen wollte und es bis zu einem gewissen Grade geschafft hat, der Mann hat die Wirksamkeit Christi in der Erlösung so sehr betont, dass für eine menschliche Beteiligung nichts mehr übrig blieb. Luther spricht von der „Alleinwirksamkeit Gottes“ in der Erlösung. Darin liegt der Fehler. Wir katholischen Christen bekennen die Allwirksamkeit Gottes; er wirkt alles, aber er wirkt es nicht allein, es bedarf der menschlichen Mitwirkung. Das ist die große Leistung des Konzils von Trient gewesen, dass es gegenüber dem Irrtum von der Alleinwirksamkeit Gottes die Allwirksamkeit Gottes mit der menschlichen Mitwirkung ausgesagt hat. Wir können das Werk der Erlösung nicht verrichten; das kann nur Gott. Wir brauchen es auch gar nicht, denn Jesus hat es für uns getan, an unserer Statt und zu unserem Nutzen. Aber wir müssen uns das Werk aneignen, wir müssen in es eingehen, wir müssen es an uns geschehen lassen, und das geschieht eben nicht ohne unsere Mitwirkung. Das ist das Schlüsselwort für die Aneignung der Erlösung. Ohne Anspannung, ohne Anstrengung, ohne Mühe, ohne Überwindung können wir das Erlösungswerk des Herrn nicht für uns erwerben. Das Konzil von Trient hat diese Wahrheit lichtvoll ausgesprochen, und zwar zunächst für die erste Rechtfertigung – die bei uns in der Taufe geschieht – und dann zweitens für das ganze Rechtfertigungsleben. Für die erste Rechtfertigung sagt das Konzil von Trient: Es braucht Zurüstung und Vorbereitung auf die Rechtfertigung von Seiten des Menschen. Das ist notwendig. Der Mensch wirkt auch und schon auf dem Weg zur Rechtfertigung und in der Phase der Vorbereitung mit der Gnade mit. Das Geschehen der erweckenden Gnade ist mit dem willentlichen Mittun des Menschen verbunden. Der Sünder ist mitbeteiligt an der Aufarbeitung der Sünde unter dem Walten der aktuellen Gnaden. Das ist die Zurückweisung des Irrtums von Luther, der erklärt: Der Mensch ist bei der Rechtfertigung völlig passiv. Er wird entweder von Gott geritten oder vom Teufel. Nein, so ist es nicht. Der Mensch ist nicht völlig passiv, er ist aktiv. Dann aber hat das Konzil auch für den ganzen Verlauf des menschlichen Heilslebens ausgesagt, dass die Mitarbeit, die Mitwirkung des Menschen unentbehrlich ist. Auf dem Weg zum ewigen Heil ist der Mensch Mitwirkender

mit der heiligmachenden Gnade. Ohne sein Mittun kann er das Ziel nicht erreichen. Das Konzil von Trient nennt auch die Weisen, wie wir mitwirken müssen mit der Gnade, mit der Hilfe Gottes: die Beachtung der Gebote Gottes und der Kirche, das Zusammenwirken des Glaubens mit den guten Werken, das Wachstum des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Dieses Mitwirken ist Ausdruck der Pflicht, auf dem Wege der Gerechtigkeit zu wandeln. Was das Konzil von Trient hier sagt, das ist nichts anderes als der Widerhall dessen, was in den Heiligen Schriften steht: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!“, sagt Jesus dem reichen Jüngling. „Bemüht euch, durch die enge Pforte einzugehen“ – bemüht! euch. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“ An die Gemeinde in Philippi schreibt Paulus: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern!“ – wirket! euer Heil mit Furcht und Zittern. Die Aussage des Konzils von Trient hat dieses Wort aufgenommen. Das Konzil mahnt die Gläubigen, mit Furcht und Zittern ihr Heil zu wirken, „denn sie sind zur Hoffnung auf die Herrlichkeit und noch nicht zur Herrlichkeit wiedergeboren“. Das muss geschehen unter Mühen, im Wachen, in Almosen, in Gebeten, im Fasten und in Keuschheit. Alle diese Werke wachsen freilich nur in der von Christi Gnade empfangenen Gerechtigkeit. „Gott wirkt“, auch das sagt Paulus, „das Wollen und das Vollbringen.“ Aber bei dem Wollen und Vollbringen ist der Mensch beteiligt. Gott wirkt nicht ohne Zustimmung des Menschen. Der Mensch wird eben nicht entweder von Gott oder vom Teufel geritten, er reitet selber. Die Mitwirkung des begnadeten Menschen geschieht in der Kraft der Gnade. Das Glauben und Bereuen des Menschen, seine Reue und seine Askese, seine werktätige Liebe ist niemals seine eigene Sache allein, sondern sie ist im vorzüglichen Sinne Gottes Sache; sie geschieht durch Christus, unsern Herrn. Mein eigenes, mein persönliches menschliches Tun hat seine Antriebe in Gott, im Liebeswillen Gottes. Man nennt das in der Theologie die zuvorkommende Gnade. Alles, was der Mensch an Eigenem zu seiner Erlösung beiträgt, wurzelt in dem besonderen Antrieb der göttlichen Liebe. Die menschliche Aktivität – und ich sage noch einmal, sie ist unentbehrlich – ist in einer geheimnisvollen, uns verborgenen Weise in der göttlichen Aktivität verankert. Das, was uns antreibt, was uns auf dem Weg der Erlösung in Bewegung bringt und uns in der Bewegung entscheidend erhält, ist Gott und Christi Gnade. Im 6. Jahrhundert hat eine Synode im südfranzösischen Orange einen wunderbaren Satz aufgestellt, einen Satz, der heute noch gültig ist. Der Satz lautet: „Gott tut viel Gutes in den Menschen, das der Mensch nicht tut. Der Mensch aber tut nichts Gutes, ohne dass Gott verleiht, dass der Mensch es tut.“ Das ist der entscheidende Satz: Gott verleiht, dass der Mensch es tut, in seiner Verantwortung, mit seiner Zustimmung, mit seiner Mitwirkung. Der Mensch muss sich also bereithalten, er muss etwas beisteuern zu seiner Erlösung, er muss aufgeschlossen und wach sein, ja, er muss auch arbeiten und wirken, solange es Tag ist. Mit der Gnade Gottes mitwirken heißt also: Die Initiative, die von Gott ausgeht, die Atemimpulse, die Gott in unserer Seele erwachsen lässt, in mir bejahen und tapfer bewahren. Mit der Gnade mitwirken heißt: Guten Willens sein, aufgeschlossen für Gottes Anregungen und willig, ihnen zu gehorchen. Denn das hat auch das Konzil von Trient definiert: „Es ist dem Menschen möglich, der Gnade zu widerstehen.“ Luther meinte, die Gnade sei unwiderstehlich, nein, der Mensch hat die traurige Fähigkeit, der Gnade Widerstand zu leisten. Und deswegen kommt alles darauf an, dass wir guten Willens sind und bereitwillig uns in den Impuls der Gnade einfügen.

Das ist also das Christentum, meine lieben Freunde: Christsein heißt, erlöst sein. Erlöst nicht durch eigene Kraft, sondern durch Christus, unseren Herrn. Christsein heißt, wissen, dass ich in Christus alles habe. Da ist keine Sorge, wo Christus ist. Auch die Sorge um die Sünde ist da, wo Christus ist, nicht überwältigend. Der Schwerpunkt unserer neuen Haltung liegt nicht so sehr im ängstlichen Ringen mit der Sünde, sondern vielmehr in der tapferen Liebe zu Christus. Der heilige Franz von Sales mahnt einmal: „Mehr Liebe zum Guten als Furcht vor dem Bösen!“ Es ist möglich, dass wir fallen, dass wir immer wieder fallen. Wo ist ein Christ, der nicht gefallen wäre? Aber nicht das heißt Christsein, dass wir nicht fallen, sondern dass wir, wenn wir fallen, wieder aufstehen, nicht liegenbleiben, dass wir aus der Tiefe unserer Schuld zu Jesus rufen und dass wir uns von seiner Hand aufrichten lassen. Wo dieser liebende Glaube, diese glaubende Liebe, diese grenzenlose Aufgeschlossenheit für Christus ist, da kann unser Weg nur zum Vater im Himmel führen. Es ist Wahrheit, meine lieben Freunde, und es bleibt eine Wahrheit: Wir sind erlöst.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Erlösung (3)

Die Himmelfahrt Christi als Ereignis und Zustand

05.05.2016 (Christi Himmelfahrt)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Herrn Versammelt!

Die Himmelfahrt Christi wird in der Heiligen Schrift in mannigfacher Weise bezeugt. Sie ist auch Gegenstand der kirchlichen Glaubensaussage, und zwar in allen Glaubensbekenntnissen. Die Glaubensaussage von der Himmelfahrt bekennt ein Doppeltes: Einmal das Ereignis und dann den Zustand, bzw. das Leben des erhöhten Herrn in der Teilnahme an der Macht und Herrlichkeit Gottes. Die Himmelfahrt Jesu ist ein geschichtlicher Vorgang in Raum und Zeit. Sie ist die lokale Versetzung der verklärten menschlichen Natur Christi an einen ihrem verklärten und seligen Zustand entsprechenden Ort innerhalb der Schöpfung. Die äußere Erhebung Jesu versinnbildet den Übergang in den jenseitigen Glückseligkeitszustand, versinnbildet ihn, aber sie bewirkt ihn nicht. Die Ursache für diesen Übergang liegt in der empfangenen Verklärung, nicht in der äußeren Elevation. Seiner göttlichen Natur nach hat Christus, der als Gott Himmel und Erde erfüllt, den Himmel nie verlassen. Seiner Menschheit nach, die nicht allgegenwärtig ist, war er vor der Auffahrt nicht im Himmel. Diese Bewegung ist nur von seiner Menschheit auszusagen. Seiner menschlichen Natur nach verließ er die Erde und begab sich an den Ort der gemeinsamen Seligkeit der Engel und Menschen, wo immer dieser sein mag. Dass die menschliche Natur an irgendeinen Ort versetzt wurde, ergibt sich aus ihrem stofflichen Charakter; er ist durch die in der Auferstehung vollzogene Verwandlung nicht aufgehoben worden. Wenn die verklärte Natur an Raum und Zeit gebunden bleibt, muss sie irgendwo existieren. Wo sie sich freilich befindet, können wir in keiner Weise bestimmen. Es gibt keinen uns bekannten Ort im Weltall, von dem wir sagen könnten, dass er der verklärten Natur Christi mehr angepasst wäre als ein anderer, unserer Erfahrung zugänglicher. Christus, der Auferstandene, muss sich irgendwo befinden. Er ist weder unörtlich noch überörtlich, aber wir wissen es nicht, wo dieser Ort ist. Und wenn wir es wüssten, könnten wir ihn doch nicht erreichen, denn seine Wirklichkeit ist der menschlichen Erfahrung und allen menschlichen Mitteln entzogen. So war es schon mit dem Auferstandenen. Er kam, wann und wo er wollte, und er ging, wenn es an der Zeit war. Kein Mensch konnte ihn herbeizwingen, aber auch kein Mensch konnte ihn festhalten. So hätte es auch bei der letzten Auferstehung Jesu geschehen können. Er hätte einfach verschwinden können so wie damals in Emmaus. Aber nein, er vollzog den Abschied anders und dafür muss er seine Gründe gehabt haben.

Die Gestik bzw. die Aussage des Emporschwebens ist eine Aussage aus dem antiken Weltbild, aber sie ist mit dem antiken Weltbild nicht so verbunden, dass sie nicht von ihm ablösbar wäre. Wir müssen die Vorstellung und den Kern der Aussage unterscheiden. Der Abschied Jesu von seinen Jüngern vollzog sich räumlich gesehen nach oben. Für die Vorstellung der Menschen seiner Zeit – und wahrscheinlich auch für uns – ist „oben“ ein Sinnbild für das Helle, Lichte, Himmlische, Erhabene. Durch das Erheben nach oben wurde angezeigt, angezeigt!, dass der verklärte Jesus in die Welt des Hellen, Lichten, Himmlischen, Erhabenen geht, dass er zu Gott geht. Wäre er in die Erde versunken – was auch möglich gewesen wäre –, hätte es den Anschein gehabt, er sei in die Unterwelt, in das

Dunkle, in das Finstere, in das Höllische gegangen. Wir haben hier eine Anpassung des Offenbarungsgeschehens, eine Adaption der Erfahrung der Menschen gegenüber vor uns, eine Anpassung an die zeitgenössische Vorstellung. Was verkündet wird, ist die Tatsache der Existenzerhöhung, der neuen Existenzweise Jesu. Und das zeigt sich auch darin, dass in den übrigen Schriften des Neuen Testaments durch zahlreiche Texte verbürgt ist, dass Jesus zum Vater gegangen ist, ohne dass von der Geste des Emporhebens die Rede ist. Christus wird von Paulus als der Erhöhte bezeugt, der in Macht und Herrlichkeit herrscht und zur Rechten des Vaters thront, d.h. an der Herrschergewalt und an der Herrlichkeit Gottes teilnimmt.

Die Himmelfahrt Jesu geschah in eigener Kraft. Sie war ähnlich wie die Auferstehung ein selbstmächtiges, aktives Emporsteigen. Elias und Habakuk wurden hinaufgetragen, und von Maria wird gesagt, sie ist in den Himmel aufgenommen, nicht in den Himmel aufgefahren; es geschah nicht durch eigene Kraft. Die Auffahrt hat Jesus durch eigene Kraft bewirkt, und zwar zunächst indem er Gott ist; aber auch als Mensch vollzog er sie, weil die Verklärung seiner Seele die Kraft verlieh, den Leib frei überall hin zu bewegen. Es ist ein Dogma katholischen Glaubens, dass Christus als Mensch glorreich in den Himmel aufgefahren ist und zur Rechten Gottes sitzt. Das Sitzen, dieser biblische Ausdruck des Sitzens zur Rechten Gottes ist keiner buchstäblichen Deutung fähig, denn Gott ist ein körperloser, einfacher Geist, er hat kein rechts und kein links. Es ist dies eine bildliche Redensart. Das Sitzen zur Rechten des Vaters ist nicht örtlich, lokal zu verstehen, sondern symbolisch, gleichnishaft. Es bedeutet die Dauer und den unverlierbaren Besitz seiner Herrlichkeit sowie die Teilnahme an der Weltherrschaft des Vaters. Dadurch, dass die menschliche Natur Jesu jetzt endgültig in den Zustand der göttlichen Herrlichkeit erhoben ist, hat der Erniedrigungszustand des Erlösers in der Knechtsgestalt sein absolutes Ende gefunden und dem himmlischen Königtum Platz gemacht.

Man kann fragen, wo der Auferstandene weilt. Es wäre eine naive Vorstellung anzunehmen, dass in der Welt, im Kosmos, also im Sternenhimmel irgendein Raum ausgespart wäre, an den sich Christus begeben hätte, weil er etwa für seine verklärte Existenzweise besonders günstige Bedingungen böte. Hier würde das Ereignis der Auferstehung und der Himmelfahrt völlig missverstanden. Die Erhöhung Jesu führt in eine Existenzweise, die von der irdischen Erfahrungsexistenz wesentlich unterschieden ist. Der in den Himmel aufgefahrene Jesus ist in die Gott vorbehaltene Wirklichkeit eingegangen; diese ist jeder möglichen Erfahrung entzogen; sie kann also durch die Raumfahrt nicht erreicht werden. Vielleicht denken manche: Wir sind halt nicht weit genug gekommen mit den Raumschiffen. O, meine lieben Freunde, die Raumschiffe mögen so weit fahren, wie sie wollen, wie sie können, sie werden Christus, den Auferstandenen und in den Himmel Aufgefahrenen nicht erreichen, denn er ist der Erfahrung entzogen, er ist ein transzendentes Wesen. Und die Transzendenz überschreitet nicht nur die Erde, sondern das ganze Weltall. Die Wirklichkeit des Himmels kann mit irdischen Mitteln nicht erreicht werden. Gottes absolute Überlegenheit schließt jeden menschlichen Zugang aus. Gott allein kann die Tür zum Paradies öffnen, wie er es dem rechten Schächer getan hat. Die Nichterfahrbarkeit Gottes von Seiten des Menschen, die Nichterzwingbarkeit seiner Gegenwart durch uns Menschen ist geradezu ein Attribut der Göttlichkeit, selbstverständlich mit der Einschränkung, dass Gott sich erfahren lassen kann, wenn er will. Achten Sie bitte darauf, dass der Apostel in seinem Schreiben an die Gemeinde in Ephesus von Christus erklärt: „Er stieg hinauf über alle Himmel“, nicht in den Himmel, in den Wolkenhimmel, sondern über alle Himmel. Das könnte ein Hinweis sein, ein Zeichen, dass die Vorstellung vom Aufstieg in den Wolkenhimmel ungenügend ist. Wolkenhimmel und Gotteshimmel sind total verschieden.

Was das Verhältnis von Auferweckung und Himmelfahrt angeht, so ist zu beachten, dass die Heilige Schrift nur einen einzigen Erlösungsvorgang kennt und den nennt sie Erhöhung. Erhöhung ist das Zusammen von Auferweckung und Himmelfahrt. Wenn Jesus zu dem rechten Schächer sagt: „Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein“, dann sieht man, dass die Aufnahme und der Eingang in den Himmel nicht daran gebunden ist, dass man irgendeine Zeitlang noch wartet, sondern dass eben, wenn Christus will, dieser Eingang sofort geschafft wird. Auferstehung und Himmelfahrt bilden zusammen die Erhöhung Jesu. Wenn der Evangelist Lukas – wie wir morgen hören werden – von einer Himmelfahrt Jesu am Auferstehungstage und einer anderen vierzig Tage nachher berichtet, so ist dies dahin zu verstehen, dass der Auferstandene jeweils, bei jeder Erscheinung, aus seiner himm-

lischen Herrlichkeit kommt und sich den Jüngern zeigt und nach der Beendigung der Erscheinung wieder in den Himmel zurückkehrt. Die Himmelfahrt Jesu, die wir heute feiern, ist also kein völlig neues Element im Leben oder in der Existenzweise des Auferstandenen, sie ist nur der Abbruch bzw. das Ende der Erscheinungen. Vierzig Tage hindurch sprach Jesus mit den Seinigen über das Reich Gottes, dann hörten diese Erscheinungen auf. Jesus wird sich als der Verklärte erst wieder zeigen bei seiner Wiederkunft am Ende der Welt. Die Himmelfahrt, vierzig Tage nach Ostern, ist jener Akt, durch den das Ende der Erscheinungen des Auferstandenen gesetzt wird.

Alles im Leben Jesu, meine lieben Freunde, geschah für uns. „Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist er vom Himmel herabgestiegen.“ Seine Ankunft, sein Bleiben, aber auch sein Gehen dient unserem Heil. Das Gehen Jesu ist der Tod, die Auferweckung und die Himmelfahrt. Christus hat in seiner Auferweckung und Himmelfahrt die himmlische Existenzweise für sich und für alle seine Brüder geschaffen. Der Himmel ist das Leben der Herrlichkeit Gottes in der Teilnahme des leibhaftigen Menschen und des Kosmos an dem dreipersönlichen Lebensaustausch Gottes. In soteriologischer Hinsicht, also was die Erlösung angeht, ist die Himmelfahrt Jesu der krönende Abschluss seines Erlösungswerkes. Die Erlösung ist jetzt tatsächlich objektiv vollendet, aber sie muss subjektiv zugewandt werden. Und deswegen geht das Heilswirken Jesu weiter; es ist nur eine andere Wirkweise eingetreten. „Ich aber, wenn ich erhöht sein werde, werde alle zu mir ziehen“, da spricht Jesus davon, dass er weiter tätig ist: „Ich aber, wenn ich erhöht sein werde, werde alle zu mir ziehen.“ Er steht zu seinem Wort, er hat es erfüllt, zuerst an den Gerechten des Alten Bundes, die auf die Erlösung warteten. Jetzt ist sie da und jetzt werden sie heimgeführt vom auferstandenen, vom erhöhten Jesus. Mit ihm zogen die Seelen der Gerechten des Alten Bundes in die Herrlichkeit des Himmelreiches ein. Christus bereitet auch den Seinigen dort eine Stätte: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Wäre es nicht so, hätte ich es euch gesagt. Denn ich gehe hin, euch ein Heim zu bereiten. Wenn ich hingegangen bin und euch ein Heim bereitet habe, komme ich wieder und will euch zu mir nehmen, damit auch ihr dort seid, wo ich bin.“ Der Apostel Paulus hat dieses Wort begriffen. Er hat in diesen Worten seine Hoffnung und seinen Trost gefunden. Als er in Gefangenschaft war, da schrieb er einen Brief an die Gemeinde in Philippi. Und in diesem Briefe schreibt er, er habe Sehnsucht zu sterben. Warum? Denn dann wird er bei Christus sein. Er weiß, dort ist eine Wohnung für ihn bereitet. Christus in seiner himmlischen Herrlichkeit legt unablässlich Fürbitte für uns ein. Er hat ja ein unvergängliches Priestertum, nicht ein vergängliches wie wir. Er hat ein unvergängliches Priestertum, deshalb kann er immerdar jene erretten, die durch ihn Gott sich nahen. Er lebt allezeit, um Fürbitte für uns einzulegen. Das ist der Grund, meine lieben Freunde, warum wir unsere Gebete und Bitten durch Christus an den Vater richten, durch Christus; er ist der Mittler. Er nimmt sie an, er nimmt sie auf und trägt sie empor, er legt sie gleichsam in seine Hände, auf dass er sie dem Vater vortrage. Der an Gottes Herrschermacht teilnehmende Sohn tritt beim Vater für uns ein und rettet uns vor dem drohenden Zorngericht Gottes. Das erhabenste Geschenk des in den Himmel aufgefahrenen Herrn ist der Heilige Geist. Er sendet als Frucht seiner Erlöserbitte den Aposteln den Heiligen Geist und teilt den Seinen allezeit die Gaben des Geistes mit. „Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Beistand geben, der ewig bei euch bleiben soll, den Geist der Wahrheit.“

Diesem Herrn gehören alle Menschen. Er ist das Haupt des Alls, in ihm erhält alles im Himmel und auf Erden ein neues Haupt, sodass durch ihn alles im Himmel und auf Erden versöhnt wird. Diese universelle Stellung als Haupt wirkt sich am heilsmächtigsten dadurch aus, dass er auch das Haupt der Kirche ist. Nicht der Papst ist das Haupt der Kirche, er vertritt das Haupt der Kirche, aber das Haupt der Kirche ist Christus. So setzt der himmlische Christus selbst im Erhöhungszustand sein Erlösungswerk fort, indem er es den Gläubigen zuwendet. Die Wirklichkeit des Himmels, meine lieben Freunde, ist für uns unvorstellbar, aber sie ist deswegen nicht weniger wirklich wie die Gegenstände, die wir auf Erden betrachten. Der Himmel entspricht eben der Seinsweise Gottes. Und wie ist die Seinsweise Gottes? Von ihm sagt Paulus im 1. Brief an Timotheus: „Gott wohnt in unzugänglichem Lichte, den kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann.“ Was Paulus ausführt, bestätigt der Apostel Johannes: „Gott hat nie jemand geschaut.“ Er hat ihn nicht geschaut, weil er verbrannt würde vom Glanz der Herrlichkeit Gottes. Der Unerschaffene kann für keine geschaffene Natur sichtbar werden. Und noch einmal Paulus im 1. Brief an die Korinther: „Das aber versichere ich, Brüder:

Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben.“ Also man muss erst umgewandelt werden, bevor man das Reich Gottes erben kann. Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der himmlischen und der irdischen Wirklichkeit. Erst muss die Erdhaftigkeit abgestreift werden, bevor der Eingang in Gottes Wirklichkeit erfolgen kann. Die Seligen des Himmels allerdings schauen Gott. Sie schauen Gott, wie er ist. Es ist ein Schauen von Angesicht zu Angesicht, von Person zu Person. Der Auferstandene und in den Himmel Aufgefahrene, meine lieben Freunde, hat uns nicht aus den Augen verloren. Er kennt uns und wirkt in uns mit seiner Gnade. Er wartet auf uns. Wenn unsere Seele vom Körper gelöst sein wird, ist sein Warten zu Ende. Dann richtet er uns. Wir hoffen, dass sein Gericht gut für uns ausgehen wird. Dann werden wir zu ihm kommen und immer bei ihm bleiben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Zeugnis von Christus ablegen

08.05.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Sache Jesu schien aussichtslos zu sein am Abend, bevor er litt. Die Jünger waren zerstreut, die Apostel waren furchtsam, der Herr selber ausgeliefert den Heiden. Vor Pilatus bekannte er, dass er gekommen sei, für die Wahrheit Zeugnis abzulegen, aber die Juden nahmen in der Masse sein Zeugnis nicht an. Als dann die Verhaftung erfolgte, da flohen alle Jünger, und die Sache Jesu schien verloren. In der Tat, menschlich bestand keine Aussicht für das Fortgehen der Sache Jesu, menschlich war alles am Ende. Aber das Werk des Herrn wurde doch gesichert, weil es einen Bürgen dafür gab. Und dieser Bürge ist der Heilige Geist, der Geist Gottes. „Wenn der Beistand kommt, den ich vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird über mich Zeugnis ablegen.“ Die Juden wollten den Herrn aus dem Wege schaffen, seine Ehre zertreten, seinen Namen auslöschen. Aber der Herr erstand zu neuem Leben in der Macht des Geistes, durchwirkt vom Heiligen Geiste, verklärt durch die Herrlichkeit des Geistes. Und es kam der Pfingsttag, da hörte die Stadt Jerusalem die Botschaft, das Zeugnis von Jesus, und bald hört es das ganze Land und dann das ganze römische Weltreich, dass der verurteilte und hingerichtete Nazarener lebt, dass er ein himmlisches Leben in der Herrlichkeit des Vaters besitzt und mit göttlicher Macht herrscht. Die Urgemeinde wuchs, nahm zu. „Der Herr, der Herr!, aber brachte täglich zu der Gemeinde solche hinzu, die gerettet werden sollten.“ Der Herr wendet sogar das Herz seines grimmigsten Verfolgers sich zu: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“ Der Geist hat ihn ergriffen, und der Geist beherrscht fortan das Leben dieses Mannes. Was er redet, was er schreibt, was er duldet, das geschieht alles im Heiligen Geiste. Rasch ist das Römische Reich von Christengemeinden durchsetzt, und alle Gläubigen bekennen denselben Glauben: den Vater im Himmel, den eingeborenen Sohn und den Geist Gottes. Alle bekennen die Gottheit Christi: Gott von Gott, wahrer Gott vom wahren Gott, Licht vom Licht. Christus, Gott von Gott, ist der Felsengrund des christlichen Glaubens. Und wenn es so ist, wie, meine lieben Freunde, ich Ihnen sagen muss, dass viele evangelische Theologen die Gottheit Christi bestreiten, es ist dies der Felsengrund unseres Glaubens. Eine Gemeinde, die nicht mehr die Gottheit Christi bekennt, ist keine christliche Gemeinde mehr. Alle Väter haben mit Petrus bekannt: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Christus ist mit ihnen. Alle scharen sich um seinen Opferaltar, alle essen von seinem Himmelsbrot, alle opfern das gleiche Gotteslamm; Christus ist mitten unter ihnen. Aber die schönste Frucht des Geistes Gottes ist der neue Mensch, der im Lichte des Glaubens und in der Kraft der Gnade heranwächst. Schon von der Urgemeinde lesen wir, dass die Menge der Gläubigen ein Herz und eine Seele war. Die christliche Liebe war unter ihnen, es wurde einem jeden mitgeteilt, was er nötig hatte; ein urchristlicher Kommunismus, aber ein Kommunismus aus der Liebe Gottes unter dem Antrieb des Geistes. Und dann kommt der Apostel, der das Hohelied der Liebe gesungen hat: „Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete, aber die Liebe nicht hätte, dann wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich die Weissagung hätte und alle Geheimnisse wüsste, die Liebe aber nicht hätte, dann wäre ich nichts. Und wenn ich einen Glauben hätte, der Berge versetzt, hätte aber die Liebe nicht, dann wäre ich nichts. Und wenn ich meinen ganzen Leib hingäbe

zum Verbrennen, hätte aber die Liebe nicht, es nützte mir nichts.“ Die Juden wunderten sich und die Heiden staunten: „Seht, wie sie einander lieben“, so wurde von den ersten Christen gesagt: Seht, wie sie einander lieben. Die Christen lebten der Welt das Leben Christi vor. Christus lebte in seinen Brüdern und Schwestern. Der Geist legte in ihnen Zeugnis von Christus ab.

Mit dem Zeugnis des Geistes verband sich das Zeugnis der Apostel. „Auch ihr werdet Zeugnis ablegen, weil ihr von Anfang bei mir waret.“ Das Zeugenamt gehört notwendig zum Apostel. Paulus kann sogar sagen: „Ich bin nicht gesandt, zu taufen, ich bin nur gesandt, zu predigen.“ Schon früh am Anfang des öffentlichen Wirkens hatte Christus Apostel, Jünger um sich gesammelt, und als dann einer ausschied wegen Verrat, da musste ein Neuer gewählt werden. Aber es konnte nur einer sein, der „immer bei uns war von Anfang an, als Jesus mit uns war und bei uns ein und aus ging“. Unmittelbar vor seinem Heimgang zum Vater hat Jesus die Apostel in die Welt entlassen: „Ihr werdet in der Kraft des Heiligen Geistes hinausgehen und meine Zeugen sein in ganz Jerusalem, in Judäa, in Samaria, bis an die Grenzen der Erde.“ Der Heilige Geist sollte sie geleiten. Zunächst waren sie furchtsam, verkrochen sich, aber dann kam das Pfingstfest und da blühte ihre Kraft auf. Jetzt aber treten sie als Zeugen vor die Welt. Noch in der Stunde der Geistsendung erfährt die Welt aus dem Munde des Petrus, dass Jesus lebt und herrscht: „Das gesamte Haus Israel soll wissen, mit Sicherheit erkennen, dass Gott ihn zum Herrn und Messias gemacht hat, eben den Jesus, den ihr gekreuzigt habt.“ Bald stehen sie im Tempel und legen Zeugnis ab für ihren Herrn: „Der Gott unserer Väter hat seinen Knecht, Jesus, verherrlicht. Den Anführer des Lebens habt ihr getötet, aber Gott hat ihn von den Toten erweckt, des sind wir Zeugen.“ Und die Apostel machen ihren Zeugenmut bekannt, als ihnen verboten wird, vom Herrn zu reden, als ihnen geboten wird, ihn totzuschweigen, sein Andenken auszulöschen. „Es ist uns unmöglich, von dem zu schweigen, was wir gesehen und gehört haben.“ Ja, die Apostel bezeugen das, was sie ganz erfüllt, mit Freimut vor dem Hohen Rat: „Der Gott unserer Väter hat Jesus auferweckt, den ihr umgebracht habt, als ihr ihn ans Kreuz hängtet. Diesen Führer und Heiland hat Gott zu seiner Rechten erhöht, um Israel Nachlass der Sünden und Umkehr zu schenken.“ Paulus, dieser glühende Mann, hat das Zeugnis von Tod und Auferstehung des Herrn zum Kern seines Evangeliums gemacht: „Denn das habe ich vor allen anderen Dingen euch verkündet, dass Jesus für unsere Sünden gestorben ist, gemäß der Schrift, dass er begraben wurde und dass er auferstanden ist am dritten Tage, gemäß der Schrift.“ Und sein Zeugnis kann keine Drohung und keine Hetze unterdrücken. „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündete. Ein Zwang liegt auf mir, dass ich das Evangelium verkünden muss.“ Und für dieses Evangelium hat er sein Leben in die Schanze geworfen. Er ist der Sklave Christi, er sagt von sich: „Ich trage die Malzeichen Christi an meinem Leibe.“ Welches sind denn die Malzeichen Christi? Nun, das sind seine Wunden, das sind auch die Wunden am Leibe des Paulus. „Fünfmal erhielt ich vierzig Streiche weniger einen (also 39), einmal wurde ich gesteinigt, dreimal habe ich die Ruten empfangen, dreimal habe ich Schiffbruch erlitten, trieb eine ganze Nacht auf dem Meere umher.“ Wer das kann, der kann es nur in der Kraft des Geistes. Wer führt ein solches Leben auf eigene Faust? Nur ein Mensch, der von einem Geist erfüllt ist: „Leben ist für mich Christus, und Sterben ist für mich Gewinn.“

Das ist es, meine lieben Freunde, was auch uns zur Aufgabe gemacht wird, nämlich Licht der Welt, Salz der Erde zu sein. Das heißt doch, dass die Jünger in der Welt auffallen sollen, dass man sie nicht soll übersehen können. Licht ist das, was den Tag erhellt, Salz ist das, was die Speisen schmackhaft macht. Sie sollen durch ihr ganzes Leben und Wirken Christus bezeugen, Zeugnis ablegen. „Tadellos und lauter“ sollen sie sein, schreibt Paulus an die Philipper, „untadelige Kinder Gottes mitten unter einem irren und wirren Geschlecht, unter dem ihr leuchtet wie Sterne im Weltall.“ Und Petrus erklärt das gleiche: „Führet euren Wandel unter den Heiden trefflich, damit, wenn sie euch als Übeltäter verleumden, sie eure guten Werke sehen und Gott am Tage der Heimsuchung verherrlichen.“ Und so sehen wir die Urgemeinde es erfüllen das Wort, Zeugen zu sein. „Sie lobten Gott“, heißt es, „und genossen Ansehen beim ganzen Volk.“ Es kamen immer mehr solche dazu, die an den Herrn glaubten, eine Menge Männer und Frauen, ja gar eine große Anzahl von jüdischen Priestern fanden den Weg zum Glauben und wurden kraftvolle Zeugen des göttlichen Herrn; sie warben für ihn. Im Abendmahlsaal hatte der Herr nach seinem Scheiden die Apostel auch mit ihrer schwersten Aufgabe vertraut gemacht. „Sie werden euch aus den Synagogen stoßen. Es kommt die Stunde, da jeder, der

euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glaubt.“ Diese Kämpfe müssen also kommen, und sie werden dauern, solange es Christen gibt in dieser Welt, verbale Angriffe. In Berlin, meine lieben Freunde, wurde ein Flugblatt verteilt, wo die katholische Kirche als „Kinderfickersekte“! bezeichnet wurde. Hunderte und tausende von Zeugen stehen auf und bezeugen, dass Christus lebt, aber die Welt ist voll Hass und Grimm. Sie kann es nicht ertragen, dass ihr die Botschaft von Christus gebracht wird. Sie kämpft mit Haft und Kerker, mit Ruten und Geißeln, mit Polizeiaufgebot, mit Militärgewalt gegen die Christen, und die Christen haben keine anderen Waffen als den Namen und den Geist ihres Herrn. Sie stehen vor dem Hohen Rat, sie bekennen sich zum Namen des Herrn. Man verhängt ein Redeverbot über sie, und sie predigen weiter. Man geißelt sie, da gingen sie freudig vom Hohen Rate, weil sie gewürdigt worden waren, für Christus Schmach zu erleiden. So steht Stephanus vor seinen Richtern und seinen Henkern. Sie brüllen über ihn, sie halten sich die Ohren zu, sie wollen ihn nicht hören. Aber er kann nicht schweigen von dem Herrn, der seine Seele erfüllt. Sie fallen mit Fäusten und Steinen über ihn her. Er verblutet, er stirbt, aber sein letztes Wort ist ein Wort des Zeugnisses für seinen Herrn: „Vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ So kämpfen, so siegen die Christen in Jerusalem. So wird es auch bald sein in Rom; sie sind wehrlos gegen die äußere Gewalt, die Welt ist stärker. Aber sie sind der Welt überlegen durch ihre innere Kraft. Sie sitzen auf den Anklagebänken der Weltgeschichte, und sie füllen die Zellen der Gefängnisse, und sie vergießen ihr Blut für ihren Gott und Heiland, aber sie bestehen die Kraftprobe, die Gott ihnen zugehört hat. Das Teuflische an der Verfolgung ist immer, dass die Christen nicht als Christen verfolgt werden, sondern unter Vorgabe anderer Gründe: als Staatsverbrecher, als Religionsfeinde, als Gotteslästerer. Im Römischen Reich wurden die Christen verurteilt als Gottlose, weil sie die Götterwelt ablehnten. Die Christen stehen auf einmal als Feinde des Kaisers und der Götter da, der Pöbel erhebt sich gegen sie, die Freunde fallen ab, die Familienmitglieder trennen sich von ihnen. So waren die Christen oft von allen verlassen und mussten standhalten gegen eine ganze Welt. „Das werden sie euch antun, weil sie weder den Vater kennen noch mich.“ Ein furchtbares Urteil über das jüdische Volk, das seinen Messias in der Masse nicht erkannt hat, aber auch ein Urteil über die Heidenwelt, die in ihrem Gewissen Gottes Stimme gehört hat und aus der Natur Gottes Werk erkennt und doch vom wahren Gott nichts wissen will. So werden die Christen, die getreuen Zeugen, zum Gericht für die Welt. Jetzt werden sie angeklagt, verurteilt, hingerichtet, aber einst werden sie die Ankläger sein und Gericht halten mit ihrem Herrn über die Welt. „Aber das habe ich zu euch gesprochen, damit, wenn jene Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, dass ich es euch gesagt habe.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Gaben des Heiligen Geistes

15.05.2016 (Pfingstsonntag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Herabkunft des Heiligen Geistes Versammelt!

Wir Christen wünschen einander zum Pfingstfest die Gaben des Heiligen Geistes, und das ist recht so. Die Gaben des Heiligen Geistes sind Geschenke, Geschenke im Inneren der Seele. Sie gehören zur habituellen Gnadenausstattung des Menschen. Wer in der heiligmachenden Gnade ist, hat auch in jedem Falle Anteil an den sieben Gaben des Heiligen Geistes. Die Gaben des Geistes gehören zur habituellen, also gewohnheitsmäßigen Ausstattung mit der heiligmachenden Gnade. Sie sind keine außerordentlichen Zuwendungen Gottes, sondern die normale Begleitschaft der Gnade. Wir müssen sie also unterscheiden von den Tugenden, von den Charismen und von den Früchten des Heiligen Geistes. Tugenden sind Fertigkeiten im Guten, Bereitschaft des Willens, immer das Rechte zu tun. Charismen sind außerordentliche Gnadengaben, die gegeben werden zur Erbauung der Kirche, z.B. die Gabe der Prophezeiung. Die Früchte des Heiligen Geistes sind Produkte, also Erzeugnisse des Heiligen Geistes: Liebe, Freude, Friede, alle die Dinge, die der Heilige Geist in der Seele schafft. Aber die Gaben – ich sage es noch einmal – sind die normale Begleitschaft der Gnade. Die Funktion der Gaben im Gnadenleben besteht darin, dass der Mensch durch sie befähigt wird, den Anregungen des Heiligen Geistes leichter und bereitwilliger zu folgen und sich so zu hoher Heiligkeit emporführen zu lassen. Die Gaben machen den Menschen empfänglich, ansprechbar, gelehrig für jene Gnadenanregungen, mit denen Gott ihn unaufhörlich bewegt. Im theologischen Sprachgebrauch versteht man freilich unter den Gaben auch die von uns zu empfangenen Gnadenimpulse, also nicht nur die Bereitschaft, sondern auch, was die Bereitschaft bewirkt, nämlich die Gnadenimpulse, die Gnadenantriebe, die Gott in uns weckt.

Es werden herkömmlich sieben Gaben des Heiligen Geistes unterschieden: Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn. Die Gabe der Weisheit, die an der Spitze steht, bewirkt, dass wir die Vergänglichkeit der irdischen Güter erkennen und Gott als das höchste Gut ansehen. Diese Gabe hilft zur rechten Würdigung der religiösen Wirklichkeiten, aufgrund einer gewissen inneren Verwandtschaft mit ihnen durch die Liebe. Die Gabe der Weisheit drückt der Apostel Paulus aus, wenn er sagt: „Was mir Gewinn brachte (auf Erden), das habe ich um Christi Willen für Verlust gehalten. Ja, ich halte alles für Verlust wegen der alles überragenden Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn.“ Diese Erkenntnis Jesu ist unvergleichbar, überragt alles. Der Christ hat eben die rechte Einschätzung der Werte, er weiß um die Bedeutung des Irdischen, aber auch um den überragenden Schatz des Himmlischen. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden nimmt an seiner Seele?“ Unser schlesischer Dichter Josef Eichendorff hat dieselbe Wahrheit in seiner Weise herrlich ausgedrückt: „Die Welt mit ihrem Gram und Glücke will ich, ein Pilger, froh bereit betreten nur als eine Brücke zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.“ Die Gabe der Wissenschaft erleuchtet uns, sodass wir mit einer gewissen instinktiven Sicherheit das Glaubensgut von dem unterscheiden können, was nicht zum Glauben gehört. Wir katholischen Christen sind davon überzeugt, dass es Privatoffenbarungen gibt. Wir lieben die Stätten, wo Maria sich zeigte und zu uns sprach: Lourdes, Fatima. Wir lieben die Orte, wo sie ihre Wunder vollbrachte: Altötting oder

Kevelaer, aber wir vergessen nicht, dass die amtliche Offenbarung mit dem Tod des letzten Apostels zu Ende ging. Die Gabe der Wissenschaft bewirkt sodann, dass wir die Lehre der Kirche ohne besonderes Studium klar erfassen. Das Begreifen der Wahrheiten wird den Gläubigen eingegeben. Der heilige Thomas von Aquin erklärte oft, dass er an den Stufen des Altares mehr gelernt habe als aus den besten Büchern. Der heilige Pfarrer von Ars war kein sehr begabter Student. Er hat nur wenig studiert, aber er predigte so vortrefflich, dass die Menschen erbaut, bekehrt und zutiefst angerührt wurden. Bischöfe fanden sich vor seiner Kanzel ein, um sein Wort zu hören. Sie sagten von ihm: Er ist nicht gelehrt, er ist erleuchtet. Der einfache, unverbildete Christ weiß oft besser, was der Kirche dient und dem Glauben aufhilft als studierte Theologen. Er hat das reine Auge und den klaren Sinn. Als man anfing, die Einrichtungen der Kirche umzumodeln, also in den 60er Jahren, als man anfing, statt die Menschen zur Bekehrung und zur Besserung des Lebens zu führen, Strukturen zu verändern, sagte mir – es ist Jahrzehnte her, aber ich habe es nicht vergessen – ein schlichter Mann im Beichtstuhl: „Wozu das, es war doch alles gut?“ Er meinte, es hätte nicht der Umkehr der Einrichtungen, sondern der Änderung der Menschen bedurft; sie ist unterblieben. Die Verantwortlichen haben sich der Gabe der Wissenschaft offenbar nicht im erforderlichen Maße bedient. Die Gabe des Verstandes bewirkt, dass wir die wahre katholische Lehre von jeder anderen unterscheiden. Sie unterrichtet uns über die Unterscheidungslehren, also über jene Gegenstände des Glaubens, die von der katholischen Lehre verschieden sind. Wer einmal den Glauben mit Überzeugung angenommen hat, der weist jede Vermischung mit fremden Glaubensanschauungen zurück. Die Gabe des Verstandes bewirkt weiter, dass wir die wahre katholische Lehre zu begründen imstande sind. Wir sollen ja Rechenschaft geben von unserem Glauben, wir sollen nicht stumme Hunde sein, wenn wir gefragt werden und wenn Angriffe kommen. Nein, die Gabe des Verstandes lässt uns die Glaubenswahrheiten in ihrem wahren Sinn und in ihrer inneren Ordnung begreifen. Wer die Gabe des Verstandes hat, der besitzt eine feste Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Lehre. Und er besitzt eine solche Gewandtheit der Rede, dass die Feinde der Religion beschämt werden. Der katholische Christ weiß aufgrund der Gabe des Verstandes, dass Anbetung Gottes und Verehrung der Heiligen zwei wesentlich verschiedene Dinge sind. Es wird uns immer vorgehalten: Ihr betet die Heiligen an. Nein, wir beten sie nicht an, wir verehren sie. Anbetung ist jener religiöse Kultakt, durch den wir Gottes Oberhoheit, Gottes Oberherrlichkeit und unsere vollständige Abhängigkeit von ihm anerkennen. Anbetung gebührt nur Gott! Verehrung der Heiligen ist die Bezeugung der Achtung und der Wertschätzung von Menschen wegen der übernatürlichen Gnadenvorzüge, die ihnen von Gott verliehen wurden. Die Verehrung der Heiligen beeinträchtigt nicht die Gottesanbetung, nein, sie ist eine Gabe Gottes; Gott ist groß in seinen Heiligen. Was sie haben, das haben sie empfangen.

Die Gabe des Rates bewirkt, dass wir in schwierigen Fällen mit Sicherheit erkennen, was nach dem Willen Gottes zu tun ist. Ein Christ kann eigentlich nicht mehr völlig ratlos sein, denn er trägt die Gabe des Rates in sich. Sie öffnet uns für die Empfehlung, mit der Gott selbst uns zu einem sicheren praktischen Urteil über das führt, was wir auf dem Wege des Heils tun sollen. Sie unterstützt die Tugend der Klugheit. Der fromme Mönch Notker von Sankt Gallen war Ratgeber des Kaisers Karl des Dicken. Ein Begleiter des Kaisers wollte ihn einmal öffentlich demütigen, und er ging mit Hofleuten zu Notker und stellte ihm die Frage: „Sag mir, gelehrter Mann: Was macht unser lieber Herrgott im Himmel?“ Notker antwortete: „Ich weiß, was er macht: Er erhöht die Demütigen und demütigt die Hoffärtigen.“ Es gibt Menschen, denen Gott die Gabe des Rates in verstärktem Maße gibt. Sie besitzen die Fähigkeit anderen, die ratlos sind, recht zu raten, was sie tun oder unterlassen sollen. Einen solchen Ratgeber haben wir in der vergangenen Woche gefeiert, den Erzbischof Antoninus von Florenz. Er trägt den Beinamen Antoninus consiliorum, der Antonin, der von den Räten ist, der Räte gibt. Anderen raten, ist ein Werk der geistlichen Barmherzigkeit. Das Raten, meine lieben Freunde, ist von großer Verantwortlichkeit, denn es macht uns teilhaftig an den Entschlüssen dessen, dem wir den Rat geben. Wir müssen uns also gründlich überlegen, was wir raten. Wir müssen mit Gott zurate gehen, bevor wir anderen raten. Wir müssen die Mutter vom guten Rate anrufen, dass wir Recht haben. Die Gabe der Stärke bewirkt, dass wir mutig alles ertragen, um den Willen Gottes zu erfüllen. Sie stärkt unser Vertrauen, dass Gott uns durch alle Fährlichkeiten hindurch zum ewigen Leben führen wird. Die Gabe der Stärke gibt und Kraft im Widerstehen, Geduld im Ertragen, Standhaftigkeit

im Beharren. Kraft im Widerstehen gegen das Böse, Geduld im Ertragen der vielen Unpässlichkeiten und Leiden, die uns treffen, Standhaftigkeit im Ausharren auch in unangenehmen Situationen. Die Gabe der Stärke besaßen die heiligen Martyrer, die heiligen Dulder und Büßer. Der heilige Paulus konnte von sich sagen: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“ Und dann zählt er auf. „Ich kann hungern, ich kann Überfluss haben, ich weiß in Not, ich weiß in Überfluss zu leben, ich kann satt sein und hungern. Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“

Die Gabe der Frömmigkeit bewirkt, dass wir uns bemühen, Gott immer näher kennenzulernen und immer treuer zu folgen und immer inniger zu lieben. Die Gabe der Frömmigkeit lässt uns in wahren Kindesgeist Gott als unseren Vater verehren. Sie gibt uns in der Gottesverehrung ehrfürchtige Sorgfalt, frei von sklavischer Gesinnung und Ängstlichkeit, aber auch frei von unangemessenen Freiheiten, die sich manche im Gotteshaus nehmen. Die heilige Teresia von Avila legte das Gelübde ab, jederzeit das Vollkommenere zu tun. Ein schweres Versprechen, ein hartes Versprechen, weil es uns gewissermaßen zwingt, immer nach dem Vollkommeneren – und das ist ja meist das Schwerere – Ausschau zu halten. Der heilige Alfons legte das Gelübde ab, nie müßig zu sein – auch ein hohes Versprechen, denn wir neigen zur Bequemlichkeit, zur Trägheit. Die Gabe der Frömmigkeit bewirkt, dass wir ausgiebig beten, beharrlich beten, andächtig beten, vertrauensvoll beten. Die Gabe der Frömmigkeit bewirkt, dass wir unser Tagewerk mit Gott beginnen und mit Gott beenden, dass wir tagsüber immer wieder aufschauen zu Gott und fragen: Was willst du, dass ich tun soll? Die Heiligung des Tageswerkes ist uns aufgegeben, und die Gabe der Frömmigkeit verhilft uns dazu, diese Aufgabe zu erfüllen. Die Gabe der Gottesfurcht bewirkt, dass wir die geringste Beleidigung Gottes mehr fürchten als alle Übel in der Welt. Gottesfurcht ist die liebende Scheu, den Vater im Himmel zu betrüben, und die scheue Liebe, Gott zu missfallen. Die Theologie unterscheidet drei Arten der Gottesfurcht. Die Gottesfurcht entspringt der lebendigen Erkenntnis der göttlichen Weisheit, Macht und Heiligkeit. Die höchste Stufe der Gottesfurcht ist die kindliche Furcht. Sie verabscheut und flieht alles Böse, weil es eine Beleidigung des über alles geliebten Gottes darstellt. Sie ist also mehr ein Akt der Liebe und der Ehrfurcht als der Furcht. Aber sie ist notwendig, und sie ist eine übliche Begleitschaft der Gottesliebe. „Lass uns deinen Namen, o Gott“, so heißt es in einem Kirchengebet, „zugleich lieben und fürchten.“ Die knechtliche Furcht – die zweite Stufe – stellt die göttliche Strafe in den Vordergrund. Sie fürchtet sich vor dem strafenden Gott, aber die knechtliche Furcht schließt die anfanghafte Liebe nicht aus. Sie gibt die Sünde auf und hält sich treu zu Gott. Dagegen die knechtische Furcht – die unterste Stufe – unterlässt die Sünde nur äußerlich aus Angst vor der Strafe. Sie bedeutet also keine innere Abkehr von der Sünde und deswegen ist sie verwerflich. Die knechtische Furcht führt nicht zu Gott. Gottesfurcht, meine lieben Freunde, bringt uns großen Nutzen, „sie ist der Anfang der Weisheit“, so heißt es oft in der Heiligen Schrift. Sie hält uns von der Sünde zurück und sie führt uns zur Vollkommenheit und zum irdischen und ewigen Glück. Im Alten Bunde sprach Gott zum Propheten Jeremias: „Ich will die Furcht vor mir in ihr Herz geben, auf dass sie nicht von mir abweichen“ – Ich will die Furcht vor mir in ihr Herz geben, auf dass sie nicht von mir abweichen. Und im Psalm 118, den wir Priester jeden Sonntag beten, heißt es: „O Herr, durchbohre mein Herz mit der Furcht vor dir“ – durchbohre mein Herz mit der Furcht vor dir.

Wir begehen heute, meine lieben Freunde, das Pfingstfest, das Fest der Herabkunft des Heiligen Geistes. Die Pfingsttage sollen Tage des Betens und des Bittens sein. Wir sind Menschen in Not und Schuld, in Ausweglosigkeit und Ratlosigkeit; da stehen die Stürme Gottes und seines Geistes bereit, in unser Leben einzubrechen und die große Fahrt zu ermöglichen. Bitten wir, dass diese Feuerzungen in unser Leben fallen. Es soll anders werden in uns, wir sollen andere Menschen werden. Diese Gottesfeuer überbrennen, sie verbrennen nicht. Wenn das geschieht, dann wird das Pfingstwunder auch in uns sich ereignen. Dann werden wir gewandelte Menschen werden, Menschen, in denen die Gaben Wirklichkeit geworden sind. Der Geist wird kommen und den Mut in uns aufrichten und er wird uns befähigen, Zeugnis von Christus abzulegen. Das sind keine Erinnerungen, das sind gegenwärtige Geschehnisse. Wir brauchen also in diesen Tagen stille Stunden der Besinnung, wir brauchen stille Stunden des Betens, in denen wir rufen: „Komm, o Geist der Heiligkeit! Aus des Himmels Herrlichkeit sende deines Lichtes Strahl! Vater aller Armen du, aller Herzen Licht und Ruh, komm mit deiner Gaben Zahl!“ Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Gegenwart des Heiligen Geistes

16.05.2016 (Pfingstmontag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die erste Herabkunft des Heiligen Geistes geschah unter sichtbaren Zeichen: Sturm brauste, Feuer brannte, Zungen redeten. Der erste Pfingsttag der jungen Christengemeinde ging vorüber, aber der Heilige Geist zog sich nicht zurück. Er musste bei seiner Gemeinde bleiben, denn Jesus hat es so verheißen: „Der andere Beistand, den ich euch senden werde, der wird ewig bei euch bleiben.“ Er ist also auch bei uns, den katholischen Christen, nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Aber wo ist er? Der Geist ist da, wo die Wahrheit Gottes ist. Es gibt ein Buch des Heiligen Geistes; wir nennen es die Heilige Schrift. Wo dieses Buch des Heiligen Geistes bewahrt wird ohne Ausscheidung unbequemer Stellen, ohne Weglassung von Texten, die nicht genehm sind, da ist der Geist. Wo diese Schrift unter seinem Beistand ausgelegt wird, da ist der Geist. Nicht die private Auslegung liberaler Theologen, konsequenter Eschatologen oder rationalistischer Entmythologischer entscheidet über den Sinn und das Verständnis der Heiligen Schrift, sondern die amtliche Interpretation in der Tradition der Kirche, in der Hermeneutik der Kontinuität. Der Geist ist da, wo die unter seiner Assistenz zustande gekommenen Glaubenssätze, die Dogmen, sind, die untrüglich die Offenbarung Gottes enthalten. Wo diese Dogmen weder aufgegeben noch ausgehöhlt noch umgedeutet werden, da ist der Geist, denn er ist der Geist der Wahrheit. Ich bin und bleibe in der Kirche, nicht, weil ich bezahlt werde, oder weil ich Traditionalist bin, ich bin und bleibe in der Kirche, weil ich überzeugt bin: Hier und nirgendwo ist die Wahrheit Gottes! Der Geist bürgt dafür, dass diese Wahrheit in seiner Kirche nicht untergeht.

Wo ist der Geist? Der Geist ist da, wo Sakramente nach Art und dem Sinne der katholischen Kirche verwaltet werden. Der Geist ist gewiss nicht an bestimmte Dinge gebunden, er lässt sich nicht binden, er weht, wo er will, aber er hat seine bleibende Wirksamkeit einer Institution, einer Gesellschaft, einer Anstalt zugesagt; wir nennen sie katholische Kirche. Sie ist sein Geschöpf und in diesem Geschöpf ist und bleibt er gegenwärtig mit seiner allmächtigen Kraft. Solange die Diener der Kirche die heiligen Zeichen getreulich setzen, solange sie tun wollen, was die Kirche tut, wenn sie Sakramente spendet, solange bürgt der Heilige Geist für die Wirklichkeit des sakramentalen Geschehens. Wo Wasser über das Haupt eines Täuflings fließt und der Name des dreifaltigen Gottes angerufen wird, da wirkt der Heilige Geist die Vergebung der Sünden, da macht er den Täufling zum Gotteskind. Der Täufer vollzieht den Ritus, die Wirkung des rituellen Geschehens stammt vom Heiligen Geist. Wo ein Priester über das reuige Bekenntnis eines Pönitenten sein „ego te absolvo“ spricht, da wirkt der Heilige Geist die Nachlassung der Sünden. Der Priester nimmt die Lossprechung vor, aber sie ist lediglich werkzeuglicher Art; die Tilgung der Sünden geschieht durch den Heiligen Geist. Wo Priester sich nach der Ordnung der Kirche in der heiligen Messe über die Gestalten von Brot und Wein beugen und die Worte sprechen, die Christus am Abend vor seinem Leiden gesprochen hat, da wirkt der Heilige Geist die Verwandlung der Gaben. Der Priester spricht die Worte der Wandlung; der Vollzug der Umwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut des Herrn ist der Kraft des Heiligen Geistes zu verdanken. Der Heilige Geist hat sich an Amt und Tun seiner Kirche gebunden, er teilt ihm seine unfehlbare Kraft mit, er hält ihm die Treue.

Aber der Geist ist nicht nur in der Institution und in ihren Trägern lebendig. Er wirkt auch heute Zeichen und Wunder unter den Menschen. Ich sehe den Heiligen Geist überall da am Werke, wo Dinge geschehen, die sich aus natürlichen Ursachen nicht erklären lassen. Dass ein bewährter Laie, ein Laie!, Robert Spaemann, Philosoph in München, dass er das unglückselige Papier der römischen Synode „Amoris laetitia“ mit kurzen Strichen kräftig kennzeichnet, das ist ein Zeichen der Kraft des Geistes. Er verleiht seinen Gläubigen die Gaben der Weisheit, der Wissenschaft, des Verstandes. In Robert Spaemann legt der Geist Zeugnis davon ab, dass seine Kirche 2000 Jahre lang richtig gelehrt hat. Der Heilige Geist ist der Geist, der die Frömmigkeit erweckt. Frömmigkeit ist die Haltung der Ehrfurcht, Verehrung und Hingabe an Gott. Frömmigkeit benötigt Ausdrucksformen, Riten, einen Kult, eine Liturgie. Die sog. Liturgiereform schien die immerwährende heilige Messe, die Messe Pius' V., die tridentinische Messe verbannt, in das Museum verbracht zu haben. Über 1000 Jahre lang hatte sie die Frömmigkeit genährt, Heilige hervorgebracht, Bekenner erzeugt. Die Feinde dieser Messe triumphierten, ihre Anhänger trauerten. Aber siehe da, es kam ein frommer Heiliger Vater aus dem Bayernlande, der wusste, welcher Schatz in dieser Messe beschlossen ist, und er öffnete ihn von Neuem. Er gab die Feier der alten Messe frei gegen eine feindliche Armada von Theologen und Bischöfen. Ich sehe in der Wiederkehr der Messe aller Zeiten den Sieg des Heiligen Geistes über die Gottvergessenheit unserer Zeit. Der Heilige Geist ist der Geist der Frömmigkeit. Frömmigkeit steht nicht hoch in der nachkonziliaren Kirche. Man ist heute nicht mehr fromm, man ist fortschrittlich. Man kniet nicht mehr vor dem Allerheiligsten, man versammelt sich zu Sitzungen. Man beichtet nicht mehr seine Sünden, sondern fordert die Änderung der kirchlichen Sexualmoral. So ist der Trend, der „Mainstream“, wie man heute sagt. Wir wissen, wie der Herr darüber denkt: „Das ist der breite Weg, der ins Verderben führt, und viele sind es, die darauf wandeln.“ Es gibt auch heute noch fromme katholische Christen, die sich ihr Frommsein etwas kosten lassen, die täglich den Rosenkranz beten, die das heiligste Herz Jesu verehren, die das Heil aus den Wunden Jesu schöpfen, die regelmäßig ihre Sünden beichten. Ist es kein Zeugnis des Heiligen Geistes, meine lieben Freunde, dass sich alte, hilflose, schwache, behinderte Menschen täglich oder sonntäglich zur Kirche schleppen, um am Opfer Christi teilzunehmen und den Segen Gottes auf die von Blut und Lastern befleckte Welt herabzurufen, wie es in unserer Budenheimer Gemeinde der Fall ist? Ist das kein Zeichen des Heiligen Geistes?

Der Heilige Geist ist die personale Kraft Gottes, die Leben weckt und Leben schenkt in der Wahrheit. Tausende, Abertausende verlassen jedes Jahr unsere Kirche, fliehen von den Tischen des Schenkens. Sie erwarten nichts mehr von der Kirche, sie meinen, auf sie verzichten zu können. Nun ist die Kirche tatsächlich in einem beklagenswerten Zustand; ihre Schwäche ist offensichtlich: das Konzil und die konziliare Bewegung, was das Konzil gesagt hat und was daraus gemacht worden ist: Sie haben unsere Kirche in einen Zustand der Entkräftung versetzt. Aber siehe da, es gibt immer noch Menschen, die trotz dieses Zustandes zur Kirche stoßen, die sich dem katholischen Glauben anschließen, die sich unter das süße Joch der Gebote Jesu beugen. Es sind ohne Ausnahme wertvolle Menschen, nicht selten mit bitteren Erfahrungen, vom Leben geprüft, die sich zu unserem Glauben bekehren und in unsere Kirche eintreten. Die Konversionen sind nicht ohne das Wirken des Heiligen Geistes zu erklären. Sie bringen den Konvertiten keinen irdischen Gewinn, eher einen Verlust. Sie kosten ihnen häufig Einbußen an Freunden, an Bekannten, an Verwandten. Konversionen, Bekehrungen zur katholischen Kirche in unserer Zeit können nur das Wirken des Heiligen Geistes widerspiegeln, sie können nur die Frucht des Geistes sein. Am 27. April – also vor wenigen Wochen – dieses Jahres erhielt ich einen Brief einer Medizinstudentin aus Greifswald (an der Ostsee). In diesem Briefe schrieb mir die Medizinstudentin: „Ohne einen Menschen, ja gegen den Widerstand vieler Menschen habe ich zur katholischen Kirche gefunden.“ Sie selbst ist eine Nachfahrin von Bugenhagen, dem Freunde Luthers. Sagen Sie mir, das sei keine Wirkung des Heiligen Geistes?

Der Heilige Geist ist der Geist der Treue. Er bleibt bei seinen Christen, wie es der Herr angekündigt hat: „Der Vater wird euch einen anderen Beistand senden, der immer bei euch bleiben wird.“ Der Heilige Geist verlässt die Seinen nicht, wenn für sie die Stunde der Bewährung kommt, wenn sie wegen ihres Glaubens angeklagt und vor Gericht gestellt werden. Der Herr hat es ihnen vorhergesagt: „Wenn man euch in die Synagogen, vor die Obrigkeit und Statthalter führt, seid unbesorgt, wie und was ihr sagen sollt, denn der Heilige Geist wird euch in jener Stunde lehren, was ihr sagen müsst.“ Sie

haben vielleicht schon einmal von dem katholischen Rechtsanwalt Josef Wirmer gehört. Er lebte in Berlin und verteidigte in der Zeit des Dritten Reiches Angeklagte vor Gericht. Er war in die Befreiungsaktion des 20. Juli 1944 verstrickt. Er wurde entdeckt, er kam vor Gericht, er wurde zum Tode verurteilt. Der Präsident des Volksgerichtshofes, Roland Freisler, kündigte ihm höhnisch an, er werde durch den Strang sterben, aufgehängt werden. Wirmer antwortete ihm: „Herr Präsident, wenn ich hänge, habe nicht ich Angst, sondern Sie.“

Wer an einem umfassenden Überblick und an umfassenden Kenntnissen über die religiöse Lage in unserem Volk unterrichtet ist, der kann nur besorgt sein. So weit wie heute war Entchristlichung und Entkirchlichung nach meinem Wissen in der Kirchengeschichte noch nie fortgeschritten. Manche Gläubige fragen: Wie wird es weitergehen? Immer weiter bergab, bis nur noch eine kleine Herde übrig ist? Wohin wird der gegenwärtige Papst die Kirche führen? Das ist ein neues Phänomen in der Kirchengeschichte: die Ungewissheit über den Kurs des Nachfolgers Petri. Man spricht von seiner Unberechenbarkeit. Er redet, er redet viel; ich glaube, er redet zu viel, zu unbedacht, zu wenig genau, zu vieldeutig. Ein gläubiger katholischer Vater (Akademiker) schrieb vor wenigen Tagen in einer Zeitung: „Ich wäre dem Papst dankbar, auch für meine Kinder und Enkel, wenn er seine nur mit Mühe im Sinne der Lehre der Kirche auslegbaren Ausführungen bald ergänzen würde durch kurze und klare Anweisungen über das, was bezüglich Sexualität, Ehe und Familie zu tun und zu lassen ist.“ Wie wird die Zukunft aussehen? Wird es noch einmal einen Aufschwung in der Kirche geben? Werden Wahrheit und Ordnung noch einmal triumphieren? Die Schäden der Kirche gehen immer von den Geistlichen aus. Im Mittelalter wurde das Wort geprägt: „Omne malum a clero“ – Jedes Übel kommt vom Klerus, von den Geistlichen, und das ist richtig. Denken Sie an die Revolte Luthers; er war Mönch. Denken Sie an die Abspaltung der Altkatholiken; es fing an mit Theologieprofessoren in Breslau und Bonn. Schauen Sie auf den modernistischen Theologen von heute. Am Beginn jeden kirchlichen Niedergangs stehen immer falsche theologische Aussagen. Und da die Theologen bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil fast ausnahmslos Geistliche waren, wird das Wort verständlich: Omne malum a clero – Jedes Übel kommt vom Klerus. Seit mehreren Jahrzehnten werden die theologischen Lehrstühle immer mehr von Laien eingenommen. Die Lage hat sich dadurch nicht geändert, eher verschlimmert. Von den Theologen gehen die irrigen, zersetzenden Aufstellungen aus. Schwierige Wahrheiten der Glaubenslehre werden umgedeutet oder verschwiegen, unbequeme Wahrheiten der Sittenlehre werden bekämpft, als überholt ausgegeben. In Frankfurt hält man einen Theologentag über Homosexualität. Die meisten Bischöfe sehen der Zerstörung zu, hilflos und ratlos und feige, wie sie sind. Die irrigen Meinungen werden von den Geistlichen ins Volk getragen; die Laien sind ihnen ausgeliefert. Vor dem Konzil konnten sie sich auf die Lehre eines Theologen, eines jeden Theologen, eines jeden Priesters verlassen, seit dem Konzil müssen sie manchem mit Misstrauen begegnen. Besorgte Gläubige fragen: Wie wird es weitergehen? Wird der Zerstörung noch einmal Einhalt geboten werden?

Ich bin davon überzeugt. Ich biete Ihnen keinen billigen Trost, meine lieben Freunde, ich schöpfe aus der Erfahrung von 2000 Jahren Kirchengeschichte. Die Uhren Gottes gehen langsam, aber mit unerbittlicher Konsequenz. Einmal wird die Zeit der Glaubensleugner und der Moralverderber abgelaufen sein. Einmal wird Gott mit dem Schlüssel auf den Tisch klopfen und sagen: Jetzt wird Schluss gemacht, meine Herren! Einmal wird die Selbstzerstörung der Kirche beendet sein. Dann stehen Männer und Frauen zuerst aus dem Laienstande auf, die sich dem Untergang der Kirche entgegenstellen. Der Geist der Erneuerung ergreift dann auch einzelne Priester und Theologen, allmählich beginnen selbst die Bischöfe aus dem Tiefschlaf aufzuwachen. Unter harten Kämpfen setzt sich die Treue zum Glauben, zur Ordnung, zum Frommsein wieder durch. Machen Sie mir nicht weiß, das alles werde geschehen aus menschlicher Einsicht und irdischer Kraft, nein, das ist nicht Menschenwerk, das ist Gotteswerk. Das wirkt nicht ein irdischer Zyklus, sondern das schafft allein der Geist Gottes. So wie es jetzt ist, bleibt es nicht in unserer Kirche. Der Geist Gottes scheint zu ruhen, aber er hält sich lediglich zurück. Er will erst abwarten, bis die Urheber der konziliaren Änderungen sich durchgesetzt und deren Fiasko erlebt haben; das Unheil muss an sich selbst scheitern. Wenn das geschehen ist, greift die Kraft aus der Höhe machtvoll ein. Dann werden die Pseudoreformen weggefegt, dann brechen die Schwindelbauten wie ein Kartenhaus zusammen. Das wird der Triumph, der Triumph des

Heiligen Geistes sein. Deswegen: Verzagen Sie nicht, meine lieben Freunde. Die Wende wird kommen, wie der Tag auf die Nacht folgt. Sie wird kommen wie ein Schicksal, denn der Heilige Geist ist das Schicksal seiner Kirche.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Ein Gott in drei Personen

22.05.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es gibt nur einen Gott. Im Alten Testament fordert der eine wahre Gott von Anfang an Glauben und Hingabe in allen Bereichen des Lebens. Gegenüber der Vielheit von händelsüchtigen und streitsüchtigen Göttern im sonstigen östlichen Kulturbereich wird gleich im ersten Satz des ersten Buches der Heiligen Schrift die Einzigkeit Gottes, des Weltschöpfers, des unumschränkten Herrn der Natur und der Geschichte herausgestellt: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Die Menschen erzeugen Götter. Sie spüren die Numinosität, also die göttliche Herkunft der Natur, und so erheben sie Symbole der Naturkräfte in Holz und Stein und in kultischem Handeln zu Göttern. Aber diese Götter sind nach der Offenbarung Nichtse. Sie vermögen nicht zu nützen, sie vermögen nicht zu helfen. Der Eingottglaube wird im Alten Bund in aller Entschiedenheit festgehalten und eingeschärft. Der erste Satz im Zehn-Gebote-Gesetz lautet: „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus dem Lande Ägypten, aus dem Sklavenhause geführt hat. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben!“ Alle Nebengottheiten sind ausgeschlossen, der eine Gott vereinigt in sich alles Göttliche. Das war der Grund, weswegen die Heiden viele Götter hatten, weil sie meinten, man müsse für alle Erscheinungen eine Gottheit erfinden. Aber nein, der eine wahre Gott vereinigt in sich alles Göttliche. Das Neue Testament vertieft den Eingottglauben. Neben dem einen wahren Gott darf der Christ keine Götter haben und sich zu keinem Gott bekennen, weder zum Mammon noch zum Bauche noch zu Götzenbildern noch zu den Gewalten des Alls, aber auch nicht zu dem Kaiser in Rom. Die christliche Religion ist wahrhaft die Religion des Eingottglaubens. An ihm hat die Kirche stets und mit Überzeugung festgehalten. Alle Glaubensbekenntnisse beginnen mit dem Satz: „Ich glaube an den einen Gott.“ In Fiesole, in Italien, gibt es ein Franziskanerkloster, und über der Pforte dieses Klosters steht eine Inschrift geschrieben, sie lautet: „Ein einziger Gott. Wenn er mein Feind ist, wer wird mich retten? Eine einzige Seele. Wenn ich sie verliere, was bleibt mir noch?“

Der eine Gott mit seiner einzigen göttlichen Wesenheit existiert nun aber in dreipersonaler Weise. Gott ist so unerschöpflich, seine Fülle ist so unermesslich, die Gottnatur, das Gotteswesen ist so reich, dass es nur in dreipersonaler Weise existieren kann und muss. Die Dreipersonalität ist in der Heiligen Schrift an vielen Stellen ausgedrückt. Im 2. Korintherbrief heißt es: „Die Gnade des Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen“ – Die Gnade des Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Im Briefe an Titus schreibt der Apostel: „Gott hat den Geist in reicher Fülle auf uns ausgegossen durch Jesus Christus, unseren Herrn“ – Gott hat den Geist in reicher Fülle auf uns ausgegossen durch Jesus Christus, unseren Herrn. Der Unterschied des göttlichen Wesens von den göttlichen Personen wird ausgesagt, wenn Jesus im Johannesevangelium spricht: „Ich und der Vater sind eins.“ Das Wort „eins“ bezieht sich auf das göttliche Wesen, die Worte „Ich und der Vater“ beziehen sich auf die Personen. Die drei göttlichen Personen stehen in unlöslicher Verbundenheit miteinander. Nein, noch mehr, sie bedingen sich einander und vollziehen so untereinander den fruchtbarsten Lebensaustausch. Ja, an der Hingabe aneinander, an dem Austausch des Lebens hängt ihre

Existenz. Sie leben gleichsam davon, dass sie sich verschenken. Der Lebensaustausch besteht darin, dass eine Person die andere hervorbringt bzw. dass eine Person aus der anderen hervorgeht. Die fruchtbare Lebensbewegung geht aus vom Vater (der ersten göttlichen Person), sie schreitet weiter über den Sohn hin zur dritten göttlichen Person, dem Heiligen Geist. Hervorbringungen nennen wir diese geheimnisvollen Geschehnisse. Die Hervorbringung der einen göttlichen Person durch die anderen bedeutet nicht eine Erschaffung oder eine stufenweise Entfaltung des göttlichen Tuns; Hervorbringung bedeutet vielmehr die ewige Begründung einer Person durch eine andere – die ewige Begründung einer Person durch eine andere. Und der Hervorgang bedeutet das ewige Begründetsein einer Person durch eine andere. Die Hervorgänge und Hervorbringungen in Gott geschehen nicht in einem zeitlichen Verlauf, also in einem Nacheinander von Akten. Die Existenz der hervorgebrachten Person ist nicht das Ergebnis eines zeithaften göttlichen Tuns, nein, die Hervorbringungen und die Hervorgänge sind ewige Akte, denen jegliches Früher oder Später fehlt. Hervorbringend und hervorgebracht ist je nur die Person. Der Vater ist es, der den Sohn zeugt; Vater und Sohn sind es, die wie ein einziges Prinzip den Heiligen Geist hauchen; der Sohn ist es, der gezeugt wird; der Heilige Geist ist es, der gehaucht wird. Der Grund für die Zeugung und Hauchung ist die Überfülle des göttlichen Lebens. Nur die Personen als solche bringen hervor und gehen hervor, und das bedeutet, dass das Wesen Gottes durch die Hervorbringungen oder durch das Hervorgehen nicht vervielfältigt wird. Die Hervorbringungen begründen bloß, dass es in dreifach verschiedener Weise je als dasselbe existiert. „Gleichen Wesens mit dem Vater“, bekennen wir im Glaubensbekenntnis; das wird hier ausgedrückt. Der Vater bringt, weil er die Fülle des wesenhaften göttlichen Lebens besitzt oder vielmehr weil er sie ist, den Sohn hervor, der ebenfalls die Fülle des göttlichen Lebens ist. Diese Hervorbringung wird in der Heiligen Schrift Zeugung genannt. Vater und Sohn, welche ein und dieselbe wesenhafte Fülle des göttlichen Lebens sind, bringen den Heiligen Geist hervor, der seinerseits die wesenhafte Fülle des göttlichen Lebens ist. Diese Hervorbringung nennen wir Hauchung.

Meine lieben Freunde, das sind bildhafte Bezeichnungen. Sie haben mit geschlechtlichen Dingen überhaupt nichts zu tun, aber auch nichts mit dem menschlichen Lebensatem. Es sind Bilder, Bilder, die dem Missverständnis wehren wollen, als ob die göttlichen Personen erschaffen würden, als ob der Vater den Sohn erschaffen würde und sie beide den Heiligen Geist erschaffen würden. Nein, deswegen gebrauchen wir die Ausdrücke Zeugung und Hauchung, um die Unerschaffenheit der göttlichen Personen zu dokumentieren. Wir haben keine anderen Begriffe. Wenn wir sie aufgeben würden, müssten wir schweigen von Gott, von seinem innergöttlichen Leben.

Die erste Person geht nicht von einem andern hervor, sondern ist der grundlose Urgrund der beiden anderen Personen, der Vater. Der Vater zeugt den Sohn, d.h. er teilt das göttliche Wesen einem zweiten göttlichen Ich mit. Dieses zweite göttliche Ich hat oder besitzt aufgrund dieser Mitteilung ein und dasselbe Wesen – „gleichen Wesens mit dem Vater“. Die Zeugung ist ewig, d.h. sie kennt keinen Anfang, kein Ende und keinen Verlauf. Sie ist eine einzige, absolut einfache, stehende Vollziehung. Die Zeugung ist immer zum Abschluss gekommen, sodass ihr Ergebnis vorliegt, nämlich der Sohn. Aber sie begibt sich dennoch fortwährend, immer und immerfort, wird der Sohn durch das zeugende Tun des Vaters begründet. Vater und Sohn hauchen den Heiligen Geist. Nicht, als ob sich Vater und Sohn zu einem Akt entschlössen, der zu ihrem bisherigen Personsein hinzutritt; vielmehr fällt der Akt des Hauchens mit dem Vatersein und dem Sohnsein zu einer einzigen Wirklichkeit zusammen. Deswegen bekennen wir im Konzil von Chalcedon: „Ungeteilt ist das Wesen und unvermischt sind die Personen.“ Wie der Vater die Zeugungstat ist, so ist er auch die Hauchungstat. Und wie der Sohn das Gezeugtwerden ist, so ist er auch die Hauchung.

Das Denken der Kirche und ihrer großen Theologen hat sich immer wieder damit beschäftigt, wie diese göttlichen Hervorgänge zu erklären seien. Aus diesem Nachdenken ist die psychologische Trinitätslehre entstanden. Sie verdankt sich vor allem dem großen heiligen Augustinus. Die psychologische Trinitätslehre versucht das innergöttliche Leben mit den Tätigkeiten des menschlichen Geistes zu erklären. Danach gilt folgendes: Die innergöttliche Hervorbringung des Sohnes geschieht auf dem Wege des Erkennens. Der Vater erkennt, durchschaut und überschaut die gesamte Wirklichkeit. Was der Vater in diesem alles durchdringenden Schauen erkennt, das gestaltet er in einem tiefen und umfassenden Gedanken. In diesem Gedanken ist ihm sein ganzes eigenes Gottsein und zugleich das

Sein der Schöpfung gegenwärtig. In diesem Gedanken bespricht er mit sich selbst seine Gottesherrlichkeit und die Herrlichkeit der Welt. Und dieser vom Vater gestaltete umfassende, tiefe Gedanke ist das WORT, der LOGOS, wie wir am Anfang des Johannesevangeliums lesen: „Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Das vom Vater gesprochene Wort ist also erstens von unbedingter Seinsbeständigkeit, es ist lautere Wirklichkeit, unvergänglich, ewig, es nimmt Teil an der Existenzmacht Gottes. Ja, seine Existenzmacht ist die absolute Existenzmacht des Vaters. Zweitens: Dieses WORT ist von absoluter Inhaltsfülle. Der Vater schaut den ganzen Reichtum des Seins mit einem einzigen Blick von unendlicher Tiefe und unendlicher Weite und drückt sein Erkennen in einem einzigen Gedanken von absoluter Einfachheit und unermesslicher Fülle aus. Drittens: Das WORT weiß um sich selbst und begründet in seinem Selbsterkennen sein Dasein. Es ist also Person und tritt dem Vater als personales Selbst gegenüber. Es wendet sich dem Vater zu und blickt ihm ins Antlitz, es gibt auf seine Rede Antwort. Ja, es ist nichts anderes als die personale Antwort an den Vater. Das innergöttliche personhafte WORT ist, sofern es vom Vater ausgesprochen wird, das Wort des Vaters, sofern es aber den Vater anschaut, ist es die Antwort an den Vater. Es gibt also in Gott Mehrpersönlichkeit, weil es in ihm ein Sprechen gibt, weil in ihm die Gemeinschaft der Aussprache stattfindet. Die innergöttliche Hervorbringung des Heiligen Geistes geschieht in der Weise des Liebens. Vater und Sohn durchschauen ihren gemeinsamen Reichtum, die Gottnatur, die innige Verbundenheit und reale Einheit. Sie bejahen diese Verbundenheit mit ebenbürtiger Liebe, indem sie sich gegenseitig mit unendlicher Innigkeit und Kraft umfassen. Die Kraft und Innigkeit, mit der sie sich umschlingen, ist wegen ihrer Unendlichkeit mit keiner irdischen Liebesglut zu vergleichen. Indem jedem die Liebesglut des anderen entgegenschlägt, verschmelzen sie zu einem Liebesfeuer. Und diese Liebe des Vaters und des Sohnes ist nicht eine flüchtige, wie eine Welle emporsteigende Bewegung, nein, sie ist seinsbeständig und notwendig. Indem Vater und Sohn sich in unermesslicher Liebe einander zuwenden und in Wort und Antwort ein Gespräch von höchster Liebe führen, atmet einer dem anderen den Odem der Liebe zu. Ihrer Verbundenheit entströmt ein Liebesodem von unendlicher Seinsmächtigkeit, Vollkommenheit und Innerlichkeit. Und das Erstaunlichste daran ist: Diese vom Vater und Sohn ausgeatmete Liebe weiß um sich selbst. Sie ist selbständig, sie tritt Vater und Sohn als ein eigenes drittes Ich gegenüber, sie ist personhaft; wir nennen sie den Heiligen Geist. Der Heilige Geist ist also Zeichen, Offenbarung, Bestätigung, Bürge der Liebe des Vaters zum Sohne und des Sohnes zum Vater, personhafter Ausdruck, personhafte Offenbarung und Bestätigung der Einheit von Vater und Sohn.

Ich habe versucht, meine lieben Freunde, die Lehre der Kirche über den dreifaltigen Gott Ihnen in den Begriffen, die nun einmal unumgänglich sind, vorzulegen. Ich hatte das Glück, einen Lehrer in der Glaubenslehre zu haben, der in der Glut des dreifaltigen Gottes geradezu lebte. Mein Lehrer Michael Schmaus in München hat ein Buch geschrieben über die psychologische Trinitätslehre des heiligen Augustinus. Und aus diesem Buche habe ich versucht, Ihnen seine Gedankengänge zu vermitteln. Es ist wie das Stammeln eines Kindes, ich weiß es. Es ist auch schwer zu begreifen, ich weiß es, aber wie wollen wir von Gott reden, wenn wir nicht so von ihm reden, wie wir es vermögen. „O heiligste Dreifaltigkeit und ungeteilte Einheit, wie unbegreiflich sind deine Gerichte, wie unerforschlich deine Wege. Wer hat den Sinn des Herrn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Wer hat ihm zuerst etwas geschenkt, dass es ihm vergolten werden müsste?“ Gott muss so sein, meine lieben Freunde, wie er ist. Die Unbegreiflichkeit, die Unfasslichkeit, die Undurchschaubarkeit Gottes ist ein notwendiges Attribut der Gottheit. Gott muss so sein, wenn er Gott sein und bleiben will. Ein Gott, den wir fassen und begreifen können, wäre in unsere Hand gegeben, er wäre uns ausgeliefert, d.h. er wäre nicht mehr Gott. Dieses Geheimnis, meine lieben Freunde, ergründen zu wollen, ist Vermessenheit, daran zu glauben, ist Gottseligkeit, es einmal zu erkennen, ist Leben, ewiges Leben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das heilige Gastmahl

26.05.2016 (Fronleichnam)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Herrenleibes Versammelte!

„O heiliges Gastmahl, in dem Christus genossen, das Andenken seines Leidens erneuert, der Geist mit Gnade erfüllt und das Unterpfand des künftigen Lebens uns gegeben wird.“ So betet der Priester immer, wenn er die heilige Kommunion zu einem Kranken oder Sterbenden bringt. O heiliges Gastmahl, in dem Christus genossen, das Andenken seines Leidens erneuert, der Geist mit Gnade erfüllt und uns das Unterpfand der künftigen Herrlichkeit gegeben wird. In diesem Lobpreis ist der Inhalt des heutigen Festes ausgedrückt. Es ist ein unbeschreibliches Glück, meine lieben Freunde, um die katholische Eucharistielehre zu wissen. Dass es Priester gibt, die dieses heilige Sakrament uns bereiten, dass durch die Worte der Konsekration Brot und Wein in Leib und Blut unseres Herrn Jesus Christus verwandelt werden, dass er nach der Konsekration wahrhaft, wirklich und wesentlich in den Gestalten von Brot und Wein enthalten ist, mit Gottheit und Menschheit, mit Fleisch und mit Blut, mit Leib und Seele, und dass er uns einlädt, ihn aufzunehmen mit Mund und Herz. Im Ersten Weltkrieg ist der Dichter Johannes Sorge gefallen. Er hat uns ein wunderbares Gedicht über den Heiland in der Eucharistie hinterlassen:

„Gott wird klein, sinkt dir ein,
Menschenherz heißt sein Schrein.
Hier wird neu die erste Liebe
Schöpfer küsst brennender Liebe
Das Geschöpf, das er ersann,
Kindlein sein, das ihm entrann.“

Wer den menschlichen Trost verloren hat, der scheint besonders geeignet zu sein, den Trost des eucharistischen Opfersakramentes zu empfangen. Ich möchte Ihnen drei wahre Erlebnisse aus dem letzten Krieg berichten. Auf einem Hauptverbandsplatz, auf dem viele zusammengeschoffene Soldaten lagen, spendete der Kriegspfarrer an die Sterbenden die Wegzehrung. In einer Ecke lag ein verwundeter Russe. Er schaute aufmerksam zu und dann sagte er: „Gib mir auch das Brot, das so ruhig macht.“ Der Kriegspfarrer wendete sich dem Russen zu und es stellte sich heraus, dass er ein Mohammedaner war. Aber er wurde noch in seiner letzten Stunde getauft und empfing „das Brot, das so ruhig macht“. Die Gefangenen in Sibirien hatten ein schreckliches Los. Unter ihnen waren auch katholische Priester. Und ein sterbender Priester gab einem Kameraden eine, eine einzige konsekrierte Hostie. Der Mann trug sie in seinem Brustbeutel auf der Brust mit sich, und vier seiner Kameraden wussten, wer unter ihnen weilte. Und mitten im Toben der Stürme Sibiriens, unter dem Schreien der Posten, unter dem Druck der Arbeit hielten sie ihre Sakramentsandacht in der sibirischen Hölle. Einen Schatten hatte allerdings ihr Glück, nämlich: Sie konnten den Herrn nicht empfangen, denn sie hatten nur eine Hostie. Ein Feldgeistlicher feierte in einem von Typhuskranken erfüllten Fabrikraum beim Stöhnen der Sterbenden das heilige Opfer. Altar war eine Munitionskiste, Kelch ein Feldbecher, Pate-

ne ein Karton, in dem Brotkrusten lagen. Ein Sanitäter spendete ein paar Tropfen Wein, Messgewand, Buch und Kerzen gab es nicht. Bei der Kommunion konnte der Priester vor Schwäche nicht mehr gehen. Da krochen die Todgeweihten auf dem Bauche heran, um den Herrn zu empfangen.

Wir sind heute eingeladen, den Herrn verehrend anzubeten, den Herrn, den wir mit Mund und Herz aufnehmen sollen. Das Konzil von Trient hat eigens entschieden: „Dadurch, dass er unsere Speise ist, hört er nicht auf, anbetungswürdig zu sein.“ Aufnahme und Anbetung gehören zusammen. Die Anbetung sichert die Hoheit der Gabe, die wir empfangen. In meiner Heimat singt das gläubige Volk:

„O Herr, ich bin nicht würdig, zu deinem Tisch zu gehen.
So mache du mich würdig, erhöhr mein kindlich Flehen.
O stille mein Verlangen, du süßer Seelenbräutigam,
dich würdig zu empfangen, du wahres Osterlamm.“

O dass wir doch, meine lieben Freunde, würdig werden, den Heiland in unser Herz aufzunehmen. „Gott, du hast uns in dem wunderbaren Sakrament das Andenken deines Leidens hinterlassen. Wir bitten dich: Lass uns die heiligen Geheimnisse deines Leibes und Blutes so verehren, dass wir die Frucht deines Leidens alle Zeit empfangen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Gastmahl unseres Herren

29.05.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Ein Mann bereitete ein großes Gastmahl“, so hebt das Evangelium der heutigen Messe an. Wir wissen, welches Gastmahl damit gemeint ist. Es ist das große Mahl der Liebe, bei dem Jesus selbst Gastgeber und Speise ist. Das heilige Mahl, das er zum ersten Mal in der feierlichen Abschiedsstunde vor seinem Opfergang den Jüngern bereitete und das die Kirche in seinem Namen seit ihrer Gründung Tag für Tag ihren Kindern bereitet. Als in den Anfängen des Christentums die Verfolgung ausbrach, da bekannte ein Christ vor den Richtern: „Wir können nicht ohne dieses Gastmahl sein.“

Wer lädt hier ein? Es ist unser Herr und Heiland. Er ist der Gastgeber, er lädt ein; Menschen tun es nur in seinem Auftrag. Er setzt die Bedingungen der Teilnahme fest, die Menschen wenden sie lediglich an. Sie haben keine Befugnis, andere Eignungsvorschriften zu erlassen, als der Herr sie erlassen hat. Wozu lädt er ein? Zum heiligen Mahl der Gnade, zum Empfang des Herrenleibes, zur Vereinigung mit unserem Heiland. Unsere Sinne nehmen nur ein unscheinbares Stück weißen Brotes wahr. Aber unsagbar ist das, was in diesem weißen Scheibchen enthalten ist, nämlich der Gottmensch selbst mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit. Ich habe mich in jedem Jahr bemüht, in die geheimnisvolle Welt des eucharistischen Heilandes einzudringen, und ich habe in diesen Jahren, in diesen 65 Jahren meines Priestertums – Gott sei es geklagt – kaum Fortschritte gemacht. Es ist mir immer nur eingefallen das, was die Kirche feierlich definiert hat, nämlich dass Jesus, unser Heiland, mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit enthalten ist. Wie sollte er es denn anders machen, wenn er bei uns sein wollte, wenn er sich einem jeden schenken wollte, wenn er auch sichtbar in uns eingehen wollte, wie sollte er es denn anders machen? In einer Weise, wie sie inniger nicht gedacht werden kann, vereinigt sich hier der Schöpfer mit dem Geschöpf, der Heiligste mit dem Sünder. Und durch diese Vereinigung werden wir gleichsam umgewandelt, nehmen wir teil an der göttlichen Natur Christi. Kann es etwas Größeres geben? Der heilige Augustinus hat es in Worte gefasst: „Obwohl er der Weiseste ist, wusste er nichts Besseres zu geben. Obwohl er der Allmächtige ist, konnte er nichts Besseres geben. Obwohl er der Reichste ist, hatte er nichts Besseres zu geben.“ Und dieser Reichtum ist uns geschenkt. Die heilige Kommunion vereinigt uns mit Jesus, dem Quell aller Gnaden. Sie vermehrt die heiligmachende Gnade, sie schwächt die bösen Neigungen, sie gibt uns Kraft und Lust zum Guten, sie reinigt uns von lässlichen Sünden und bewahrt uns vor Todsünden. In diesen Sätzen fasst der alte Katechismus die Wirkungen des eucharistischen Opfersakramentes zusammen.

Wen lädt er ein? „Er lud viele ein“, heißt es im Evangelium, und dieses „viele“ kann verstanden werden als „alle“, aber freilich als alle Bereiteten, alle, die fähig sind, zu diesem Gastmahl zu kommen, alle, die geeignet sind, diese Speise zu empfangen. In dem Sinne kann man sagen: er lädt alle ein. Aber ein jeder muss die Voraussetzungen erfüllen, die für den Genuss des Herrenleibes erforderlich sind. Welches sind denn die Voraussetzungen?

1. Der Glaube,
2. die Freiheit von schwerer Sünde,
3. die Ehrfurcht.

Der Glaube an die wahre Gegenwart unseres Herrn Jesus Christus mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit. Wenn Jesus dieses Mahl eingesetzt hat, und wenn er wollte, dass es bis zum Ende der Welt gefeiert wird, dann musste er dafür sorgen, dass das Verständnis dieses Geschehens in der Kirche bestehen bleibt, das wahre Verständnis, nicht irgendein Verständnis, sondern das einzige legitime, das Verständnis, das er hineingelegt haben wollte. Die Kirche lässt nicht mit sich handeln. Im Lauf der Geschichte sind immer wieder Theologen, irrliehrende Theologen aufgestanden, die das Geheimnis der eucharistischen Gegenwart Christi dem Verständnis der Menschen anpassen wollten. Die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts wollten es besser wissen als die Kirche 1500 Jahre vorher, die den Inhalt des eucharistischen Opfersakramentes den Menschen gelehrt hat. Wenn Sie einmal, meine lieben Freunde, ins bayerische Schwaben kommen, dann versäumen Sie nicht, das Benediktinerkloster Ottobeuren zu besuchen. In diesem Kloster befindet sich ein Bild. Auf diesem Bilde sitzt unser Herr Jesus mit den Glaubensneuerern an einem Tisch, als wolle er mit ihnen Abendmahl halten. Jeder der Tischgenossen hat vor sich ein Spruchband, auf dem seine eucharistische Ansicht dargestellt ist. Auf dem Spruchband des Ulrich Zwingli steht: „Das bedeutet meinen Leib.“ Auf dem Band des Johannes Calvin liest man: „Das ist Kraft von meinem Leib.“ Martin Luthers Inschrift lautet: „Das enthält meinen Leib.“ Jesus aber blickt in leiser Wehmut, doch voll Liebe auf das Brot in seiner Hand und spricht: „Das *ist* mein Leib.“ Alle von der Kirche Abgefallenen rüttelten bisher an dem Geheimnis des eucharistischen Opferleibes, vor allem an dem Begriff Transsubstantiation. Mit diesem Begriff hat die Kirche seit 1000 Jahren den Inhalt des eucharistischen Opfergeheimnisses ausgedrückt – Wesensverwandlung. Die Glaubensneuerer suchten ihn loszuwerden, durch andere Worte zu ersetzen. Die kirchliche Autorität hat niemals zugelassen, dass dieses heilige Wort aufgegeben wird. Papst Paul VI. hat eine eigene Enzyklika, einen eigenen Rundbrief geschrieben, um das heilige Wort Transsubstantiation zu erhalten – denn mit dem Worte fällt die Sache!

Das Zweite, das wir brauchen, um am Gastmahl des Herren teilzunehmen, ist Sündenfreiheit. Die Menschen sind Sünder, und die Sünde ist eigentlich das größte Unglück, das einen Menschen treffen kann. Die Sünde ist Auflehnung gegen Gott, ist Widerstand gegen sein Gebot, ist Verletzung der Ordnung, die Gott aufgestellt hat. Wir unterscheiden lässliche Sünden und Todsünden. Lässliche Sünden werden auch Wundsünden genannt, weil sie den Menschen verwunden, seine Seele verwunden. Todsünden sind solche, die das göttliche Leben ersticken, die das göttliche Leben in uns auslöschen, die uns der heiligmachenden Gnade berauben. Wer zum eucharistischen Opfermahl hinzutreten will, der muss frei sein von Sünden, frei sein von schweren Sünden. Dazu ist das Sakrament der Buße da, aber die Kirche ermuntert und ermahnt uns auch immer wieder bei der Feier der Eucharistie, Sündenvergebung zu erbitten. Sie lehrt uns einen Reueritus am Anfang der Messe: Durch meine Schuld, durch meine übergroße Schuld habe ich dich beleidigt, mein Gott, verzeih mir. Und unmittelbar vor der Kommunionausteilung ruft der Priester noch einmal Gottes Segen über die Kommunionteilnehmer herab, Gott möge auch die letzten Reste einer Sünde oder Sündenneigung in ihnen tilgen. So ernst nimmt die Kirche das Gebot der Freiheit von Sünde, das uns zum eucharistischen Mahl führt. Wer es ändern will, meine lieben Freunde, der verirrt sich. Wer die Voraussetzungen bezüglich der Sündenreinheit abschwächen will, der vergiftet den Kommunionteilnehmer! Paulus sagt es mit seinen Worten: „Wer unwürdig isst oder trinkt, der isst und trinkt sich das Gericht.“ Es ist bezeichnend für die Liturgie der nachkonziliaren Kirche, dass dieser Satz ausgelassen wird. Warum denn?!

Das Dritte, das wir mitbringen müssen für das heilige Mahl, ist Ehrfurcht. Ehrfurcht ist scheue Liebe und liebende Scheu. Ehrfurcht weiß um die Erhabenheit Gottes und um das eigene Ungenügen, und so fühlt sie sich angezogen von der Güte Gottes und abgestoßen von der eigenen Bedürftigkeit. Scheue Liebe und liebende Scheu, das ist Ehrfurcht. Sie ist zunächst eine innere Haltung, aber sie drückt sich nach außen aus. Aus Ehrfurcht knien wir vor dem Allerheiligsten, aus Ehrfurcht vermeiden wir den Zugriff auf die Speise mit der Hand. Ehrfurcht lehrt uns in geeigneter Weise, auch äußerlich zugerüstet, zu dem heiligen Mahl zuzutreten. Der ganze Aufwand, den die Kirche bei der

heiligen Messe beobachtet, ist ein Hinweis, wie kostbar sein Inhalt ist und wie ehrfürchtig wir hinzutreten sollen, also der geschmückte Altar, der goldene Kelch und die goldene Monstranz, die festlichen Gewänder, die erhabenen Gesänge, der Segen. Das alles soll uns aufmerksam machen: „Kommt her ihr Kreaturen all, kommt, was erschaffen ist; kommt her und sehet allzumal, wer hier zugegen ist.“

Die Einladung steht, aber ihr Erfolg? Es wiederholt sich das, was der Heiland vorausschauend im Gleichnis geschildert hat: „Da fingen alle, alle!, nacheinander an, sich zu entschuldigen.“ Dürftige Entschuldigungen: Ich habe keine Zeit, ich muss mein neues Landhaus besichtigen, ich muss meine Ochsen erproben, ich muss mein Haus neu einrichten. Die Gründe sind der Form nach verschieden, die Gesinnung aber ist bei allen dieselbe: Mein Besitz, meine Beschäftigungen, mein Genuss liegen mir mehr Herzen als du und dein Mahl. Das ist das Schicksal, das der eucharistische Heiland tausendfach erdulden muss. Er ruft die Menschen mit seiner ganzen Liebesglut, er ruft ihnen täglich zu: Kommet zu mir, ich will euch meinen Leib geben, um euren Leib zu heiligen, meine Seele, um eure Seele mit Gnaden zu füllen, meine Menschheit, um euch meiner Gottheit teilhaftig zu machen. Ich will eure Krankheiten heilen, will euch in euren Leiden trösten und euch in euren Kämpfen siegreich machen. Nichts Segenvolleres gibt es für uns als dieses überfließend reiche Mahl. Und doch erhält Christus immer wieder von ungezählten Christen die schäbige Antwort: Ich habe keine Zeit. Irdischer Erwerb, irdische Sorgen, Geschäft und Arbeit, Vergnügungen und Genuss; für alles das haben sie Zeit. Aber wenn der Gottessohn ruft, wenn der Gottessohn ihnen Schätze von unmessbarem Wert anbietet, wenn er Einkehr halten will, dann haben sie keine Zeit. Darin liegt die tiefe Kränkung, die Menschen dem Heiland zubereiten, die tiefe Gleichgültigkeit gegen seine Einladung.

Die Folgen: „Da wurde der Hausvater zornig.“ Der Zorn Gottes, meine lieben Freunde, ist ein Bestandteil der Frohbotschaft, ist ein Bestandteil des Evangeliums. In den Heiligen Schriften ist häufig vom Zorn Gottes die Rede. Auch wenn das heute unterschlagen wird, es bleibt geschrieben! „Gottes Zorn offenbart sich vom Himmel über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen“, schreibt Paulus in seinem großen Schreiben an die römische Gemeinde. Der Zorn Gottes ist Ausdruck der Lebendigkeit seiner Persönlichkeit, ist Ausdruck seiner wesenhaften Heiligkeit, ist Ausdruck seines Widerwillens gegen alles Böse, Reaktion auf die Verletzung seines liebenden Willens. Die Gäste haben die Einladung verschmäht, jetzt verschmäht der Herr des Gastmahls seine Gäste. Er verliert kein weiteres Wort, sondern er schickt seinen Knecht zu den Armen, zu den Krüppeln, zu den Beladenen, zu den Lahmen, zu den Blinden und lässt sie zu seinem Mahle führen. Die Armen im Geiste, alle jene, die sich trotz aller Erdengüter ohne den Heiland geistig arm wissen, die Armen im Geiste, sie kommen zu seinem Mahle. „O heiliges Gastmahl, in dem Christus genossen, das Gedächtnis seines Leibes gefeiert, die Seele mit Gnaden erfüllt und ein Unterpand der künftigen Herrlichkeit uns gegeben wird“ – dazu kommen sie. Aber dann kommt das furchtbare Wort des Herrn: „Ich sage euch: Von jenen Männern, die geladen waren, wird keiner mein Mahl verkosten.“ In diesen Worten des Hausvaters liegt die Hauptlehre, die das Gleichnis uns geben will: Das Mahl der heiligen Kommunion ist Vorbild und Vorbereitung für das große Gastmahl in der Ewigkeit. Wer das eine verachtet, der wird zu dem anderen nicht zugelassen. „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und das Blut nicht trinken werdet, dann werdet ihr das Leben nicht in euch haben.“ Wer die werbende Liebe des eucharistischen Heilandes auf Erden verschmäht, den wird er beim Endgericht verschmähen in jener Stunde, in der alles Irdische versinkt, wertlos, wesenlos wird, und nur eines bleibt: die hungernde Sehnsucht der Seele nach dem Glück des ewigen Gastmahls im Himmel. Wenn wir aber in demütiger Dankbarkeit und Liebe dem Heilandsruf folgen, wenn wir uns regelmäßig mit ihm in der heiligen Kommunion vereinigen, dann tragen wir die stärkste Verheißung des ewigen Lebens in uns. Dann dürfen wir gewiss sein, dass uns auch die Losung des Lieblingsjüngers Johannes gegeben wird, nämlich: „Selig, die zum Mahle des Lammes geladen sind.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Vier Mahnungen des Apostels Petrus

05.06.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Lesung aus dem 1. Brief des heiligen Petrus, die wir soeben gehört haben, enthält vier Aufforderungen, vier Mahnungen an uns.

1. „Demütiget euch unter die starke Hand Gottes.“
2. „Werft alle Sorgen auf ihn.“
3. „Seid nüchtern und wachsam.“
4. „Widersteht dem Satan standhaft im Glauben.“

Alles, was in der Schrift geschrieben steht, ist für die Kirche aller Zeiten geschrieben. Die ersten Leser und die unmittelbaren Empfänger der Briefe waren lediglich die Repräsentanten, also die Vertreter des ganzen Gottesvolkes. Deswegen bleiben die erwähnten Mahnungen zeitlos gültig; sie veralten nicht. Erstens: „Demütiget euch unter die starke Hand Gottes.“ Der Mensch ist Geschöpf, und Gott ist Schöpfer. Deswegen ist der Mensch seiner Herrschaft unterworfen. Wir sind auf Erden, damit wir den Willen Gottes erfüllen. Ich greife immer wieder auf den alten Katechismus zurück. Dort sind diese Weisheiten, diese alten Wahrheiten in knapper und eingängiger Form enthalten. Und so heißt es zu diesem Satz: „Demütiget euch unter die starke Hand Gottes“: „Gott will, dass wir seine Lehre glauben, dass wir seine Gebote halten und dass wir seine Gnadenmittel gebrauchen.“ Der Mensch ist nicht autonom. Er verdankt sich nicht selbst, er ist total abhängig von Gott. Er untersteht diesem Herrn und ihm muss er gehorchen, ihm muss er untertan sein, ihm muss er dienen. Der Mensch muss bereit und gewillt sein, aus der Hand Gottes alles entgegenzunehmen, was über ihn kommt: Angenehmes und Unangenehmes, Freude und Leid, Wohlstand und Hunger, Gewinn und Verlust. Es ist sinnlos und töricht, sich gegen Gottes Willen aufzulehnen. Gott setzt sich durch, ob mit unserer Zustimmung oder ohne sie. Der Mensch hat keine Ansprüche an Gott. Er darf Gott bitten, aber er darf nichts von ihm fordern und er darf ihm gar nichts abzutrotzen versuchen. Es hat immer wieder Menschen gegeben, die Gott herausforderten. In der griechischen Mythologie wird Prometheus als Widersacher des Gottes Zeus dargestellt. Zeus enthielt den Menschen das notwendige Feuer vor. Da entwendete es Prometheus und brachte es auf die Erde und mit ihm die Kultur. Goethe hat ein berühmt gewordenes Gedicht über Prometheus geschrieben und das herausfordernde Verhalten des Prometheus dargestellt:

„Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich?
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet
Heilig glühend Herz?“

Und glühtest, jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank,
Dem Schlafenden dadoben?
Ich dich ehren? Wofür?“

Das ist die Sprache des Prometheus. Prometheisches Verhalten, meine lieben Freunde, ist immer zum Scheitern verurteilt. Gott ist der Stärkere. Wir feiern in diesen Tagen den 75. Todestag Kaiser Wilhelms II. Er war selbstherrlich und unberechenbar. Er wollte Deutschland zu einer Weltmacht erheben, baute eine riesige Flotte auf, vergrößerte das Heer und forderte damit seine Nachbarn heraus. „Herrliche Zeiten führe ich euch entgegen!“, rief er dem deutschen Volke zu, „Schwarzseher dulde ich nicht. Mein Kurs ist der richtige; er wird gesteuert. Volldampf voraus!“ Das alles sind wörtliche Äußerungen von Kaiser Wilhelm II. Wir wissen, wie das Ende aussah. In den Schützengräben von Verdun verblutete die deutsche Jugend und Millionen Menschen in der Heimat starben Hungers und an der Grippe. So vernehmen wir die Mahnung des Apostels, dass wir uns unter die starke Hand Gottes unterwerfen. Zwei Willen sind da: unser Wille und Gottes Wille. Unser Wille muss sich Gott angleichen, und wir dürfen nicht Gottes Willen abzubiegen versuchen. „Wir müssen Gott dienen, wie er es haben will, nicht wie wir es wollen“, hat einmal die heilige Theresia von Avila gesagt. Und wir Menschen sind nicht nur Gottes Geschöpfe, wir sind auch seine Schuldner. Wir schulden ihm das Eingeständnis, dass wir unzulänglich sind, dass wir versagt haben, dass wir gesündigt haben. Wir müssen also vor Gott unsere Schuld bekennen. Und es ist etwas Großes, wenn der Mensch im Staube kniet und Gott seine Schuld bekennt. Der englische Dichter Oscar Wilde, der zwei Jahre im Zuchthaus zugebracht hat, hat einmal geschrieben: „Der höchste Augenblick des Menschen ist der, wenn er im Staube kniet und alle Sünden seines Lebens bekennt.“

Die zweite Mahnung des Apostels Petrus lautet: „Werft alle Sorgen auf ihn, er sorgt für euch.“ Gott ist am Wohlergehen des Menschen gelegen. Er ist nicht gleichgültig und unführend wie die Natur, „er sorgt für euch“. Der Verfasser des Buches von der „Nachfolge Christi“ schreibt sogar einmal: „Du sorgst für mich weit mehr, als ich selbst für mich sorgen kann.“ Gott ist kein Ungeheuer, kein Moloch, kein Tyrann, er ist ein Vater, ein fürsorglicher Vater. Und so vergleicht er sich auch mit einem irdischen Vater: „Wenn einer von euch einen Sohn hat und der ihn um ein Brot bittet, wird er ihm dann einen Stein geben? Oder wenn er ihn um einen Fisch bittet, wird er ihm dann eine Schlange reichen? Oder wenn er um ein Ei bittet, wird er ihm dann einen Skorpion geben? Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wisst, um wie viel mehr wird euer Vater vom Himmel her den guten Geist jenen geben, die ihn darum bitten.“ Eine wertvollere Gabe als den Heiligen Geist kann es nicht geben. Und deswegen: „Werft alle Sorgen auf ihn.“ Freilich, ich weiß, unser Glaube an den fürsorgenden Gott kann und wird auf die Probe gestellt werden. Es können harte Prüfungen über uns kommen, es kann Situationen geben, die aussichtslos scheinen. Es kann geschehen, dass alles über uns zusammenstürzt. Der fromme Rudolf Alexander Schröder hat eine solche Lage beschrieben: „Es mag sein, dass alles fällt, dass die Burgen dieser Welt um dich her in Trümmer brechen. Halte du den Glauben fest, dass Gott dich nicht fallen lässt. Er hält sein Versprechen.“ Und das ist die Wiedergabe dessen, was Petrus schreibt: „Werft alle Sorgen auf ihn, er sorgt für euch.“ Es ist eigentlich unbegreiflich, aber freilich tröstlich, dass der unendliche Gott sich der Menschen annimmt. „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst!“, fragt der Beter im Psalm 8. Was ist der Mensch, dass Gott an ihm etwas findet, dass er sein Flehen hört und seine Tränen sieht. Emanuel Geibel hat einmal geschrieben: „Herr, in dieser Zeit Gewog, da die Stürme rastlos schnauben, wahr, o wahre mir den Glauben, der noch nimmer mich betrog.“

Die dritte Mahnung des Petrus lautet: „Seid nüchtern und wachsam.“ Nüchtern ist, wer sich nicht berausenden Getränken hingibt. Die Mahnung zur Nüchternheit ist keineswegs überflüssig oder überholt. Solange es berausende Getränke gibt, solange besteht auch die Versuchung, sie zu genießen und sie im Übermaß zu genießen. Der Herr warnt vor dem Rausch mit dem Hinweis auf den letzten Tag, der jederzeit anbrechen kann: „Hütet euch, euer Herz mit Schwelgereien und Trunkenheit zu beschweren, damit jener Tag nicht unvermutet wie eine Schlinge über euch komme.“ Der Apostel Paulus nimmt diese Mahnung auf: „Berauschet euch nicht mit Wein, denn darin liegt Ausschweifung.“

Er sieht in der Trunksucht eine vom Himmelreich ausschließende Sünde. „Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht erben“, so schreibt er an die Gemeinde in Korinth. Der Genuss des Alkohols ist und bleibt eine Gefahr. Die Mahnung zur Nüchternheit ist heute so aktuell wie gestern. Aber ich meine, dass die Aufforderung zur Nüchternheit noch über die Mahnung, sich nicht zu berauschen, hinausgeht. Nüchtern kann man auch in anderer Hinsicht sein, nämlich indem man die Welt sieht, wie sie ist. Nüchternheit ist auch die Fähigkeit, die Vorläufigkeiten dieser Welt zu durchschauen, die Ziele des Lebens auf ihren den Tod überdauernden Bestand zu prüfen, die Geister zu unterscheiden, die Realität zu erkennen. Der Mensch ist immer in Gefahr, sich Illusionen zu ergeben. Man kann sich auch mit Lieblingsvorstellungen, mit Schlagworten, mit Phantasien trunken machen, sodass man die Wirklichkeit nicht mehr sieht. War es nicht Trunkenheit des Geistes, meine lieben Freunde, dass der deutsche Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop im März 1945 sagte: „Der Krieg ist noch nicht verloren“? Der jetzige Heilige Vater erklärte kurz nach seinem Amtsantritt, die Lage der Kirche sei noch nie so gut wie heute gewesen. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Ich meine, dass hier die Nüchternheit des Geistes verlangt ist, die den unaufhörlichen Niedergang der Kirche sieht. Zur Nüchternheit muss die Wachsamkeit kommen: „Seid nüchtern und wachsam.“ Wachsamkeit ist die Aufmerksamkeit auf die heilsgeschichtliche Situation, die mit Christus in die Welt getreten ist. Die Gottesherrschaft ist nahe, sie ist nah herangekommen. Ihr endgültiges Offenbarwerden ist gewiss, der Zeitpunkt jedoch unbekannt. Darum müssen wir wachen und dürfen uns nicht unvorbereitet überraschen lassen. Denn der Tag der Wiederkunft Christi wird kommen wie ein Dieb, also unerwartet. Der Herr hat seine Jünger wiederholt zur Wachsamkeit aufgerufen: „Wachet! Ihr wisst nicht, wann der Hausherr kommt, ob am Abend oder um Mitternacht oder beim Hahnenschrei oder am Morgen. Eure Lenden seien umgürtet und brennende Lampen in euren Händen. Wohl den Knechten, die der Herr, wenn er kommt, wachend findet. Wachet alle Zeit, damit ihr imstande seid, all dem zu entgehen, was da kommen soll, und zu bestehen vor dem Menschensohn.“ Das sind alles eschatologische Mahnungen und Warnungen. Der Apostel Paulus hat sie aufgenommen. An die Gemeinde in Saloniki schreibt er einmal: „Ihr lebt nicht in Finsternis. Ihr seid Kinder des Lichtes und Kinder des Tages; nicht der Nacht gehören wir an, nicht der Finsternis. Also lasst uns nicht schlafen wie die anderen, sondern wachen.“ Unser Heil bleibt gefährdet. Wir tragen es in „irdenen Gefäßen“, wie der Apostel sagt. Irdene Gefäße können leicht zerspringen, wenn man sie fallen lässt. Deswegen mahnt der Apostel: „Wer steht, der sehe zu, dass er nicht falle.“ Die Kirchenväter haben sich an die Mahnungen der Heiligen Schrift angeschlossen. Der große Papst Leo hat einmal geschrieben: „Das Reich Gottes wird nicht den Schlafenden zuteil, sondern denen, die arbeiten im Dienst des Herrn und wachsam sind.“

Die vierte Mahnung des Apostels Paulus lautet: „Widerstehet ihm standhaft im Glauben.“ Nüchtern und wachsam müssen die Jünger Jesu sein, weil ihr Feind, der Satan, nicht schläft. Er ruht nicht, er ist vielmehr dauernd unterwegs, um Anhänger und Gefährten zu werben, um die Menschen vom Wege des Heiles abzubringen. Mir sagte einmal ein Theologieprofessor: „Die Existenz des Bösen kann man auch ohne die Annahme Satans erklären.“ Vielleicht ja, aber diese Meinung steht im Widerspruch zur Offenbarung. Die Wirklichkeit des Bösen ist nach der Offenbarung nicht bloß sachlich – also etwa die Anlage zur Sünde –, nein, die Wirklichkeit des Bösen ist persönlich zu verstehen als die Existenz und das Wirken gottfeindlicher Mächte. Es sind gefallene Engel, die uns versuchen. Nach ihrem Ausschluss von Gott haben sie ihre hohe Intelligenz bewahrt. Sie wissen, wo und wie man die Menschen packen muss, wo ihre schwachen Stellen sind. Und sie sind bestrebt, die Menschen in ihre Unseligkeit hineinzuziehen, die Unseligkeit, in der sie selbst leben. Deswegen die Mahnung: „Widerstehet ihm standhaft im Glauben, der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe“, also furchteinflößend, sozusagen in voller Montur. Aber er kann auch andere Gestalten annehmen, z.B. die Gestalt einer Schlange, die listig auf ihre Beute lauert. Er kann auch die Gestalt eines Parteivorsitzenden annehmen, der die Wähler ködert. Er verspricht ihnen ein bequemes, angenehmes und leichtes Leben ohne Rücksicht auf Gottes Gebote. Dem Satan muss man widerstehen, seine Versuchungen abweisen, den Dialog mit ihm vermeiden, die Verlockungen durchschauen. Die Gegenwehr und die Abwehr des bösen Feindes sind an den Glauben gebunden. Nur wer verankert ist in die Überzeugung an Christi Kommen und Macht, nur wer seine Zuversicht auf den Messias setzt, der ist fähig, dem Satan zu

widerstehen. Der Glaube verleiht Standhaftigkeit. Satan ist stark, aber Gott ist stärker. Satan ist listig, aber Gott ist klüger. Satan hat viele Verbündete, aber Gott hat ganze Legionen von Engeln, die er schicken kann. Der Glaube zeigt uns, wo der Feind unseres Heiles steht. Wir, die wir die Zeit des Nationalsozialismus wachend und beobachtend mitgemacht haben, wissen, was der Glaube damals vermochte. Meine Angehörigen waren entschiedene, niemals wankende Gegner des Nationalsozialismus. Wodurch? Durch den Glauben. Der Vater hätte befördert werden können, wenn er in die Partei eingetreten wäre. Der Vater ist nicht eingetreten, der Glaube gab ihm die Kraft, zu widerstehen. Der Glaube wappnet gegen die Verlockungen des bösen Feindes. Er lehrt uns die rechte Einschätzung der irdischen Güter: ihre Begrenztheit, ihre Hohlheit, ihre Vergänglichkeit. Der Glaube richtet unseren Blick auf das, was bleibt: auf die Ewigkeit. Wenn wir uns auf dieser Erde in Beherrschung, Kampf und Verzicht bewähren, wenn wir Gottes Willen zur Maxime unseres Handelns machen, dann wartet unser der himmlische Lohn. Das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube.

Wir haben, meine lieben Freunde, die vier Warnungen und Mahnungen des heiligen Petrus in der heutigen Epistel bedacht. Erstens: „Demütiget euch unter die starke Hand Gottes“, zweitens: „Werft alle Sorgen auf ihn“, drittens: „Seid nüchtern und wachsam“, viertens: „Widersteht dem Satan standhaft im Glauben“. Der Gott aller Gnaden, der uns durch Jesus Christus zu seiner ewigen Herrlichkeit berufen hat, er wird uns, wenn wir diesen Mahnungen nachkommen, nach kurzer Zeit des Leidens vollenden, stärken und festigen. Ihm sei die Ehre und die Herrschaft von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Menschenfischer

12.06.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der äußeren Mongolei ist in diesen Tagen zum ersten Mal ein Einheimischer, ein Mongole, zum Priester geweiht worden. Aus Anlass dieses Ereignisses schrieb die englische Zeitung „Catholic Herald“: „Nach der Priesterweihe wird Joseph Enkh viele Stunden zu Pferd verbringen und durch die endlosen Steppen reiten, um seinen Landsleuten die Frohbotschaft zu bringen. Liegt darin eine Lehre für das heutige England?“ „Ja“, schreibt die Zeitung, „in einer Zeit, in der nicht viele Menschen in die Kirche kommen, müssen wir von einer sesshaften zu einer mobilen Lebensform wechseln. Statt darauf zu warten, dass die Menschen zu uns kommen, müssen wir dorthin gehen, wo sie sind“, so der „Catholic Herald“ in London. Diese Meldung und dieser Kommentar passen ausgezeichnet zum Evangelium der heutigen heiligen Messe. Denn dort spricht der Herr zu Petrus: „Von nun an wirst du Menschen fangen.“ Er machte ihn zum Menschenfischer. Menschenfischer sind Personen, die andere für den Glauben, für Christus, für die Kirche zu gewinnen sich bemühen. Sie folgen damit der Aufforderung des Herrn: „Machet alle Menschen zu meinen Jüngern. Gehet hin und machet alle Völker zu Jüngern.“ Das Christentum ist eine universale Religion. Die ganze Erde ist ihr Missionsgebiet. Alle Menschen sind von Gott berufen, zur Anerkennung seiner Offenbarung, zum Glauben an Jesu Wort, zum Anschluss an seine Kirche zu gelangen. Die Kirche ist, wie das Zweite Vatikanische Konzil erklärte, von Natur aus, vom Wesen her missionarisch, d.h. sie will sich ausbreiten. Alle Glieder der Kirche müssen je nach der Weise, die ihnen möglich ist, an der Ausbreitung der Kirche mitwirken. Der Dienst der Kirche muss missionarisch sein. Es braucht missionarische Seelsorge. Andere Worte dafür sind heute Rechristianisierung, also Wiederchristlichmachung, oder Neuevangelisierung, wiederum von Anfang an neu beginnende Verkündigung des Evangeliums. Missionarische Seelsorge ist das Bemühen um die abständigen und abgefallenen Christen, um jene, die sich aus der Praxis des religiösen Lebens und der Pfarrgemeinschaft entfernt haben, das Bemühen um jene, die abgefallen sind vom Glauben und sich dem Unglauben zugewandt haben. Sie müssen zum Glauben der Kirche, zum Gebet, zur Teilnahme am Gottesdienst und auch natürlich zur Beteiligung am pfarrlichen Geschehen gewonnen werden. Diejenigen, die aus der Arche des Heiles geflohen sind, müssen zurückgeholt werden. Keiner darf aufgegeben werden; ein jeder ist unersetzlich. In der kaufmännischen Branche gilt der Satz: Wer nicht wirbt, der stirbt. D.h. wer seine Arbeit und seine Erzeugnisse nicht immer wieder, ja unaufhörlich anbietet, wird vergessen, verliert die Kundschaft; das gilt für die Möbel genauso wie für die Waschmittel. Auch die Religion wird übersehen, wenn sie sich nicht bemerkbar macht. Aber in der Religion geht es um höhere Werte als um Möbel und Waschpulver. Die Kirche vermittelt Schätze von unermesslichem Wert: den Glauben und die Gnade, die Verbindung mit Gott und die Kenntnis Christi, das Wort des Heiles und die Sakramente der Heimholung. Diese Schätze müssen den Menschen gezeigt, nahegebracht, vermittelt werden; das geschieht durch missionarische Seelsorge. In jeder Pfarrei bröckelt es ab. Da gibt einer die religiöse Praxis auf, ein anderer geht eine Mischehe ein und verliert den Glauben, wieder ein anderer zieht weg, Alte sterben; in jeder Pfarrei bröckelt es ab. Diese Verluste müssen ersetzt werden. Neue Glieder der Gemeinde müssen gefunden

werden, Abständige müssen aktiviert, Abgefallene zurückgeführt werden. Eine Pfarrei, die nicht zunimmt, nimmt ab. Zunehmen kann eine Pfarrei nur durch missionarische Seelsorge, durch Menschenfischer, welche die Bevölkerung einladen, in das Volk Gottes einzutreten oder zurückzukehren, die ihnen das Glück unterbreiten, das Glück, das in der Erkenntnis des dreieinigen Gottes und in der Kenntnis des menschengewordenen Gottessohnes besteht.

Missionarische Seelsorge obliegt an erster Stelle den beamteten Dienern und Dienerinnen der Kirche, geweihten und nicht geweihten. Vom Diözesanbischof als dem Oberhirten und ersten Pfarrer des gesamten Bistums muss erwartet werden, dass er sich aktiv und führend in der missionarischen Seelsorge betätigt. Es ist nicht genug, dass er im Dom predigt und Hirtenbriefe versendet, er muss in seinem gesamten Bistum präsent, persönlich präsent sein. Er muss im Rahmen seiner Möglichkeit auf den Einzelnen zugehen, den Einzelnen seelsorglich betreuen: den Zweifler, den Kranken, den Verunglückten, den Gefangenen. Von einem Mainzer Bischof muss erwartet werden, dass er seine Diözese von Alsfeld (im Norden) bis Lampertheim (im Süden) durchwandert, dass er von Ockenheim bis Seligenstadt rastlos die Diözese durchfurcht. Ein Bischof, der den längsten Teil seiner Amtszeit am Schreibtisch zubringt, verkennt seine wichtigste Aufgabe, nämlich Seelen durch persönliche Einwirkung zu gewinnen. Er darf Pontifikalämter nicht bloß in seiner Kathedrale halten, er muss zu Gottesdiensten in allen Pfarrkirchen seines Bistums bereit und gewillt sein. Solche Bischöfe hat es gegeben. Der Mainzer Bischof Colmar hat es gezeigt, wie man das macht. Er war noch nicht einmal vier Jahre Bischof in seiner Diözese Mainz, da konnte er dem französischen Kultusminister schreiben: „Es gibt in meiner Diözese keine Kirche, in der ich nicht wenigstens zwei Mal gepredigt habe.“ Der Bischof muss der erste missionarische Seelsorger seiner Diözese sein. Er muss auch seine Mitarbeiter inspirieren, er muss sie anstecken mit seinem Eifer. Er muss sie anleiten, missionarische Seelsorge aufzunehmen. Missionarische Seelsorge obliegt selbstverständlich in besonderer Weise dem Pfarrer. Der Pfarrer ist nahe an den Gläubigen, er muss ihnen seine ganze Kraft zuwenden. Wer missionarische Seelsorge betreibt, wartet nicht, bis die Menschen zu ihm kommen, denn die meisten kommen nicht. Wer missionarische Seelsorge betreibt, geht zu den Menschen, lässt ihnen – recht verstanden – keine Ruhe, bis er sie wieder zu seiner Herde zurückgeführt hat. Wer missionarische Seelsorge betreibt, denkt unermüdlich darüber nach, wie er Menschen erreichen, gewinnen, ansprechen kann. Jeden Gang in seiner Pfarrei – zur Postagentur, zum Friseur – benutzt ein missionarisch gesinnter Priester, um Menschen zu begegnen, zu begrüßen, in seine Gemeinde zu integrieren. Wer missionarische Seelsorge betreibt, kennt keinen 8-Stunden-Tag. Unermüdlich führt ihn sein Weg in die Wohnungen der Pfarrangehörigen. Hausbesuche, meine lieben Freunde, sind ein entscheidendes Mittel missionarischer Seelsorge. Sie müssen systematisch vorgenommen werden, die Pfarrei muss nach einem bestimmten Plan durchmissioniert werden durch Hausbesuche. Es gibt französische Untersuchungen, in denen nachgewiesen wurde, dass, wo Hausbesuche systematisch betrieben werden, die Kurve der Gottesdienstbesucher automatisch ansteigt. Man muss freilich bei Hausbesuchen geduldig sein, man darf sie nicht abbrechen bei angeblicher Erfolglosigkeit. Der Erfolg der Hausbesuche pflegt sich rasch einzustellen. In einer Pfarrei, wo der Priester seine Anvertrauten planmäßig und unermüdlich besucht, steigt die Zahl der Gottesdienstbesucher merklich. An Hausbesuchen können auch Diakone und Laien beteiligt werden. Ich denke immer an die Mormonen, die mich mehrfach besucht haben. Zu zwei und zwei kommen sie, vorzüglich gekleidet, höflich, unterrichtet und versuchen, ihre Glaubensüberzeugung anderen zu vermitteln. Warum ist das bei uns nicht möglich? Die Hemmnisse und die Einwände gegen die Forderung missionarische Seelsorge zu betreiben, sind mir bekannt. Auf die Menschen zugehen, sie ansprechen, sie anhören, unfreundliche und vorwurfsvolle Reden vernehmen, gelegentlich auch rüde und beleidigende Äußerungen ertragen, dazu braucht es einen starken Glauben, feste Verbundenheit mit Gott und echte Zuneigung zu den Menschen. Vom Bischof Colmar von Mainz stammt das schöne Wort: „Keine Arbeit ist mir zu viel, wenn es dem Vorteil der Kirche dient.“ Nicht wenige Seelsorger scheuen den Kontakt mit der Kirche entfremdeten Menschen. Sie sind ängstlich und unsicher, sie fürchten sich vor peinlichen Fragen, sie fliehen vor der unvermeidlichen Auseinandersetzung. Wer missionarische Seelsorge betreibt, muss alle Müdigkeit, alle Scheu, alle Unlust und sein Ruhebedürfnis überwinden. Vom heiligen Johannes Bosco, dem Apostel der Jugend, stammt das schöne Wort: „Meinetwegen können die Jungen auf meinem Rücken Holz hacken,

wenn sie nur nicht sündigen.“ Man verweist auf die Belastung und Überlastung der Priester mit den pfarrlichen Aufgaben. Ich weiß nicht, ob es damit immer recht bestellt ist. So manche Obliegenheiten haben sie abgegeben. Als ich vor 65 Jahren den priesterlichen Dienst aufnahm: Wer hätte damals daran gedacht, den Erstkommunionunterricht guten Frauen anzuvertrauen? Wer hätte damals jede Woche einen Tag frei gemacht, wo man in der Pfarrei nicht anzutreffen war? Und was nimmt der Pfarrgemeinderat wirklich oder angeblich dem Pfarrer ab? Es gibt viele pfarrliche Aufgaben, aber es gibt keine, die es an Bedeutung mit der missionarischen Seelsorge aufnehmen kann. Wenn jeder Pfarrer in der Woche einen Tag, nur einen Tag, für Hausbesuche vorbehalten würde, wäre ein entscheidender Durchbruch zur missionarischen Seelsorge erzielt. Missionarische Seelsorge muss an erster Stelle stehen. Wenn wir den Bestand der Gemeinde nicht halten, werden unsere Kirchen bald wegen der Leere zusammenbrechen.

Missionarische Seelsorge wendet sich aber nicht nur an die Getauften, und zwar die Abständigen, die Abgefallenen unter ihnen, sie zielt auch auf die Ungetauften: die Ungläubigen, die Irrgläubigen. In Deutschland leben Millionen Volksgenossen, die sich vom Glauben der Kirche losgesagt und von ihr getrennt haben. In Budenheim gibt es Hunderte von aus der Kirche Ausgetretenen. Ich habe nie gehört, dass ein Bemühen um diese Menschen auch nur versucht worden wäre. In Städten wie Hamburg und Hof bilden die Nichtchristen die Mehrheit. München, das einmal katholische München, hat noch 39% Katholiken. Die große Zahl derer, die sich vom Christentum losgesagt haben oder niemals in ihm beheimatet waren, ruft nach missionarischer Seelsorge. Sie müssten das Ziel der kirchlichen Missionstätigkeit sein. Bischof Colmar ging persönlich zu den Kirchenfernen und Unbußfertigen – persönlich! Ein Zeitgenosse schreibt von ihm: „Er fand Erholung nur in der Abwechslung der Arbeit.“ Seit Jahrzehnten leben in Deutschland Millionen Anhänger des Islam, einer falschen, von Menschen erfundenen Religion. Diese Anwesenheit ist eine einmalige Chance, sie zum Christentum, der einzigen wahren Religion zu bekehren. Aber niemals haben die deutschen Bischöfe Anstrengungen unternommen, die Muslime zu Christus und seiner Kirche zu führen. Was werden sie antworten, wenn der Herr beim Gerichte sie fragen wird: Was habt ihr für missionarische Seelsorge betrieben? Es gibt Priester, die vorbildliche missionarische Seelsorge geübt haben und dies auf dem harten Boden der Diaspora. Ich erwähne zwei: Maximilian Kaller und Bernhard Lichtenberg. Maximilian Kaller war Pfarrer auf der Insel Rügen. Auf dieser Insel lebten damals Katholiken an allen Ecken und Enden, aber verstreut und abständig von der Kirche. Er durchwanderte die Insel von Norden bis Süden, von Ost bis West. Treppauf, treppab, in jedes Haus ging er und erschuf sich eine blühende Gemeinde. Bernhard Lichtenberg war Pfarrer in Berlin, in dem Moloch Berlin, mit seinen zerstreuten Katholiken. Er sorgte sich um jeden einzelnen Gläubigen. Er sorgte sich um jedes einzelne Kind, dass es Religionsunterricht bekam, dass es für den Gottesdienstbesuch gerüstet wurde, dass es die Sakramente empfing. Lichtenberg war ein leuchtendes Beispiel missionarischer Seelsorge.

Vielleicht, meine lieben Freunde, fragen Sie mich: Warum erzählst du uns das alles? Wir sind doch keine Seelsorger, keine beamteten Diener der Kirche. Ich erzähle es, meine lieben Freunde, weil auch Sie in Ihrem Bereich Menschenfischer werden können, sich an der missionarischen Seelsorge beteiligen können. Im Alltag, am Arbeitsplatz, in der Freizeit stehen uns die Möglichkeiten des Apostolates des guten Wortes zu. Da gilt es, einen Unwissenden zu belehren, einen Irrenden zu warnen und zur Umkehr zu bewegen, einen Zaudernden zu stärken, einen Trägen anzustacheln, einem Furchtsamen Mut einzuflößen. Ein einziges tapferes Wort, ja schon eine ernste Miene vermag oft mehr in einer Seele auszurichten als der beste Religionsunterricht und die beste Predigt. Wir brauchen die Menschen nicht anzupredigen, wir müssen ihnen nicht lästig werden, aber wir können ihnen den Samen des guten Wortes in die Seele fallen lassen. Gute Lehre nimmt der Mensch freilich nur von dem an, der ihm auch das gute Beispiel gibt. Seien wir selbst etwas Rechtes und wir werden Segen für die anderen sein. Gutes Beispiel ist aber nicht nur ein Vorrecht, es ist eine Pflicht, eine heilige Pflicht, wenn man sich nicht fremder Sünden schuldig machen will. Gutes Beispiel ist noch keine unmittelbare Leistung des Seeleneifers, es ist noch keine Menschenfischerei. Von Seeleneifer können wir erst sprechen, wenn einer überlegt und vorsätzlich, bewusst aus wahrer Liebe und wahrer Freudigkeit, die Gelegenheit ergreift, die Seele des Nächsten zu erreichen. Die Sehnsucht, der Wille, die Entschlossenheit, die Menschen zum Glauben, zur Religion, zur Kirche zu führen, muss immer in uns sein. Meine lieben

Freunde, damit Sie nicht denken, der spricht vom grünen Tisch, denn der ist ja Gelehrter und nicht Seelsorger. Ich habe in meinen ersten Priesterjahren jede Woche einen Tag freigehalten nur für Hausbesuche, als junger Kaplan, ohne Aufforderung und ohne Anleitung. Es ist ein großes und erhabenes Werk, auch nur einen einzigen Mitmenschen zu seinem Heile zu führen. Denken wir an die Familienangehörigen, an die Berufskollegen, an die Hausnachbarn. Viele gehören dem Reiche Gottes nur äußerlich an, Taufscheinchristen nannte man sie früher; ihr Wandel hat nichts mit christlichem Glauben zu tun. Und das Schicksal dieser abgestandenen Glaubensbrüder muss uns nahegehen, meine lieben Freunde. Bei der Firmung hat uns der Bischof das Kreuz auf die Stirn gezeichnet und uns dadurch zu Vorkämpfern Christi geweiht. Und damit haben wir die bleibende Pflicht übernommen, durch Wort und Tat das Gute hienieden zu mehren und zu fördern. Ausgerüstet mit den sieben Gaben des Geistes müssen wir die Menschen unserer Umgebung zum Heile führen. Gehen wir ans Werk, meine lieben Freunde, reihen wir uns ein in die Zahl der Menschenfischer, beteiligen wir uns an der missionarischen Seelsorge der Kirche. Als Bischof Colmar seine Antrittspredigt in Mainz hielt, da erklärte er: „Meine eigene Seligkeit hängt von der Ihrigen ab. Das heilige Blut, das Jesus zur Erlösung Ihrer Seelen vergossen hat, wird er von meiner Hand fordern. Und wehe mir, wenn ich im Gericht vor ihm verstummen müsste!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Notwendigkeit der Gottesverehrung

19.06.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ich war einmal Zeuge, wie eine Dame in einem Abteil des ICE sagte: „Wer geht denn heute noch in die Kirche?“ Man braucht keinen Gottesdienst, Hauptsache man ist ein anständiger Mensch. Allerdings bestimmen diejenigen, die das sagen, selbst, was anständig ist. Jedenfalls gehört für sie nicht dazu, zu beten und den Gottesdienst zu besuchen. Wer geht denn heute noch in die Kirche? Woher kommt diese Meinung, dass man den Gottesdienst nicht brauche, dass es überflüssig sei, Gottesdienst zu besuchen? Es lässt sich dafür ein Name nennen: Es ist der Philosoph Immanuel Kant, der von 1724 bis 1804 in Königsberg in Ostpreußen lebte. Von ihm geht eine völlige Verkehrung des religiösen und des sittlichen Verhaltens aus. Nach ihm gibt sich der Mensch das Gesetz des sittlichen Verhaltens selbst; er ist autonom, selbstgesetzlich. Wenn zu dem autonomen sittlichen Verhalten das Postulat des vergeltenden Gottes hinzutritt, lernt der Mensch das von ihm aufgestellte Vernunftgesetz auch als Gottesgesetz achten. „Religion“, so sagt Kant wörtlich, „ist die Erkenntnis aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote.“ Darin besteht nach ihm die Religion, nur darin. Jede Kult- und Gebetsbeziehung zu Gott ist nach Kant überflüssig, ja schädlich, weil sie der als Gottesdienst ausgegebenen Erfüllung der irdischen Pflichten Abbruch tut. „Alles“, ich zitiere Kant wieder wörtlich, „was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch tun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes“ – bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes. So verfährt Kant mit dem Gottesdienst der christlichen Kirche. Gottesdienst ist überflüssig, ja sinnlos. „Das Beten“, wiederum Kant, „als ein innerer förmlicher Gottesdienst und darum als Gnadenmittel gedacht, ist ein abergläubischer Wahn.“ Nun könnte man ja denken: Das ist halt ein Spinner gewesen, der seine verwerflichen Äußerungen gemacht hat. Aber Kant war kein Spinner. Er gilt als der bedeutendste deutsche Philosoph. Viele haben seine Ansichten übernommen, viele Philosophen. Es gibt eine deutsche Kantgesellschaft, es gibt Kantianer und Neukantianer. Vor allem sehr viele protestantische Theologen schlossen sich der Philosophie Kants mit größeren oder geringeren Modifikationen an. Kant gilt als der Philosoph des Protestantismus. Diese Ansichten von Kant sind in die Gesellschaft abgesunken und haben dort ein kultfeindliches Klima erzeugt. Wie sagte die Dame im ICE: „Wer geht denn heute noch in die Kirche?“ Die Folgen dieser Entwicklung sind fatal. Der Sinn für den Gottesdienst und für die Teilnahme am Gottesdienst sind Millionen Menschen geschwunden. Das Verständnis für die Gottesverehrung ging weithin verloren. Kultmüdigkeit, vielleicht sogar Kultunfähigkeit ist an die Stelle getreten. Man braucht nicht zu beten, man braucht nicht den Gottesdienst zu besuchen; das ist nur Verlust an Zeit. Der äußere Kult sogar gilt als minderwertig oder verwerflich. Meine lieben Freunde, diese Entwicklung ist von äußerster tragischer Wirkung.

Wir gläubigen Menschen wissen, dass Kant Unrecht hat, und wir können nachweisen, dass er Unrecht hat, aus dem Glauben und mit der Vernunft. Die Urkunde unseres Glaubens ist die Heilige Schrift. In ihr spricht Gott zu den Menschen. Die Heilige Schrift lehrt überall die Pflicht des Gottesdienstes. Das Zehn-Gebote-Gesetz behandelt an erster Stelle die Pflichten der Religion: keine fremden Götter, Gott die Ehre geben, seinen Tag heiligen. Im Alten Bunde finden wir einen reich ausgestatteten Kult, Gottesdienst, der auf Gott selbst zurückgeführt wird. Propheten und Psalmen

schärfen den rechten Geist der Gottesverehrung ein. Unser Herr und Heiland, Jesus Christus, hat zweifellos am jüdischen Gottesdienst teilgenommen. Er ist in den Tempel gegangen, er hat den häuslichen Gottesdienst gehalten, er war beim Osterfest. Er sucht auf Erden die Ehre des Vaters, verbringt ganze Nächte im Gebet. Er schenkt uns das Gebet des Vaterunsers. Er setzt das Opfer des Neuen Bundes ein, er kündigt an: „Von nun an werden die wahren Anbeter den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“ Die Apostel haben die Verkündigung des Herrn weitergetragen. Paulus mahnt die Gemeinden zur religiöser Betätigung. Er sieht die große Schuld der Heiden darin, dass sie Gott kannten und ihn doch nicht verehrt haben, wie es angemessen gewesen wäre. Die Kirche Christi pflegte von Anfang an einen Gebets- und Opferdienst; dem einen Glauben stand der eine Altar zur Seite. Und den Heiden erschienen die Christen als das betende Volk. Von der Zeit der Katakomben an war die kirchliche Liturgie verpflichtend. Sie entwickelte sich im Kirchenjahr zu einer großartigen Verherrlichung Gottes. Und noch heute steht im kirchlichen Gesetzbuch: „Jeder katholische Christ ist verpflichtet, an Sonn- und Feiertagen eine heilige Messe zu besuchen.“

Aber jetzt die entscheidende Frage: Warum ist die Teilnahme am Gottesdienst für jeden katholischen Christen, ja für jeden Menschen verpflichtend? Warum genügt es nicht, wenn man sittlich einwandfrei lebt? Warum macht man sich schuldig, wenn man den Gottesdienst grundlos nicht besucht? Grundlegend für das Gebot, am Gottesdienst teilzunehmen, ist die Existenz Gottes. Gottesdienst ist notwendig, weil Gott existiert. Gott ist der unendlich vollkommene Geist, der Schöpfer Himmels und der Erde, der eine Gott, der in drei Personen existiert. Die Pflicht zur Anbetung ergibt sich aus seiner Existenz. Der Mensch schuldet Gott Anerkennung. Diese Anerkennung geschieht in der Anbetung. Der Glaube, der uns gewiss macht, dass Gott existiert, dass er den Menschen erschaffen hat, dass wir seine Geschöpfe sind, lehrt uns, dass wir uns um diesen Herrn kümmern müssen, ihm die Ehre erweisen müssen. Der Mensch muss Gottes Oberherrlichkeit anerkennen, wenn er seinsgerecht leben will, seinsgerecht, also als Geschöpf, also als abhängig von Gott. Und diese Abhängigkeit, diese Geschöpflichkeit tut sich kund im Kult, im Gottesdienst, im Gebet, im Opfer. Der Mensch muss die Herrlichkeit und die Schönheit, die Heiligkeit und die Würde Gottes anerkennen, er muss Gottes Macht und Güte loben, wenn er wahrhaftig sein will. Die ganze Schöpfung tut es: die Steine, die Pflanzen, die Berge, die Täler, die Tiere. Sie rühmen den, der sie geschaffen hat: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.“ Dieses wunderbare Lied hat Beethoven vertont. Da darf der Mensch nicht stumm bleiben. Wer Gott nicht anbetet, verfehlt sich gegen seine wesentliche Eigenschaft als Geschöpf. Wer keinen Gottesdienst übt, verliert eine ganze Dimension des Menschen. Von der heiligen Theresia von Avila stammt das Wort: „Ein Wesen, das nicht betet, ist entweder ein Tier oder ein Teufel.“ Der Gottesdienst, die Teilnahme am Gottesdienst ist Ausdruck der Einzigartigkeit des Menschen unter den irdischen Geschöpfen. Kein Tier betet, aber Tiere, Pflanzen und Steine preisen Gott durch ihr Dasein, durch ihre Tätigkeit, durch ihre Anpasstheit, durch ihre Intelligenz, durch ihre Entwicklung; aber beten können sie nicht. Das Gebet ist dem Menschen vorbehalten und aufgegeben. Im Gottesdienst erinnert sich der Mensch an seine Herkunft von Gott, an seine Gottähnlichkeit und an seine Gottbestimmung. Er wird frei vom Druck der Welt und erlangt die innerlich beglückende Ruhe, die ihn im irdischen Arbeitsbetrieb aufrecht erhält.

Im Einzelnen kann man die Notwendigkeit des Gottesdienstes in folgenden Überlegungen begründen: Wer einen Herrn über sich weiß, muss nach dem Willen dieses Herrn forschen. Er muss dem, dem er untertan ist, gehorchen, kann es aber nur, wenn er seinen Willen erkennt. Der Mensch ist nicht autonom, er gibt sich das sittliche Gesetz nicht selbst; Gott ist der Urheber des sittlichen Gesetzes. Er sagt, was der Mensch tun und lassen muss. Und die Suche nach Gottes Willen in jeder Situation des Lebens ist Gottesdienst, wahrer und unerlässlicher Gottesdienst. Und erst recht die Erfüllung des erkannten Willens Gottes, das ist Gottesdienst, ja, das ist richtig. Aber das allein genügt nicht. Der Mensch muss den göttlichen Gesetzgeber ehren. Wer Gott im Glauben als den Spender aller Gaben erkennt, muss sich dankbar erweisen. Ein undankbarer Mensch ist ein verkümmerter Mensch. Und wer sich gegenüber Gott nicht dankbar erweist, der ist ein verlorener Mensch. Mögen noch so viele Zwischenursachen die Gaben Gottes zu uns bringen, so steht doch am Ursprung einer jeden Ursachenreihe der unermessliche Gott. Und seine Geschenke fordern die Dankbarkeit der Menschen heraus; es besteht die Pflicht des Dankgebetes. Ähnlich ist es mit dem Bittgebet. Der Mensch erkennt

seine Hilflosigkeit. Wie hilflos sind wir gegenüber den Gewittern, die über uns hereinbrechen. Der Mensch erkennt seine Hilflosigkeit und seine Bedürftigkeit. Um ihr abzuweichen, ist es notwendig, Gott anzugehen, ihn zu flehen, ihn zu bitten. Das Bittgebet ist für das menschliche Geschöpf unverzichtbar.

Der Gottesdienst, der Besuch des Gottesdienstes ist notwendig, um Gott kennenzulernen und seinen Willen zu erfahren. Hauptsache, man ist ein anständiger Mensch, sagen viele. Aber woher weiß man denn, was anständig ist? Woher weiß man das, ohne dass man die Gebote Gottes kennt? Hier macht man sich selbst wieder ein Bild von Anständigkeit. Was anständig ist, das lernt man in der heiligen Messe, in der Predigt. Die Handlungen und Gesten der heiligen Messe, die Worte und Gebote und die Gebete in der heiligen Messe und die Verkündigung, die klären den Menschen darüber auf, was Gott von ihm will, was er Gott schuldig ist. Wer den Gottesdienst besucht, der wird ausdrücklich dazu aufgefordert, sich auf jene Tiefendimension des Lebens zu besinnen, die im Alltagsleben fast immer verborgen bleibt. Im Gottesdienst wird den Besuchern stets aufs Neue gesagt: Euer Leben ist in Gott geborgen. Ihr seid erlöst, ihr seid mit Christus, dem Heiland, verbunden durch die Taufe, durch den Glauben, durch die heilige Kommunion; einen tieferen Sinn kann dein Leben nicht mehr bekommen. Wo sonst, meine lieben Freunde, wird den Menschen ein solches Maß an Heil und Sinn des Lebens zugesprochen wie im Gottesdienst? Das Arbeiten und Schaffen leidet durch die Übung der Gottesverehrung keinen Schaden. Wer richtig betet, der arbeitet auch richtig! Das Gebet adelt und fördert die Arbeit. Der Tag des Herrn ist auch der Tag des Segens. Die menschliche Sittlichkeit wird zielsicher und einheitlich, edel und lebendig durch den Anhauch von „oben“.

Nun könnte man denken, es genüge, Gott mit inneren Akten zu ehren, also den Geist zu Gott zu erheben, wortlos oder auch mit Worten, für sich allein im Kämmerlein zu beten. Muss man auch äußerlich und öffentlich den Kult darbringen? Die Tatsache der Menschwerdung des Gottessohnes ist der entscheidende Grund für den äußeren und öffentlichen Gottesdienst. Wenn Gott, der erhabene Gegenstand unseres Kultes, im Fleische erscheint, muss der Dienst, den sterbliche Menschen Gott erweisen, ein geistig-leiblicher sein. Die Natur des Menschen – Geist und Leib – und die Natur der menschlichen Gesellschaft drängen zur äußeren und öffentlichen Kultübung. Beim Einzelmenschen strömt die innere religiöse Ehrfurcht psychologisch auf das sinnliche und leibliche Sein und Handeln über. Es äußert sich in Wort und Gesang, in Haltung und Gebärde. Deswegen gehört zur Tugend der Gottesverehrung innere Zuwendung zu Gott und nach außen hervortretende Bezeugung der Verherrlichung Gottes. Das innere anbetende Sich-Hinwenden zu Gott hängt auch von dem äußeren Vollzug ab. Ohne diesen ermattet die innere Hinwendung, verarmt sie und erstirbt schließlich ganz. Für die Gesellschaft und ihre Kultur ist der äußere sichtbare Gottesdienst ebenso pflichtgemäß und auch heilsam. Religion ist keine Privatsache, Religion ist eine öffentliche Sache, ist eine Staatsangelegenheit. Einerseits hegt die Öffentlichkeit den religiösen Kult, sowohl die subjektive Frömmigkeit als auch die objektive Ehre Gottes. Die subjektive Frömmigkeit wird gehoben durch das Beispiel und das Gemeinschaftserlebnis. Die objektive Ehre Gottes wird gefördert durch den Zusammenklang aller Völker und durch würdige Formen. Andererseits wirkt die Religionsübung fördernd auf die öffentliche Gesittung. Sie verbindet die Seelen, sie versöhnt die Klassen, sie befruchtet die Künste. Wie ist es doch ergreifend, dass die englische Königin offen ihren christlichen Glauben bekennt, den sie lebendig und tatkräftig praktiziert. Es wäre nützlich und erhebend, wenn die Abgeordneten des Bundestages am Beginn jeder Sitzungsperiode eine Generalbeicht ablegen würden, also ihre Sünden bekennen und einen Vorsatz fassen würden; was wäre das ergreifend.

Gottesdienst ist die Betätigung der Religion in ihrer unmittelbaren Beziehung zu Gott. Die Tugend der Religion hebt unsere geschöpfliche Verschiedenheit von Gott hervor und macht uns geneigt, unsere Abhängigkeit von Gott zu erkennen und in Akten der Anbetung – Danksagung und Bitte – zu bekunden. Der Zweck des Gottesdienstes ist ausschließlich Gottes Ehre. Auch wenn im Kult um Versöhnung mit Gott und Erlangung von Gnaden gerufen wird, zielen diese Akte in letzter Linie auf die Ehre Gottes. Der Gottesdienst ist frei von irdischen Zwecken. Sein Sinn und Zweck liegt darin, Gott anzubeten, zu verherrlichen, zu preisen. Uns nützt es, wenn wir den Gottesdienst besuchen; Gott nützt es nicht, aber er will, dass es uns nützen soll. Gott hat nichts von unserer Verehrung, aber wir haben etwas davon. Indem wir ihn verehren, wird unser Geist ihm untertan. Wer Gott nicht anbetet,

verfehlt sich gegen die erste und wichtigste Pflicht seines Lebens. Er versäumt die Verwirklichung seiner Gottgehörigkeit. Er verstößt gegen sein Geschöpflichkeit. Wer die Akte der Gottesverehrung unterlässt, verweigert Gott die schuldige Ehre. Es fehlt ihm eine ganze Seite, ja, die entscheidende Seite seines personalen Seins. „Ein Wesen, das nicht betet, ist entweder ein Tier oder ein Teufel“, sagt Theresia von Avila. Millionen Menschen in unserem Land, meine lieben Freunde, bleiben dem Gottesdienst fern. Ob sie wenigstens zu Hause beten? Wir wissen es nicht. Sie verhalten sich so, wie es Immanuel Kant empfohlen hat. Seien wir dankbar, dass wir Gottes Willen über uns Menschen kennen. Dass wir wissen: Gott will, ja, gebietet unseren Dienst in seinem Haus. Im Gebet und Gottesdienst verhalten wir uns seinsgerecht, vollziehen wir unsere Geschöpflichkeit und leben wir unsere Gotteskindschaft. Ich zitiere zum Schluss den Großstadtpostel von Berlin, Carl Sonnenschein, den ich seit meiner Jugend verehrt habe. Sonnenschein hat einmal geschrieben: „Geh nicht wegen des Priesters und nicht wegen der Predigt zum Gottesdienst, sondern Gottes wegen! Schau zum Hochaltar. Brennt die rote Lampe in der schwankenden Ampel? So brenne auch deine Seele zu Gott!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Ehrfurcht

26.06.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ehrfurcht ist die Verbindung von zurücktretender Scheu und hindrängender Liebe, also scheue Liebe und liebende Scheu. Sie ist gleichfern von der Fluchtbewegung der Furcht und von der taktlosen Verletzung der Distanz. Furcht im Zusammenhang mit Ehrfurcht ist immer im Sinne von Scheu und Zurückhaltung zu verstehen. Die Nähe entsteht aus dem Wert des Gegenstandes, von dem eine Anziehung ausgeht. Die Distanz besagt den Abstand von dem verehrten Gegenstand aus Scheu, ihn zu verletzen. Ehrfurcht ist eine Tugend, also eine innere Haltung, aber diese Tugend muss sich auch nach außen beweisen. Ohne äußere Ehrfurcht stirbt die innere Ehrfurcht. Wer Ehrfurcht besitzt, geht mit der Wirklichkeit ehrfürchtig um. Der Gegenstand der Ehrfurcht ist alles Sein, über uns, neben uns und unter uns und sogar wir selbst.

Die Haltung der Ehrfurcht geziemt dem Menschen an erster Stelle Gott gegenüber. Gott ist das absolute Sein, der erhabene Schöpfer, der Herr des Himmels und der Erde. Wenn der Mensch sich ihm naht, muss dies in ehrfürchtiger, in ehrerbietiger Haltung geschehen. Als Gott im brennenden Dornstrauch zu Moses sprach, da gebot er ihm: „Ziehe die Schuhe von deinen Füßen; denn das Land, auf dem du stehst, ist heiliges Land.“ „Ein Sohn muss seinen Vater ehren“, heißt es beim Propheten Malachias, „ein Knecht seinen Herrn. Wenn ich nun Vater bin, wo ist eure Ehrung? Wenn ich Herr bin, wo ist eure Furcht vor mir?“ Ehrfurcht ist angebracht vor der sittlichen Pflicht, vor den Geboten, denn sie stammen von Gott. Mit den Geboten Gottes kann man nicht spielen. Ehrfurcht fordert die Heiligung des Namens Gottes. „Herr, lass uns deinen heiligen Namen zugleich lieben und fürchten“, betet die Kirche in einer Oration. Ehrfurcht geziemt dem gottgeweihten Hause. Die Muslime ziehen die Schuhe aus, wenn sie die Moschee betreten, und die Moschee ist kein Gotteshaus, sondern ein Versammlungsort und eine Gebetsstätte. „Ihr sollt Ehrfurcht haben vor meinem Heiligtum“, heißt es im 3. Buch Moses. Wer zu Gott hintritt im Gebet, im Gottesdienst muss ehrfürchtig gesinnt sein. Das Geschehen der heiligen Liturgie muss von Ehrfurcht geprägt sein. Allein die Ehrfurcht ist die angemessene Haltung im Gottesdienst. Ehrfurcht richtet sich auf das Geheimnis des Glaubens in seiner vielfältigen Gegenwart: in der Heiligen Schrift, im Gesang und Gebet, in Brot und Wein. Ja, heilig ist das Wort Gottes. Wenn der Priester im Hochamt feierlich das Wort Gottes verkündet, dann wird das Evangelienbuch beräuchert zum Zeichen der Ehrfurcht, und der Priester küsst es als Ausdruck der Ehrfurcht. Im Besonderen geziemt selbstverständlich die Ehrfurcht dem Leibe des Herrn. Ihm kann man nur in Anbetung und Liebe, in tiefer Unterwürfigkeit begegnen. Unser Glaube lehrt uns die Ehrfurcht vor Gott.

Er lehrt uns an zweiter Stelle die Ehrfurcht vor dem Menschen. Der Mensch ist nämlich ein Geschöpf Gottes; der Mensch ist ein Tempel des Heiligen Geistes. Ein Mensch mag noch so sehr heruntergekommen sein; Ehrfurcht muss auch ihm bewiesen werden. Auch der behinderte, der geistesgestörte Mensch ist mit Ehrfurcht zu behandeln. Wer beruflich mit Menschen zu tun hat, muss ihnen mit Ehrfurcht begegnen. Beamte und Angestellte im öffentlichen Dienst, Lehrer und Erzieher,

Ärzte und Priester; sie alle sind gehalten, die ihnen anvertrauten Menschen ehrfürchtig zu behandeln. Die Ehrfurcht wehrt der Aufdringlichkeit, der Neugier, der plumpen Vertraulichkeit. Ehrfurcht, meine lieben Freunde, ist auch in der Liebe unbedingt notwendig. Liebe ohne Ehrfurcht hat keinen Bestand. Liebe, die nicht von Ehrfurcht durchwoben ist, ist entweder nicht echt oder nicht dauerhaft. Keiner liebt wirklich einen anderen, wenn er nicht eine gewisse Ehrfurcht gegen ihn fühlt. Auch Freunde können nur auf Dauer verbunden bleiben, wenn sie durch das Band der Ehrfurcht miteinander verknüpft sind. Freundschaft kann nicht bestehen ohne Ehrfurcht voreinander.

Unter allen Menschen stehen uns die Eltern am nächsten; ihnen verdanken wir unser Dasein. Wir sind ihnen zu Dankbarkeit, Gehorsam und Ehrfurcht verpflichtet. Die Eltern sind in gewisser Hinsicht die Stellvertreter Gottes. Ein eigenes Gebot schärft die Ehrfurcht vor den Eltern ein: „Ehre Vater und Mutter, auf dass du lange lebest in dem Lande, dass der Herr dir geben wird!“ Die Ehrfurcht vor den Eltern kann nicht von deren guten Eigenschaften abhängig gemacht werden, sie ist immer gefordert. Auch Eltern, die ihre eigene Würde vergessen, haben Anspruch auf Ehrfurcht: ein Vater, der ein Trinker ist, eine Mutter, die ihre eheliche Treue verletzt. „Verflucht ist, wer Vater und Mutter nicht ehrt, und alles Volk spreche: So sei es!“, so steht im 5. Buch Moses. Die Kinder müssen deswegen zur Ehrfurcht vor den Eltern erzogen werden; das ist eine der wichtigsten Aufgaben der Pädagogik. Und es ist eine alte Erfahrung: Wer seine Eltern ehrt, der wird auch von seinen Kindern geehrt.

Ehrfurcht braucht es gegenüber dem Kind. Jedes Kind, das geboren wird, bringt von Gott die Botschaft mit, dass er noch nicht an der Menschheit verzweifelt. Die Augen des Glaubens erblicken in jedem Kind ein Geschenk Gottes, ein Unterpand der göttlichen Liebe, eine Kapelle des Heiligen Geistes. Ja, die Augen des Glaubens sehen einen leuchtenden Stern auf dem Haupt eines getauften Kindes. Der heidnische Dichter Juvenal fordert höchste Ehrfurcht vor dem Kinde. Die Seele eines Kindes ist heilig, und was vor sie gebracht wird, das muss wenigstens den Wert der Reinheit besitzen. Die Ehrfurcht vor dem Kind muss uns Erwachsene veranlassen, jedes Wort zu überlegen, das wir im Beisein eines Kindes aussprechen. Wenn das Kind auch manches noch nicht versteht, es behält es in sich, und später wird ihm aufgehen, was ihm einer gesagt hat. Erziehen ohne Ehrfurcht ist ausgeschlossen. Zuerst muss ein Erzieher um den Wert und die Würde seiner Zöglinge wissen, bevor er daran geht, ihr Wesen zu formen. Ein großer Pädagoge hat einmal gesagt: „Es gibt nur zwei Erziehungsgrundsätze: Ehrfurcht vor seinen Kindern haben und konsequent sein.“ Ehe man ein Kind anfasst, sollte man sich waschen, auch innerlich.

Ehrfurcht ist unerlässlich gegenüber der Frau. Im Denken, Reden und Handeln muss im Mann eine heilige Scheu vor der Frau sein. Wohlwollen und Verehrung müssen ihn bestimmen. Wenn die Männer die Frauen so ehren würden, würde das Antlitz der Erde wahrlich erneuert. Die Frau ist Person und will zur Persönlichkeit werden, sie besitzt Geist und Gaben, sie ist dem Manne ebenbürtig, ja, in mancher Hinsicht überlegen. Der indische Weise Mahatma Gandhi hat einmal gesagt: „Das weibliche Geschlecht ist nicht das schwache Geschlecht, sondern das edlere der beiden. Denn noch heute verkörpert es das Opfer, das stumme Leiden, den Glauben und das Wissen. Die Intuition der Frau ist oft viel richtiger als der anmaßende Eigendünkel des Mannes. Der Mann muss daher die Frau hochachten“, so Mahatma Gandhi. Es gibt Menschen, die sich Beziehungen zwischen Mann und Frau nur auf der geschlechtlichen Ebene denken können. Diese Sicht ist falsch, verderblich, entwürdigend! Die Ehrfurcht verbietet, in der Frau zuerst oder gar allein das Geschlechtswesen zu sehen. Die Frau verdient Achtung und Ehrerbietung, Verehrung und keusche Liebe. Es ist möglich, die Frau zu lieben, ohne sie zu begehren. Es ist möglich, die Frau zu lieben, ohne sie zu erniedrigen. Mit Ehrfurcht müssen die Menschen also vor allem der Ehe begegnen, der Vorbereitung auf die Ehe und dem Leben in der Ehe. Kein Geringerer als Friedrich Nietzsche lehrt es uns. „Ehe“, so schreibt er einmal, „heißt ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens. Dies sei der Sinn und die Wahrheit deiner Ehe.“ Ehrfurcht oder Geringschätzung des ehelichen Bundes entscheiden über die Sittlichkeit eines Volkes. Lassen wir uns von einer bewährten Ehefrau sagen, was von der Ehe erwartet wird, von der Kaiserin Maria Theresia: „Alles Glück der Ehe besteht im gegenseitigen Vertrauen und Entgegenkommen. Die törichte Liebe vergeht bald, aber man muss einander achten und dienen.“ Leider mangelt es in nicht wenigen Ehen an Ehrfurcht der Gatten voreinander. Eine Dame sagte mir einmal: „Ich

habe den Eindruck, dass mein Mann bei der ehelichen Einigung nur sich selbst sucht.“ Die Frau ist keine Spielpuppe der Leidenschaft; die Frau ist eine Schwester der Mutter Gottes. Der Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer hat einmal einen Traum geschildert, den er hatte. Er sah im Traum seine verstorbene Frau vor dem Tor des Himmels unaufhörlich ihre Füße waschen:

„Du wuschest, wuschest ohne Rast
den blendend weißen Schimmer,
begannst mit wunderlicher Hast
dein Werk von neuem immer.
Ich frug: Was badest du dich hier
mit tränennassen Wangen?
Du sprachst: Weil ich im Staub mit dir,
so tief im Staub gegangen.“

Ehrfurcht, meine lieben Freunde, braucht es auch vor sich selbst, vor der eigenen Seele, vor dem eigenen Leib, vor dem Auftrag, den Gott uns gegeben hat, und vor der Bestimmung, die er uns geschenkt hat. Der Glaube an den Heiligen Geist lehrt uns die Ehrfurcht vor uns selbst. „Wisst ihr nicht“, schreibt Paulus an die Gemeinde in Korinth, „dass eure Glieder ein Tempel des Heiligen Geistes sind, der in euch ist, den ihr von Gott habt, und dass ihr nicht euch selbst gehört? Um hohen Preis seid ihr erkaufte, verherrlicht Gott in eurem Leibe!“ Im Epheserbrief kommt er noch einmal auf dieses Thema zu sprechen und mahnt die Gemeinde: „Betrübet nicht den Heiligen Geist Gottes, in dem ihr besiegelt seid für den Tag der Erlösung!“ Und deswegen, meine lieben Freunde, muss Ehrfurcht unser ganzes sittliches Leben als Grundhaltung tragen. Wer Ehrfurcht vor sich selbst hat, der meidet in seiner Seele, in seinen Gedanken, Wünschen und Entschlüssen alles Schädliche, das ihn verunstalten könnte: Geiz, Neid, Stolz, Schadenfreude, Unehrllichkeit, Eigennutz. In uns muss ein starker Widerwille gegen alles Niedrige, Minderwertige, Schändliche sein. Wenn den heiligen Stanislaus Kostka die Versuchung anfiel, dann sprach er zu sich selbst: „Ich bin für Höheres geboren.“ Die Ehrfurcht, meine lieben Freunde, ist in Deutschland infolge der ungezügelter Meinungsfreiheit in einer schwachen Lage. Das gilt besonders für die Achtung vor der Religion. Mit dem religiösen Glauben haben die Menschen die Ehrfurcht verloren. Als der Papst in Köln weilte, da warfen Feministinnen von einem hohen Haus Hostien herunter, um gegen den Papst zu protestieren. Eine Firma warb für Jesus-Jeans mit dem Slogan: Du sollst keine anderen Jeans neben mir haben. Noch immer, meine lieben Freunde, gilt Gottes Gebot: „Du sollst den Namen Gottes nicht verunehren!“ Wer ehrfurchtslos mit Gott umgeht, der entwertet sich selbst. Und die Ehrfurcht, die wir vor anderen haben, die wir anderen erweisen, macht uns selbst edel und rein. Ehrfurcht ist der Angelpunkt der Welt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der gebildete Christ

03.07.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das geistige Leben des Menschen ist eine Anlage und eine Befähigung, die der Entfaltung bedarf. Und diese Entfaltung des geistigen Lebens ist dem Menschen pflichtmäßig auferlegt. Es ist eine religiös-sittliche Verpflichtung, sich zu bilden, auszubilden und weiterzubilden. Das gilt sowohl für das Gebiet des religiösen wie des weltlichen Wissens. Der unwissende und ungebildete Heilige ist kein christliches Ideal. In meiner Jugend lief das spöttische Wort über fromme Jugendliche um: Religion: sehr gut – Mathematik: ungenügend. Das war ein Spottvers; in der Wirklichkeit war es nicht so, aber man sieht, wie das weltliche Wissen geschätzt oder auch überschätzt wird und das religiöse Wissen als unerheblich beiseite geschoben wird. Wir sollen nach Bildung streben. Bildung im aktiven Sinne ist ein Vorgang oder ein Verfahren der Menschenformung. Bildung im passiven Sinne ist ein Zustand, ein Besitz, das Gebildetsein. Gebildet ist, wer das hat, was er für seinen Lebenskreis benötigt. Bildung ist nicht identisch mit Wissensvermittlung, obwohl Wissen natürlich zur Bildung dazugehört – viel Wissen. Bildung besagt Gewinn oder Gewähr der dem Menschen angemessenen, ihn auszeichnenden Lebensform. Bildung entwickelt die dem Menschen gegebenen geistigen Kräfte, Vermögen und Anlagen, bewahrt sie vor Verunstaltung. Bildung verschafft vor allem Selbständigkeit im Denken. Um Bildung zu erlangen, muss man erzogen werden und sich selbst erziehen. Die Erziehung soll zur Bildung führen. Erziehung soll den werdenden Menschen nach einem Bildungsgut formen. Also: Man soll ihm körperliche und geistige Geschicklichkeit vermitteln, gesellschaftliche Nützlichkeit, Klugheit, sittliches Verhalten, charakterliche Werthaftigkeit. Aber Bildung überbietet die normative Erziehung. Die Bildung schließt körperliche Ertüchtigung, technische Fertigkeit, Berufsausbildung und geistige Bildung ein. Bildung ist das Ziel dieses Geschehens. Man erwirbt sich Bildung, um gebildet zu sein. Der gebildete Mensch ist der durch Bildung wertvoll gewordene Mensch. Die gebildete Person ist ein verwirklichter Wert. Die von ihr erworbene Bildung ist ein Gut für sie und für die Gemeinschaft. Man unterscheidet Fachbildung und Allgemeinbildung. Fachbildung ist die Gesamtheit der Kenntnisse und Fertigkeiten, die einer haben muss, um den Anforderungen seines Berufes gewachsen zu sein. Allgemeinbildung ist die Vermittlung von Kulturgütern an die Person, welche über die Fachbildung hinausliegen und von ihr verarbeitet werden, je nach den individuellen Bedürfnissen und Fähigkeiten. Unerlässlich ist eine gediegene Schulbildung. Wir haben als Kinder den Satz gelernt: Non scholae, sed vitae discimus – Wir lernen für das Leben, nicht für die Schule. Die Schulbildung soll uns Wissen vermitteln, aber sie soll uns auch lehren, wie man lernen muss, sie soll die Lernfähigkeit ausbilden. Ich kann mich an meine Schulzeit gut erinnern. Wenn Stunden ausfielen, dann freuten sich viele Kameraden. Ich habe mich nie gefreut; das weiß ich noch heute. Mir war damals schon klar, dass der Ausfall unwiederbringlich ist und niemals aufgeholt werden kann.

Wissen und Bildung allgemeiner Art sind erforderlich, damit der Einzelne seine fachliche Aufgabe erfüllen kann und seine Stellung in der Gemeinschaft ausfüllen kann. Die Allgemeinbildung soll die wesentlichen menschlichen Fähigkeiten entfalten und den Menschen einführen in die Ganzheit der Wahrheit. Bildung muss den ganzen Menschen erfassen, ihm ein umfassendes Ethos und auch ein

geschlossenes Weltbild vermitteln. In jedem Menschen ist der Trieb nach Bildung; es gibt ein Drang zum Wissen. Keiner darf sein Talent vergraben. Es ist die Aufgabe der Bildung, den Menschen zu einer lebendigen Teilnahme an den Kulturgütern seiner Zeit und seiner Volksgemeinschaft zu befähigen. Gebildet ist, wer mit klarem Blick und sicherem Urteil zu den Gedanken und Lebensformen seiner Umgebung Stellung nehmen kann. Die Kirche, meine lieben Freunde, ist immer die erste Bildungsmacht der Erde gewesen. Sie setzt den Lehrstuhl neben den Altar. Sie wurde die Mutter der Schulbildung. Bevor der Staat überhaupt daran dachte, Schulen einzurichten, hat die Kirche Schulen eingerichtet. Der Gedanke der allgemeinen Volksbildung stammt aus der christlichen Überzeugung von der Gleichheit aller Menschen. Dass also nicht nur die Vornehmen und die Reichen Schulbildung genießen sollten, sondern alle Menschen, das ist der Kirche zu verdanken.

Unser Glaube lehrt uns Entscheidendes über unser Bildungsstreben. Er zeigt uns das Bildungsziel: „Nicht das viele Wissen tut's, sondern wissen etwas Guts“, sagt der Volksmund. Das Bildungsziel soll sein, dass wir taugliche Jünger Christi, dass wir edle Gotteskinder werden, dass wir nützlich sind für die Gesellschaft und für unser eigenes Leben. Der Glaube ordnet auch den Bildungsvorgang. Bildung kann niemals nur äußere Zufuhr von Wissen sein. Gebildet wird nur der, der in eigener geistiger Arbeit das Bildungsgut in sich aufnimmt und verarbeitet. Wichtiger und notwendiger als die Allgemeinbildung ist selbstverständlich die Fachbildung, die Ausbildung in dem Berufe. Nur der Mensch, der in seinem Beruf Tüchtiges leistet, ist auch für wahre Bildung geeignet und aufnahmefähig. Man muss zuerst ein tüchtiger Bauer, ein gewissenhafter Arbeiter, ein brauchbarer Handwerker sein, bevor man sich der reichen Welt der Kulturgemeinschaft nähern kann. Man darf sich aber nicht mit geringen Kenntnissen begnügen. Nicht genügsam sein in der Bildung, meine lieben Freunde, sondern so viel Bildung erwerben, wie möglich ist, und unermüdlich danach streben und nicht müde werden. Der Glaube erhebt sowohl das Streben nach Bildung wie die Bildungsarbeit zu einer religiös-sittlichen Pflicht. Wir sind persönlich gehalten, uns allseitig zu bilden, um auf diese Weise an der Kultur- und Volksgemeinschaft Anteil zu gewinnen. Niemand darf in der Erweiterung seiner Bildung stille stehen, ohne sich zu schädigen und seine Persönlichkeitsentfaltung zu hemmen. Die Bildungspflicht ist auch eine soziale. Dadurch dass wir gebildet werden, dienen wir der Volksgemeinschaft. Ein gebildeter Mensch dient der Volksgemeinschaft mehr als ein ungebildeter. Und deswegen steht dem Recht des Einzelnen auf Teilnahme an den Kulturgütern des Volkes die Pflicht des Volkes gegenüber, ihm den Weg dazu zu erschließen. Der Staat, die Gemeinden, die Träger des Bildungswesens sind gehalten, allen Schichten des Volkes den Weg zur Bildung zu ebnen. Wer begabt und leistungswillig ist, der muss die Möglichkeit haben, seine Begabung und seinen Leistungswillen zu bewähren. Das war nicht immer so. Jahrhundertlang, meine lieben Freunde, waren die herrschenden Kreise in Deutschland bestrebt, katholische Christen von dem Erwerb höherer Bildung fernzuhalten. Es gab einen Ausschluss der Katholiken von den Bildungsanstalten. Es wurde ihnen schwer gemacht, ein Gymnasium zu besuchen, an die Universität zu gehen. Misstrauen und Geringschätzung begegnete Jungen und Mädchen, die an sich geeignet und gewillt waren, sich Bildung anzueignen. Und die Lehrer an den Universitäten suchten die Hochschulen katholikenrein zu halten. Katholischen Christen wurde der Erwerb des Doktorgrades und erst recht der Erwerb der Befähigung, akademischer Lehrer zu sein, schwer oder unmöglich gemacht. Katholische Gelehrte wurden von den Lehrstühlen ferngehalten. Jawohl, so war es lange, lange Jahre in Deutschland. Daher kommt das katholische Bildungsdefizit. Die Hindernisse der Vergangenheit sind weitgehend – nicht völlig – entfallen. Es gibt auch heute noch Vorurteile und Abneigung gegen katholische Gelehrte. Das kann ich, der ich jahrzehntlang an der Universität gelehrt habe, bezeugen. Vor allem aber muss man auch sagen: Es gibt eine katholische Genügsamkeit, sich mit bescheidenen Stellungen zu begnügen und sich nicht um Aufstieg in höhere Positionen zu bemühen. Der katholische Mensch ist leichter zufriedenzustellen mit geringen Posten als die Nichtkatholiken. Warum? Weil der katholische Mensch eben stärker auf das jenseitige Leben ausgerichtet ist als die Nichtkatholiken. „Hauptsache, dass ich den Himmel gewinne“, das ist natürlich die Hauptsache, aber es schließt den Erwerb von Bildung nicht aus, sondern ein. Den Himmel gewinnt man eben auch dadurch, dass man sich bildet, weil man damit ein Gebot Gottes erfüllt. Und deswegen haben wir die Aufgabe, junge Menschen zu ermutigen und zu fördern, dass sie nach Erwerb von Wissen und

Können streben, dass sie nicht nur mit dem Minimum sich begnügen, sondern dass sie das Maximale aus sich herausholen.

Der Glaube gibt auch den zuverlässigen Maßstab gegenüber Bildungsgut und Bildungsweise und entscheidet über ihren Wert und Unwert. Was ist wahre Bildung? Was ist wertvolles Bildungsgut? Was ist fruchtbare Bildungsarbeit? Die Bildung ist echte Bildung, die der Entfaltung und Reifung der christlichen Persönlichkeit, des Kindes Gottes dient. Das Bildungsgut ist wertvoll, das dieser Entfaltung und Reifung dient. Und die Bildungsarbeit ist fruchtbar, die sich dieser Entfaltung und Reifung anpasst. Die Bildungspflicht, meine lieben Freunde, ist schwer verbindlich, d.h. wer nicht nach Bildung strebt, macht sich schuldig. Es ist für jeden Christen eine ernste religiös-sittliche Pflicht, sich ein solches Maß von Wissen, Können und Bildung anzueignen, dass er den Aufgaben seines Berufs nachkommen, ein nützliches Glied der Volksgemeinschaft werden und damit seine gottgewollte Bestimmung erfüllen kann. Diese Pflicht ist nicht eine einmalige, sie besteht nicht nur vor der Übernahme des Berufes, nein, sie ist eine dauernde. Jeder hat die Pflicht, sein Fachwissen und seine Fachbildung und sein Allgemeinwissen und seine Allgemeinbildung auf der Höhe zu erhalten und an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten. Nur so kann jeder den gesteigerten Anforderungen seines Faches genügen und die Arbeitsleistung vollbringen. In manchen Berufen ist die Fortbildung pflichtmäßig, z.B. bei den Ärzten. Die Ärzte, die die Fortbildung versäumen, verpassen den Anschluss an die medizinische Entwicklung.

Jeder Christ hat also die Pflicht, seine Bildung zu vertiefen, aber auch die religiöse Bildung zu erweitern. Wissen und Bildung, welche die Persönlichkeit aufbauen, können ohne entsprechende Pflege des Glaubenswissens und des Glaubenslebens nicht gedacht werden. Es ist eine allgemeine Erscheinung, dass viele über Kenntnisse und Fertigkeiten in der Welt verfügen, um sich zu behaupten und voranzukommen, aber auf dem Gebiet der Religion sind sie zurückgeblieben. Sie wissen fast nichts außer den gängigen Schlagworten; ihr religiöses Wissen ist kümmerlich. Hohe zivilisatorische Bildung mit gleichzeitiger religiös-sittlicher Unbildung ist das Kennzeichen unserer Zeit. Und doch steht schon in der Heiligen Schrift, dass wir gebildet sein sollen. Der Apostel Petrus fordert die Gläubigen auf, „alle Zeit zur Verantwortung bereit zu sein, einem jeden gegenüber, der von euch Rechenschaft über eure Hoffnung fordert“, also religiöses Wissen zu besitzen, um Antwort zu geben. Wir werden unweigerlich in Gespräche mit anderen über alle möglichen Gegenstände verwickelt. Und je gebildeter wir sind, um so eher werden wir Fragen gewachsen sein und Auskunft geben können. Wir sind aufgerufen, an Wahlen, an Abstimmungen teilzunehmen. Wir müssen uns da ein Bild machen von den Personen und Parteien und von den strittigen Gegenständen, wenn wir eine bewusste und vernünftige Entscheidung fällen wollen. Ich erinnere mich an einen Vorgang, der vielleicht 50 oder 60 Jahre zurückliegt. Es war im Beichtstuhl. Im Beichtstuhl legte ein Herr los gegen die katholische Kirche, gegen die katholische Partei „das Zentrum“, in der Weimarer Zeit. „O das Zentrum“, sagte er, „die katholische Partei, hat dem Ermächtigungsgesetz von Hitler zugestimmt.“ Jawohl, das stimmt. Aber ich wusste ihm noch etwas anderes zu sagen: „Ihr Idol, der Bundespräsident Heuss, hat auch dem Ermächtigungsgesetz zugestimmt.“ Da verstummte er; das hatte er noch nicht gewusst. Wissen ist Macht, meine lieben Freunde, und der Gedanke ist besorgniserregend, dass wir nicht genügend Antwort geben können, dass wir nicht genug raten können, weil wir unserer Bildungspflicht nicht nachgekommen sind.

Es ist manchen Menschen nicht möglich, gediegene Bildung zu erwerben. Sie konnten keine höhere Schule besuchen, der Lebensunterhalt musste beschafft werden, diese Notwendigkeit hinderte sie, sich weitergehende Kenntnisse anzueignen und stärker an den kulturellen Errungenschaften teilzunehmen. Dennoch gibt es unter diesen wenig gebildeten Menschen gediegene, feine und edle Personen. Sie besitzen die so genannte Herzensbildung. Die Herzensbildung, das ist das Gegenüber zur Verstandesbildung. Mit dem Herzen, das gebildet werden soll, ist die Gesinnung, das sittliche Empfinden, der Umgang mit den Menschen gemeint. Herzensbildung ist Zartheit der Empfindung, ist Anteilnahme am Leid des anderen, ist Tugendhaftigkeit. Wer Herzensbildung besitzt, der meidet alles vorlaute, selbstsichere und auftrumpfende Wesen. Er ist beherrscht und überlegt im Reden und Handeln. Es gibt auch ein Zerrbild der Bildung; das ist die Halbbildung. Halbbildung besteht in der Überschätzung des Wissens und der Bildung in Verbindung mit einer nur äußerlichen Aufnahme alles möglichen

Wissensstoffes, den man weder völlig verstehen noch verarbeiten kann. Halbbildung findet sich in allen Ständen, auch bei den so genannten Gebildeten. Sie schafft eine Überheblichkeit, die sich nicht nur für klüger und gebildeter hält als andere, sondern auch zu einer großen Gefahr für das sittliche und religiöse Leben werden kann; der Halbgebildete meint nämlich, alles besser zu wissen. Er ist der typische Besserwisser. Er hält sich für berechtigt, an allem zu nörgeln und an allem zu zweifeln. Längst überwundene Denkweisen des 19. Jahrhunderts und Ansichten fristen im Halbgebildeten ein zähes Leben. Sie machen ihn unbelehrbar und hochmütig, sie führen zu Zweifeln und Ablehnung gegenüber den Lehren des christlichen Glaubens und gegenüber den sittlichen Forderungen. „Halbes Wissen wendet von Gott ab. Wahre und eigentliche Wissenschaft führt zu Gott hin“, hat einmal Francis Bacon geschrieben. Streben wir, meine lieben Freunde, danach, gebildete Menschen zu werden, damit wir die Fähigkeiten ausbilden, die Gott uns gegeben hat, damit wir die Kirche zieren mit unserer Persönlichkeit, damit wir den Begegnungen gewachsen sind, die unweigerlich über uns kommen, damit wir an den Kulturaufgaben unseres Volkes mitarbeiten können, damit wir ratlosen und führungslosen Menschen Rat und Führung zuwenden können. Erwerben wir auch Herzensbildung. Wir haben, meine lieben Freunde, ein Vorbild für die Bildung unseres Herzens: „Heiligstes Herz Jesu, sanftmütig und demütig von Herzen, bilde unser Herz nach deinem Herzen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Christentum, die Religion des Risikos und des Opfers

10.07.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es ist überflüssig, zu sagen, dass der Herr uns den schlaun Verwalter des heutigen Evangeliums nicht als Vorbild der Unehrlichkeit hinstellen will. Der Vorgesetzte des Verwalters ist keine stellvertretende Figur für Gott. Wie würde sich Gott einfallen lassen, die Ungerechtigkeit zu empfehlen. Nein, dieser Herr ist geradezu ein Vertreter dieser Erde. Die beiden passen zueinander: der Verwalter und sein Herr, sie sind ihresgleichen, sie sind solche, welche die Ehrlichen für dumm halten. Und doch ist die Geschichte denen erzählt, die sich zur Rechenschaft vor Gott und damit zur Gerechtigkeit verpflichtet wissen. Sie ist nicht den Weltkindern erzählt, um sie in ihrer Dreistigkeit noch zu bestärken. Für die Jünger Jesu und für die Menschen, die nach ihnen dem Herrn folgen, hat die Geschichte nicht nur etwas Abstoßendes, sondern auch etwas Aufrüttelndes. Der Mann imponiert ihnen. Sie spüren: Verhielten wir uns da, wo es um die Gerechtigkeit geht, genauso klug wie der, dem es um seinen irdischen Mammon geht, wie anders wäre es um die Sache Gottes in der Welt bestellt. Also noch einmal: Der Mann, der Verwalter, ist ein Schurke, aber er ist ein schlauer Schurke. Von seiner Schlauheit kann man lernen, freilich nicht für eigene Schurkereien, sondern für die Arbeit im Dienste Gottes. Worin besteht nun die nachahmenswerte Klugheit des Verwalters? Vor allem darin, dass er sich nicht ins Bockshorn jagen lässt. Er verliert angesichts einer gefährlichen Lage den Kopf nicht, sondern überlegt. Er muss Rechenschaft ablegen. Damit ist verbunden, dass er seinen Beruf verliert, denn er weiß, die Betrügereien werden aufgedeckt. Aber er weiß auch, wie er sich helfen kann in dieser vertrackten Lage. Er setzt sich hin und verteilt Vorteile an die Schuldner seines Herrn. Wenn er dann seines Amtes entsetzt ist, werden sie ihn aufnehmen. Wir sehen die Jünger in ihrem Verhalten, wie sie ganz anders veranlagt sind als der Verwalter: beim Seesturm. Ja, sie wissen doch, der Herr ist im Boote, aber sie sind voll Angst und voll Jammer. „Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?“ Der Herr ist im Boot. Oder denken wir an die Nacht zum Karfreitag. „Ihr werdet alle an mir irre werden, alle.“ Wenn eine Belastungsprobe kam, haben die Jünger regelmäßig versagt. Wenn einmal eine schwierige Situation eintrat, verloren sie den Kopf, besser gesagt, sie verloren den Glauben, das Zutrauen, dass es noch gutgehen werde. Sind wir anders, meine lieben Freunde? Sind wir nicht oft den Jüngern sehr ähnlich? Fassungslos und mutlos in einer wirklich oder scheinbar ausweglos scheinenden Lage? Wir stehen am Rande der Verzweigung und vergessen die klare und nüchterne Überlegung des Glaubens: Der alte Gott lebt noch, er steht zu seinen Verheißungen. Wenn wir in allen Leiden geradeso mutlos und ungebärdig, so mürrisch und ohne Hoffnung sind wie die anderen, die keinen Glauben haben, ja, was ist denn das für ein Glauben, den wir bekennen? Von Papst Johannes XXIII. stammt das Wort: „Wer glaubt, zittert nicht.“ Ich weiß nicht, ob das Wort zutrifft. Es haben viele geglaubt, und doch haben sie gezittert. Auch unser Herr Jesus hat geglaubt, und doch schreibt Markus in der Passionsgeschichte: „Er fing an zu zittern und zu zagen.“ Also nach meiner Überzeugung ist es nicht das Kennzeichen des Glaubens, angesichts von Gefahren nicht zu zittern, sondern sich zu verhalten wie der Herr, also zum himmlischen Vater zu rufen, ob es nicht möglich ist, dass der Kelch vorübergeht. Und wenn es nicht möglich ist, dann zu sprechen: Steht auf, wir gehen, der Verräter

naht. Da hat er den Leidenswillen, die Entschlossenheit zum Leiden gefunden. So hat es uns der Herr vorgemacht und so sollten wir es nachahmen. In schlimmen Lagen gilt es immer, meine lieben Freunde, den klaren Kopf zu bewahren, nicht in Panik geraten, überlegen: was ist verloren, was bleibt, Verlust und Gewinn gegeneinander abwägen. Gewiss, die Lage mag schlimm sein, aber vielleicht gibt es doch einen Ausweg, eine Hilfe, eine Rettung. Aus Niederlagen und Misserfolgen lässt sich mehr lernen als aus Erfolgen und Siegen. Von dem französischen Außenminister Talleyrand stammt das kluge Wort, wie man sich bei unerwarteten lästigen Ereignissen verhalten soll: „Gut unterrichtet sein und langsam handeln“, also sich Informationen verschaffen, die Lage genau bedenken, sich ein Bild von der Situation machen und dann nicht hastig, sondern überlegt handeln.

Noch etwas anderes ist imponierend an dem ungerechten Verwalter. Er plant, er denkt voraus, er lässt es nicht auf die letzte Minute ankommen. Was werde ich machen, wenn ich meines Postens enthoben bin? Er lässt sich nicht überraschen, er hat alles einkalkuliert. Er arbeitet einen Plan aus, er rechnet alles durch, er weiß, was zu tun ist, er weiß sich wirklich zu helfen. Die Jünger dagegen machen den Eindruck von Menschen, die froh in den Tag hineinleben. Die Leidensweissagungen Jesu nehmen sie nicht ernst. Dreimal hat der Herr sie ihnen vorgetragen, aber das darf nicht passieren, sagt Petrus. Bei der Gefangennahme flohen alle Jünger, alle!, obwohl sie gar nicht in Gefahr waren; die Polizei suchte ja nur den einen: Jesus von Nazareth. Aber die Jünger in ihrer Angst waren kopflos. Auch darin gleichen wir den Jüngern nicht selten. Wir wissen zwar aus dem Evangelium, dass wir den Kreuzweg gehen müssen, dass es uns nicht besser gehen kann als dem Meister, aber das nehmen wir nicht recht ernst: Uns wird es schon nicht treffen, ich muss ja nicht dabei sein, wenn es anderen schlecht geht. Wir beten: „Dein Wille geschehe“, aber wenn er dann wirklich geschehen soll, sind wir ganz anderer Ansicht. Dieser Tage rief mich eine Ärztin an. Sie erzählte, dass sie täglich das Gebet spreche: „Herr, wie du willst, soll mir geschehen.“ Aber wenn sie an den Vers kommt: „Was du willst, das nehm ich hin“, da stockt sie, sagte sie zu mir; so geht es den meisten von uns. Die Kinder dieser Welt haben Regeln ausgearbeitet, wie man sich auf künftiges Unglück einstellen und gefasst machen kann. Eine Regel lautet: Sei bereit, an die Zukunft denken, mit allem rechnen, nicht in den Tag hinein leben, sich nicht vom kommenden Unheil überraschen lassen, immer daran denken: auf dieser Erde gibt es kein vollendete Sicherheit. Eine andere Regel lautet: Immer den schlimmsten Fall – worst case im Englischen – einberechnen. Wir hoffen, dass er nicht eintritt, selbstverständlich, aber es kann schlimm ausgehen. Der schlimme Ausgang darf nicht weggeschoben, darf nicht für ausgeschlossen gehalten werden. Auch der schlimmste Fall ist möglich; man muss mit allem rechnen. Eine dritte Regel lautet: Niederlagen müssen bewältigt werden. Niederlagen sind nicht der Untergang. Nach dem zweiten Weltkrieg haben führende deutsche Generäle nachgedacht über die Ursachen der deutschen Niederlage. Einer von ihnen wies auf einen schweren Mangel der deutschen Strategie hin, er sagte: „Wir kannten nur zwei Kampfarten: Angriff und Verteidigung. Er gibt aber noch eine dritte Kampfart: Rückzug.“ Sie wurde in der deutschen Wehrmacht nicht eingeübt, mit all den verheerenden Folgen: Stalingrad, Nordafrika – jeweils eine ganze Armee zugrunde gegangen, zugrunde gehen gelassen, weil man sich nicht entschließen konnte, sich rechtzeitig zurückzuziehen. Die Engländer waren Meister des Rückzugs. Als sie erkannten, dass ihre Stellung in Norwegen nicht zu halten war, zogen sie sich zurück. Als die deutschen Truppen sie bei Dünkirchen einkesselten, gingen sie auf die Schiffe. Als sie auf der Insel Kreta in Gefangenschaft kommen sollten, sind sie nach Nordafrika übergesetzt. Daraus ist zu lernen: Man muss gewillt sein, unhaltbar gewordene Positionen zu räumen. Hitler kannte nur zwei Möglichkeiten: Sieg oder Untergang. Aber es gibt noch eine dritte Möglichkeit, nämlich die Niederlage, aus der man sich wieder erheben kann. Man muss im alltäglichen Leben lernen, nachzugeben und aufzugeben. Es ist nicht alles verloren, wenn man die eigene Meinung zurücknimmt, ein Projekt fallen lässt, eine Stellung räumt. Eine solche Haltung, ein solcher Rückzug wirkt oft versöhnlich auf andere, stimmt sie großmütig. Bei Kämpfen und Auseinandersetzungen, die ja auf dieser Erde unvermeidlich sind, sollte man bedenken: Man muss mit dem Gegner von heute morgen wieder zusammenarbeiten, man darf das Tischtuch nicht endgültig zerschneiden. Deshalb: immer verhandlungsfähig bleiben, niemals die Möglichkeit des Rückzugs ausschließen. Man darf sich auch nicht an anderen rächen. Ist der Feind mächtig, so ist es unklug und töricht, Rache zu üben. Ist er aber unglücklich, so ist es niedrig und grausam, Rache zu üben.

Da ist noch ein Drittes an dem Verwalter, was wir von ihm lernen können und was das Lob seines Herrn rechtfertigt: Er riskiert etwas, er riskiert sogar alles. Toller konnte er es nicht treiben, als die vielen kleinen Betrügereien nun durch eine ganz große zu krönen. Er bringt den Mut dazu auf; es kostet ihn einen kleinen Anlauf, aber dann hat er es geschafft. Er hat es wirklich geschafft; das große Risiko hat sich bezahlt gemacht. Die Jünger haben gewiss auch etwas riskiert. Sie haben, wie Petrus sagt, alles verlassen und sind ihm nachgefolgt. Aber gleich hinterher kommt die Frage: Was wird uns dafür zuteil? Oder der reiche Jüngling: Er hatte alle Gebote gehalten, aber das Risiko sich von seinem Besitz zu trennen, das wollte er nicht auf sich nehmen; denn er war sehr reich. Es geht uns oft genug genauso. Wir möchten gern gute Christen sein, aber es darf nicht zu viel kosten. Es gibt Ratschläge im Evangelium, die hören sich gut an, aber die sind, so meinen wir, für die anderen. Gemessen an dem, was die Kinder dieser Welt auf sich nehmen an Lasten und Strapazen, um ein Ziel zu erreichen, machen wir es uns im Religiösen gewöhnlich recht bequem. Opfer bringen, Verzicht üben, das ist nicht unsere Sache. Und deswegen geht es mit uns auch nicht richtig voran, denn nur das Opfer bringt uns dem Herrn nahe. Das Leben des Christen ist ein Wagnis und muss ein Wagnis bleiben. Wir suchen Gottes Willen zu erfüllen in der gläubigen Erwartung, dass er uns einst, wenn wir uns bewährt haben, in seine Herrlichkeit aufnehmen wird. Das ist unser Risiko: Hier auf Erden sich an Gottes Gebote halten. Also auf Gewinn zu verzichten, wenn der Gewinn im Widerspruch zu Gottes Willen steht. Lieber ehrlich und arm als unehrlich und reich durch das Leben gehen. Lieber Verzicht üben als Besitz, der durch Unrecht erworben ist, anzuhäufen. Der Zölibat, meine lieben Freunde, ist ein Opfer, daran lässt sich nicht rütteln. Aber dieses Opfer lässt sich begründen, und die Begründung liegt darin, dass hier alles auf eine Karte gesetzt wird, auf die Karte Gottes; und das ist eine Karte, die sticht. Das Christentum ist mehr als bürgerliches Wohlverhalten, mehr als gelegentlicher Besuch des Gottesdienstes, mehr auch als Kirchenmusik von Bach und Brahms, das Christentum ist Anstrengung, Mühe, Entsagung und Verzicht. Das Christentum ist eine Angelegenheit, die hohen Einsatz fordert. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“ Das Christentum ist die Religion des Heroismus. „Ein Held ist, wer einer großen Sache so dient, dass seine eigene Person dabei gar nicht in Frage kommt“, hat einmal Friedrich Nietzsche geschrieben, und er hat recht. Ein Held ist, wer einer großen Sache so dient, dass seine eigene Person dabei gar nicht in Frage kommt, dass er sich nicht selbst sucht, sondern Gottes Sache. Was einen Menschen zum Helden macht, das ist das Opfer. Die großen Naturen verschwenden sich, verströmen sich. Merkmal großer Menschen ist, dass sie an sich viel höhere Anforderungen stellen als an andere. Selbstverständlich muss man berechnen, wenn man einen Turm bauen will, ob man die Mittel zur Ausführung und Fertigstellung hat, aber der Christ weiß bei seinem Bauen, dass der himmlische Bauherr mitbaut. Selbstverständlich muss man sich fragen, ob man die Kraft hat, eine Ehe und Familie zu begründen oder den steilen Weg der Enthaltensamkeit zu gehen. Aber der Christ kennt das Grundgesetz seines göttlichen Meisters: Dem Menschen, der tut, was in sich ist, versagt Gott nicht seine Gnade. Du kannst, wenn du willst, du kannst, weil du musst. Um große Erfolge zu erreichen, muss etwas gewagt werden. Große Dinge sind immer mit großen Gefahren verknüpft. Darin liegen der Adel und die Schönheit des Glaubens, dass wir das Herz haben, etwas zu wagen. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man immer nur auf den möglichen unglücklichen Ausgang geschaut hätte. Es ist klug und kühn, dem unvermeidlichen Übel entgegenzugehen. Machen wir uns, meine lieben Freunde, die Lehren zunutze aus dem Verhalten des ungerechten Verwalters. Denken wir, überlegen wir, lassen wir uns beraten in den Entscheidungen und an den Wendepunkten unseres Lebens. Betrachten wir alle Lagen, auch alle Niederlagen unsres Lebens nüchtern. Rechnen wir mit allem Schlimmen, auch mit dem Schlimmsten. Aber vertrauen wir auch dem Gott, der uns berufen und uns zu seinen Kindern gemacht hat. Der edle Kardinal Newman betete: „Du hast mich so lang behütet, wirst mich auch weiter führen über sumpfiges Moor, über Ströme und lauernde Klippen, bis vorüber die Nacht und im Morgenlicht Engel mir winken. Ach, ich habe sie längst geliebt, nur vergessen für kurze Zeit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wer meint zu stehen, sehe zu, dass er nicht falle

17.07.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Texte der Leseordnung in der heutigen heiligen Messe sind von äußerstem Ernst. In der Epistel spricht der Apostel Paulus von den Strafgerichten, die über Israel gekommen sind, und im Evangelium wird berichtet, wie der Herr über das verlorene Jerusalem weinte, dem das Strafgericht unmittelbar bevorstand. Die Kirche lässt diese ernsten Lesungen jedes Jahr vortragen. Sie dienen als ständige, zeitlos gültige Warnungen für die ganze Christenheit. Manchmal scheinen sie sogar in eine bestimmte Zeit hineingesprochen zu sein. Im August 1914 wurden auch diese Lesungen vorgetragen, und manche wache Christen haben sie damals schon als Prophezeiung eines bitteren Endes des 1. Weltkrieges angesehen. In der Epistel lässt der heilige Paulus uralte Bilder aufleuchten aus der Geschichte des israelitischen Volkes: zuerst den Tanz um das goldene Kalb. Sie vertauschten die Herrlichkeit ihres Gottes mit dem Bild eines Tieres; es kamen an jenem Tag dreitausend Mann um. Dann die Unzuchtorgien im Moabiterland: da entbrannte der Zorn des Herrn gegen Israel. Die Zahl derer, die durch die Heimsuchung des Herrn fielen, waren vierundzwanzigtausend. Das Volk wird misshandelt wegen des Mangels an Brot und Wasser, Drohreden gegen den Herrn und gegen Moses erheben sich. Da sandte Gott Schlangen, durch deren Biss die Menschen getötet wurden. Die Kundschafter, die die Israeliten ausschickten in das Land Kana, berichteten von der Menschenmenge und dem riesigen Geschlecht in diesem Lande. Da ließ sich das Volk ängstigen und murrte gegen Gott. Zur Strafe durfte keiner von diesen Israeliten in das gelobte Land einziehen. Das Alte Testament ist keine Geschichte für Kinder. Das Alte Testament ist auch nicht nur ein weltliches Geschichtsbuch, sondern das Alte Testament ist eine Weissagung der Heilsgeschichte. „Dies alles widerfuhr jenen vorbildlich; es wurde geschrieben als Warnung für uns, die wir in den letzten Zeiten leben.“ Diese zeitlos gültige Warnung heißt: Dem Abfall von Gott folgt das Strafgericht Gottes. Dem hartnäckigen Widerstand gegen das Gnadewirken Gottes folgt die Verwerfung. Die Christen sollen nicht begehren, wie einst die Israeliten beehrten, sie sollen keinen Götzendienst treiben, sie sollen sich durch ihre Unachtsamkeit und falsche Unbesorgtheit nicht zu ähnlichen Freveln hinreißen lassen. „Sie aßen und tranken und tanzten um das goldene Kalb.“ Sie sollen sich nicht zur Unzucht verleiten lassen. Wir lernen aus den Worten des Apostels Paulus, wie wir zu den Büchern des Alten Testaments stehen sollen. Das Alte Testament ist nicht bloß ein historisches Buch, es hat unmittelbare Gegenwartsbedeutung. Die im Alten Testament aufgeschriebenen Ereignisse haben einen tiefen Sinn für die christliche Gemeinde. Sie sollen die Christusgläubigen in der Heilszeit vor ähnlichen Verfehlungen bewahren. Die Ereignisse des Alten Bundes sind auch geheimnisvolle Vorbedeutungen der Endzeit. Sie sollen die Gläubigen, die am Ende der Zeit leben, hellhörig machen, bedachtsam, jedes falsche Selbstvertrauen soll ausgeschlossen werden. Die Israeliten waren alle unter der Wolke, sie tranken alle aus dem Felsen, und doch fand Gott an ihnen kein Wohlgefallen. D.h.: Seid gewarnt, ihr, die ihr den Leib des Herrn in euch aufnehmt, ihr, die ihr getauft seid durch das Wasser der heiligen Taufe, habt keine absolute Heilsgewissheit, wie man euch einreden will, sondern seid vorsichtig. „Wer meint zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle.“

Die gleiche Wahrheit verkündet das Evangelium im Neuen Testament. Christus hat um sein Volk geworben, er hat alles für es getan. Er hat es geheilt von den Leiden und Krankheiten, er hat die Dämonen vertrieben, er hat ihm gepredigt, bis er müde war und nicht einmal zum Essen kam. Aber der Großteil des Volkes hat seine Botschaft nicht angenommen; es war umsonst. Das widerspenstige Volk hat die Verkündigung des Herrn in der Mehrheit abgelehnt. So ist Jesus, wenn man will, gescheitert, vor seinem Volk gescheitert. Doch Gott lässt mit sich nicht spotten. Es folgt das Strafgericht über das widerspenstige Volk: „Sie werden dich und deine Kinder niederwerfen und keinen Stein auf dem anderen lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast.“ Über Jerusalem steht das fürchterliche Wort „zu spät“. Sein Geschick ist unabwendbar; was Gott beschlossen hat, das geschieht. Der Herr weint über Jerusalem. Es sind Tränen der Erschütterung und der Trauer. Erschütterung, dass das Volk sich nicht bekehrt hat, Trauer, dass jetzt die Strafe über es kommt. Vier römische Legionen: die 5., die 10., die 12. und die 15. Legion – wir kennen ihren Namen – schließen Jerusalem ein, begleitet von Kavallerie, Pionieren und Hilfstruppen, fast 80 000 Mann unter dem Kommando von Titus, dem Sohne des Kaisers Vespasian. Sie schließen Jerusalem ein, sie bringen Belagerungsmaschinen an, die tiefe Breschen in die Mauern schlagen. Aus Erdwerken entsteht ein Wall in Tag- und Nachtarbeit, ein mächtiger hoher Wall, der Jerusalem umgibt. In Jerusalem herrschen Hunger, Verzweiflung, Tod, aber die Juden kämpfen wie besessen und wehren sich und weichen nicht. Die Legionäre dringen in erbittertem Häuserkampf in die Stadt ein, Feuer bricht aus, verzehrt alles Brennbares. Titus befiehlt, die Stadt und den Tempel dem Erdboden gleichzumachen; und so geschieht es. Im September 70 sind die letzten Bollwerke erobert, ist der Widerstand endgültig erloschen, das alte Jerusalem existiert nicht mehr.

Was geschrieben steht, ist uns zur Warnung geschrieben. Wir haben das Heil nicht in der Tasche, wir müssen täglich darum ringen. Das Los der Menschen ist darum verschieden. Der Heiland hat einmal ein Gleichnis erzählt, das die meisten von Ihnen wahrscheinlich nicht kennen: Es werden zwei auf einem Lager sein; der eine wird aufgenommen, der andere verworfen. Es werden zwei an einer Mühle sein; die eine wird aufgenommen, die andere verworfen. Damit schildert der Herr die Unterschiedlichkeit des Schicksals je nach dem Verhalten des Menschen. Und deswegen steht in der Epistel: „Wer meint zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle.“ Das ist die Aufforderung zur Vorsicht, zur Achtsamkeit und Wirksamkeit. Über jeden Menschen, meine lieben Freunde, können Versuchungen kommen. Wurde doch sogar unser Herr und Heiland versucht, um wie viel mehr wir. Vollkommene Sicherheit und vollkommenen Frieden gibt es auf Erden nicht. Es ist kein Stand so heilig, es ist kein Ort so abgelegen, dass Versuchung dort nicht Eingang finden könnte. Kein Mensch ist ganz sicher vor Versuchungen, denn wir tragen den Keim der Versuchung in uns. Die eine Art der Versuchungen sind Anreizungen zum sittlich Bösen, zur Übertretung der Gebote Gottes, der Drang zu besitzen, zu genießen, zu glänzen; dieser Drang ist in uns. Das ist der Ansatzpunkt für die Versuchungen. Er erweckt in uns Vorstellungen: Es wäre so schön, das zu besitzen; es wäre so reizend, das Erlebnis zu haben; er wäre so erfüllend, diese Ehre zu erlangen. Die Ungläubigen und die Sünder greift Satan nicht an, denn die besitzt er ja schon. Aber die Gläubigen und die andächtigen Freunde Gottes plagt und versucht er auf mancherlei Weise. Die andere Weise der Versuchung ist der Angriff auf die Zugehörigkeit zur Wahrheit. Auch unser Glaube kann angefochten werden. Es gibt heute viele Irriges lehrende Theologen. Ich will Ihnen ein Beispiel nennen, das unsere Kinder betrifft. Unsere Kinder hören im Religionsunterricht, die Weissagung über die Zerstörung Jerusalems hat Jesus gar nicht gesprochen, die ist ihm von den Evangelisten in den Mund gelegt worden; das lehren heute katholische Theologen. Es ist deswegen kein Wunder, dass Menschen vom Glauben abfallen – 7000 Kirchenaustritte in der Diözese Mainz im vergangenen Jahr! Eine ganz besondere Gefahr besteht darin, dass man sich der erkannten Wahrheit widersetzt, dass man willentlich und bewusst sich der erkannten Wahrheit versperrt. Wir wissen nicht, wie viele unserer Zeitgenossen sich in dieser Einstellung befinden, aber kann es nicht solche Menschen geben? Die eine Ahnung haben, dass das Christentum die absolute Religion ist, dass die Kirche die Wahrheit lehrt, aber die sich weder der Religion noch dem Christentum noch der Kirche wirklich zuwenden, weil ihnen dieser Anschluss zu kostspielig ist. Man müsste sein Leben ändern, man könnte nicht mehr so lässig und bequem dahinleben wie bisher. Der Glaube verlangt etwas, er verlangt viel. Er verlangt, dass wir liebgewordene Gewohnheiten ändern und

angenommene Eigenschaften ablegen. Unser Heiland hat uns gewarnt: „Seht zu, dass euch niemand irreführt, denn viele werden unter meinem Namen auftreten und sagen: Ich bin Christus, und sie werden viele irreführen.“ Auf dieser Erde, meine lieben Freunde, bleibt alles brüchig, gefährdet, verlierbar. Hier auf Erden gibt es keine absolute Sicherheit. Schon gar nicht darf man sich auf Geld und Gut, auf irdische Schätze oder auf weltliche Macht verlassen, auch nicht auf Beliebtheit und Ansehen, auf Erfolg und Karriere. Gerade ein wirklich oder scheinbar glänzendes, vom Erfolg verwöhntes Leben kann in einem Augenblick zusammenbrechen. „Noch keinen sah ich fröhlich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streuen“, heißt es bei Schiller. Noch keinen sah ich fröhlich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streuen. Und von Friedrich Rückert stammt das schöne Gedicht: „Glück und Glas, wie leicht bricht das. Mein Glas zersprang, als es am lautesten klang. Als ich es anstieß auf gutes Glück, ging es in Stücke.“ Der Herr hat in einem Gleichnis die Brüchigkeit der irdischen Schätze aufgezeigt. Ein reicher Bauer hatte eine gute Ernte eingefahren, reichliche Früchte. Er dachte bei sich: Was soll ich jetzt tun? Ich habe keinen Platz, meine Früchte unterzubringen. Da sagte er sich: So werde ich es machen, ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen. Dort werde ich all meine Erzeugnisse und meine Güter unterbringen. Dann werde ich meiner Seele sagen: Meine Seele, du hast viele Güter auf manches Jahr bereitliegen, ruh dich aus, iss, trink und lass es dir wohl sein. Gott sprach zu ihm: Du Tor, heute Nacht noch wird man deine Seele von dir fordern. Wem wird das gehören, was du aufgespeichert hast? Meine lieben Freunde, wir dürfen die Dinge dieser Erde benutzen, wir dürfen uns in gehörigem Maße an den irdischen Schätzen freuen. Aber wir müssen stets die gehörige Umsicht, Vorsicht und Wachsamkeit beobachten. Wir müssen mit dem jederzeit möglichen Verlust unserer Annehmlichkeiten rechnen. Der Apostel Paulus mahnt die Gemeinde in Rom: „Sei nicht übermütig, sondern fürchte dich.“ Und er mahnt die Gemeinde in Korinth: „Wer meint zu stehen, der passe auf, dass er nicht falle.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Ehre und Ehrenhaftigkeit

24.07.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden. Aber wer sich erniedrigt, wird erhöht werden. Diese Botschaft klingt vielen Menschen fremd, ja unerträglich. Lieber hören sie schon, was ein Prophet der Neuzeit fordert: „Ihr sollt euch nicht nur fort-, ihr sollt euch hinaufpflanzen“ – Friedrich Nietzsche. Das fordert aber ein unablässiges Trachten nach Erhöhung und Flucht vor Erniedrigung. Der hochgemute Mensch, der heroische Mensch, der sucht Ehre. Aber wie vertragen sich Ehre und Selbsterniedrigung? Wie soll Selbsterniedrigung Ehre schaffen? Viele machen sich nicht die Mühe, überhaupt noch so zu fragen. Ihnen ist das Christentum etwas Verächtliches, Unwürdiges, Überwundenes, eben weil es Selbsterniedrigung unter die Tugenden zählt. Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden. Es sei gar nicht gezeugnet, dass der Anblick mancher Christen, die feige sind statt gottesfürchtig, kriecherisch statt gottergeben, verlogen statt wahrhaftig, ein solches Aburteilen zu rechtfertigen scheint. Aber ihre so genannte Demut ist kein wahres Christentum. Sie haben das Wort Jesu falsch verstanden. Hat nicht Jesus selbst Ehrgefühl gezeigt? Hat er nicht seine Ehre gewahrt wissen wollen? Er wirft seinen Feinden vor: „Ihr entehrt mich.“ Jesus beanspruchte also das Recht auf Ehrung durch die Menschen. In seinen Augen war die Ehre der Menschen etwas Schätzenswertes, obwohl er nichts von seiner inneren Hoheit verlor, wenn die Menschen ihm die Ehre verweigerten.

Ehre, meine lieben Freunde, ist der innerlich bewusste wie der nach außen reflektierte Ausdruck eines wertvollen Seins. Die Ehre als guter Ruf und praktisch würdige Behandlung in der Gesellschaft ist Gegenstand eines natürlichen und subjektiven Rechtes. Jeder Mensch hat Anspruch auf Achtung und Ehre. Manche Stände haben einen eigenen Ehrenkodex ausgebildet. Es gibt eine Ehre des Handwerkers, eine Ehre des Soldaten, eine Ehre des Arztes. Wer sich gegen diesen Ehrenkodex verfehlt, leidet Einbuße an seiner Ehre. Das staatliche Recht kennt die Ehre als das Maß an Achtung, das jedem unbescholtenen Menschen zusteht. Die Ehre ist Ausfluss der Menschenwürde. Sie ist strafrechtlich und zivilrechtlich geschützt. Bei schuldhafter Verletzung der Ehre besteht Anspruch auf Schadenersatz. Das erste und höchste Gut im Christentum ist die Lauterkeit, die Rechtschaffenheit, die Unbescholtenheit, die Gottähnlichkeit im Wesen und im Handeln. Man kann sie auch als innere Ehrenhaftigkeit bezeichnen. Sie wird, auf das eigene Handeln und auf die eigene Einstellung bezogen, auch als Selbstachtung bezeichnet, als innere sittliche Würde. Sie erwächst aus der Übereinstimmung des Wollens und Handelns mit dem Willen Gottes. Wer den Gehorsam gegen Gott übt und im Frieden mit Gott lebt, der besitzt die innere Ehrenhaftigkeit. Und Gott selbst erkennt sie an. Er sieht sie mit Freuden, diese innere Ehrenhaftigkeit, die seinem Sohne bezeugt ist: „Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“

Es erhebt sich dann die Frage: Darf und muss äußere Anerkennung der inneren Ehrenhaftigkeit vom Christen als gut erstrebt werden? Jedes einwandfreie Lehrbuch der katholischen Sittenlehre sagt uns: Jeder Mensch hat das Recht und die Pflicht, nach dem Besitz äußerer Ehre zu trachten und diesen Besitz zu erhalten. Jeder muss den eigenen guten Ruf nach seinem wahren Wert schätzen, bewahren und unter Umständen verteidigen. Die Sorge für den guten Ruf liegt aber nicht zuerst in

dem bewussten Streben danach, sondern zuerst und hauptsächlich in der selbstlosen Pflege der inneren Tugenden. Wir müssen innerlich reich sein, damit auch die Menschen äußerlich uns mit Recht Ehre erweisen können. In manchen Fällen macht die soziale Selbsterhaltung oder die Standesehre oder das kirchliche oder staatliche Amt die Abwehr von ehrenrührigen Behauptungen zur Pflicht. Wem zu Unrecht vorgeworfen wird, er habe seine Doktorarbeit abgeschrieben, also ein Plagiat begangen, der kann sich dagegen wehren. Ein Sportler, dem unterstellt wird, er nehme leistungssteigernde Medikamente, er betreibe Doping, darf und muss sich dagegen wehren. Man darf sich zur Wehr setzen gegen Verunglimpfung und Diffamierung der eigenen Ehre. Es ist eine heilige Pflicht, auch die Ehre unserer Kirche zu erhalten und zu wahren, zu schützen und zu verteidigen. Als die Stadt auf dem Berge soll sie den Menschen in ihrem göttlichen Ursprung, in ihrer unersetzlichen Aufgabe und in ihrem beispiellosen Nutzen dargetan werden. Wir sollen die Ehre unserer Kirche schützen gegen ungerechtfertigte Angriffe, Unterstellungen und Verleumdungen. Vor einiger Zeit hat ein Autor die katholische Kirche als die „größte Verbrecherorganisation aller Zeiten“ bezeichnet. Der Kirche werden Vorwürfe gemacht wegen ihrer Geschichte. Ich nenne die Stichworte Heidenbekehrung, Kreuzzüge, Inquisition. Alle diese Vorwürfe, meine lieben Freunde, beruhen auf ungenügender Kenntnis der Geschichte. Ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, lassen sie sich entweder widerlegen oder auf das rechte Maß zurückführen. Selbstverständlich sind die Glieder der Kirche auch Anschauungen der Zeit verhaftet. Sie sind nicht fähig, sich immer und überall über die üblichen Ansichten zu erheben und unglückliche Praktiken zu vermeiden, aber sie haben sich in ihrem ganzen Tun um Redlichkeit und Rechtlichkeit bemüht, sie haben ihre Verantwortung vor Gott stets vor Augen gehabt. Die Kreuzzügler, meine lieben Freunde, waren keine Banditen, und die Inquisitoren waren keine Sadisten. Sie haben auf ihre Weise versucht, Gott zu dienen und den Menschen zu nützen. In jüngster Zeit wird Stimmung gemacht gegen die Kirche mit der Aufdeckung von Missbrauchsfällen. Ich frage: Wem ist damit gedient, dass angebliche oder wirkliche Verfehlungen, die vor 60, 70 Jahren geschehen sind, heute auf dem Parkett der Öffentlichkeit vorgetragen werden? Wem ist damit gedient, und wer kann sich gegen diese Beschuldigungen wehren, wenn die Beteiligten längst gestorben sind? Es hat Verstöße und Fehlritte gegeben, aber berechtigt das, von einem „Abgrund der Kirche“ zu sprechen, wie das die Mainzer Zeitung tut? Wir sollen der Kirche Ehre einlegen mit unserer Persönlichkeit, mit unserem lauterem Charakter, mit unserer sittlichen Unbescholtenheit, mit unserer beruflichen Leistung, mit unserer Dienstbereitschaft in der Gesellschaft. Wir brauchen unsere Vorzüge und Verdienste nicht zu verdecken, denn der Herr sagt selber, es solle jeder sein Licht leuchten lassen vor den Menschen, „damit sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen“. Wir brauchen nicht auf verdiente Ehre zu verzichten. Wir brauchen uns nicht selbst herabzusetzen. Wir sollen vielmehr dankbar sein gegen Gott, der uns ermöglicht hat, Gutes zu tun.

Die Ehre ist eine Vorbedingung einer guten Lebensleistung in der Welt. Von einem Menschen, der keine Ehre besitzt, nimmt niemand einen Knochen an. Wer nicht geachtet wird, der kann nichts wirken unter den Menschen. Und das Ehrgefühl unterstützt auch das edle Streben in uns, es treibt uns stets aufs Neue an und führt uns zur Höhe, ebenso wie es vor allem Herabsinken und Versagen schützt: Das kann ich mir nicht antun; das ist auch ein Motiv, das Böse zu meiden, ein gültiges Motiv. Und schließlich nimmt, wer auf eigene Ehre nichts gibt, auch dem Vater im Himmel die Ehre, der uns die guten Taten mit seiner Gnade ermöglicht hat. Darum schließen sich Demut vor Gott und wahres Ehrgefühl vor den Menschen nicht aus. Im Gegenteil: Von jedem echten Christen wird die Welt bewundernd sagen können, was Rousseau einmal von dem Prinzen Eugen von Savoyen gesagt hat: „Nie war in einem anderen Manne so viel Einfachheit wie Größe vereinigt“, und der Prinz Eugen war ein gläubiger katholischer Christ. Allerdings muss der Mensch auch wahrhaftig gegen sich selbst bleiben. Mangelhaft ist die Willensbildung eines Menschen, der nicht die Grenzen seines Wissens und Könnens sieht und damit die Fülle vergleicht, was man wissen kann, was aber auch er nicht weiß, was man können sollte, was aber auch er nicht kann; das muss bescheiden machen. Die größten Gelehrten waren auch die bescheidensten. Von Ampère, dem großen Physiker und Mathematiker, stammt das Wort: „Wie groß ist Gott, und unser Wissen ist ein Nichts!“ Ebenso steht es mit der Bildung des Charakters. Was ist alle menschliche Tugend gegen die Heiligkeit Gottes? Gerade die würdigsten Menschen haben sich am unwürdigsten gefühlt, denn sie hatten eben eine größere Einsicht, eine

bessere Einsicht als andere. Sie waren sich auch ihrer größeren Verantwortung bewusst. So kamen sie dazu, sich selbst als die größten Sünder zu bezeichnen, nicht weil sie unehrlich waren, sondern weil sie eine solche erschütternde Erkenntnis von sich selbst und von Gott hatten. „Seid heilig, wie ich heilig bin“, spricht der Herr; das ist das Maß unserer Tugend, unseres Tugendstrebens.

Auch wer dem Ideal des Christentums, das die Ehre des Menschen in die Gottähnlichkeit setzt, seine Größe nicht abspricht, wird zuweilen das Empfinden haben, die Lehre Christi verlange im Einzelnen Leistungen, die einem ehrliebenden Menschen das Ehrgefühl zu verbieten scheinen. „Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, so halte ihm die linke hin. Nimm dir jemand den Mantel, lass ihm auch den Rock. Wer dir das Deinige nimmt, von dem fordere es nicht zurück“, das sind Äußerungen Jesu, über die manche straucheln. Aber straucheln wird nur, wer den Buchstaben betrachtet und nicht den Sinn. Hier räumt Gott nicht dem kleinlichen, dem erbärmlichen Menschen die Freiheit ein, der Ehre eines anderen nahezutreten. Die beste Ausdeutung dieser Worte gibt uns der Herr selber. Als er bei dem Verhör vor dem Hohenpriester geschlagen wurde, da hat er dem Knecht, der ihn schlug, nicht die andere Wange hingehalten, sondern er hat ihm gesagt: „Habe ich unrecht geredet, so beweise das Unrecht. Habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?“ Diese Sätze, die ich vorhin zitiert habe, dass man dem Unrecht nicht widerstehen solle, haben einen Sinn, und dieser Sinn heißt: Du musst in jedem Falle verzichten auf Vergeltung. Es mag einem Menschen noch so Schlimmes widerfahren sein, er darf sich an seinem Widersacher nicht rächen. Unrecht darf nicht mit Unrecht erwidert werden. Nicht einmal das hat Gott uns untersagt, dass wir Gewalt im Notfall mit Gewalt abwehren. Die Kirche hat immer die Überzeugung vertreten: Es ist bei ungerechtem Angriff möglich, Notwehr zu üben, in den rechten Grenzen und ohne inneren Hass. Was stets verboten bleibt, ist das Handeln aus Hass, aus Zorn, aus Rachsucht. Wer gehässig ist, der ist vom Gegner schon innerlich besiegt, der begibt sich auf dieselbe Ebene wie der andere, der ihn geschlagen hat. Die wahre Manneskraft liegt nicht in den Fäusten, sondern im Charakter.

Das ist die wichtigste Leistung christlicher Überzeugung für ein ehrenvolles Leben, dass sie den Menschen innerlich ehrenhaft macht und erhält. So wird der wahre Christ nichts so sehr verabscheuen wie die innere Unehrenhaftigkeit, den inneren Ehrverlust, der mit jeder Unwahrhaftigkeit ohne weiteres gegeben ist. „Ein hässlicher Schandfleck am Menschen ist die Lüge“, heißt es in der Heiligen Schrift. Ehre ist mit Ehrlichkeit sprachlich und sachlich verwandt. Im Vertrauen auf göttlichen Ehrenschutz wird der Christ auf alle Listen und Betrügereien verzichten. Ebenso wenig wird er äußeres Hab und Gut überschätzen, dass er dafür das Wohlgefallen Gottes opferte, und vor allem sich Sichwegwerfen an verbotenen Genuss bewahrt ihn die Hochschätzung der Gnadengeschenke Gottes. Es ist das christliche Ehrbewusstsein, das angesichts von Verlockungen und Versuchungen spricht: Ich bin zu Höherem geboren. Die sittliche Ehrliche ist ein Teil der sittlichen Selbstliebe. Der Ehrgeiz ist dem Menschen angeboren, ist eine natürliche Neigung. Ehrgeiz ist das Streben, andere an Ehre, Geltung, Macht und Ruhm zu erreichen oder zu übertreffen. Solange der Ehrgeiz auf die Anerkennung der eigenen Leistung durch andere zielt, dient er der Förderung des eigenen Selbstwertbewusstseins. Solange Ehrgeiz Anerkennung für die wirkliche Leistung sucht, äußert er sich als normaler Antrieb im Wettstreit und kann als Erziehungsmittel dienen. Man könnte diese Form des Ehrgeizes als gesunden Ehrgeiz bezeichnen. Ehrgeiz wird freilich sittlich fragwürdig, wenn der Ehrgeizige andere in den Schatten zu drängen sucht, wenn er eigene Leistung vortäuscht. Übersteigerter Ehrgeiz wird zum Selbstzweck, zur ungesunden Ehrsucht. Er kann aus einem Minderwertigkeitsgefühl und dem Versuch entstehen, eigene Schwächen vor sich und anderen zu verbergen. Nein, der kleinliche, falsche Ehrgeiz sieht die fremde Ehre als einen Schaden der eigenen Ehre an und setzt sie neidisch herab. Achtbar und ehrwürdig muss uns die Ehre anderer Menschen sein. Wer den Mitmenschen ehrt, vollzieht seine eigene Ehrenhaftigkeit. Die Ehre, die wir anderen erweisen, ist ein Dienst an ihnen. Die von uns ihnen erwiesene Ehre ermuntert sie, tröstet sie, richtet sie auf, und deswegen muss die Ehre des Mitmenschen aus Gründen der Gerechtigkeit geschont und geachtet werden, aus Gründen der Liebe und des Gemeinsinns sogar positiv gefördert werden. Wahre Ehrliche ist gern bereit, auch fremde Vorzüge anzuerkennen und bewundernd nachzuahmen. Die Achtung und Anerkennung, die wir anderen erweisen, stärkt ihr berechtigtes Selbstwertgefühl, bewahrt sie vor dem Abgleiten. Es ist so wichtig, Kinder zu ermutigen, indem man ihre Leistung anerkennt, und es ist eine Weise, wie man

Kindern Ehre erweist. Wir schonen die Ehre unserer Mitmenschen, indem wir ihre Schwächen und Unzulänglichkeiten verschweigen oder milde zu erklären versuchen. Ehrabschneidung macht verborgene Fehler der Mitmenschen offenbar. Wem ist damit gedient? Aus sich nichts machen und andere gern für besser und höher halten als sich selber, das ist große Weisheit und Vollkommenheit. „Wie magst du dich auch nur über einen einzigen Menschen erheben?“, fragt der Verfasser des Buches von der „Nachfolge Christi“. „Es schadet dir nicht, wenn du dich allen nachsetzest, aber es kann dir sehr schaden, wenn du dich nur einem Einzigem vorsetzest. Gebrechlich sind wir alle, aber halte niemanden für gebrechlicher als dich selbst.“ Alle diese Weisungen, meine lieben Freunde, habe ich aus dem Buch der „Nachfolge Christi“ herausgezogen und sie sind Weisheit im höchsten Maße. Keine Ehrenforderung des Menschen kann höher zielen als die Ehrenforderung Gottes. Wer vor Gott bestehen will und innig wünscht, dieses Schwere möge ihm gelingen, der wird demütig rufen: „Herr, steht mir bei!“ oder „Herr, sei mir Sünder gnädig!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Unsere Verantwortung gegenüber dem Wort

31.07.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im täglichen Leben spielt das Wort eine große Rolle. Bilden wir es immer in dem Sinne, wie wir es eben im Evangelium gehört haben: „Er redete recht“? Das ist ausgesagt von einem Manne, der die Stimme verloren hatte. Für uns bedeutet es: Reden wir Rechtes? Oder wie verhalten wir uns in unserem Wort und wie benutzen wir das Wort? Jesus hat einmal mit tiefem Ernst zu den Seinen gesprochen: „Wahrlich, ich sage euch, die Menschen werden Rechenschaft ablegen müssen im Jüngsten Gericht von einem jeden unnützen Wort, das sie geredet haben.“ Wie viele unnütze Worte haben wir in unserem Leben schon gesprochen? Es gibt schlafende Worte in der Heiligen Schrift, die man nicht recht erwecken mag. Es gibt Worte, in denen ein ganz tiefes inneres Leben ruht, und zu diesen Worten gehört auch das eben genannte: „Wahrlich, ich sage euch, die Menschen werden Rechenschaft ablegen müssen im Jüngsten Gericht von einem jeden unnützen Wort, das sie geredet haben.“ Die Gefahren des Wortes werden uns lebhaft vor Augen gestellt in dem Orden der Kartäuser. Die Kartäuser verpflichten sich nämlich zu ständigem Stillschweigen. Nur am Sonntag und beim wöchentlichen Ausgang reden sie miteinander. Sie bewahren das Stillschweigen, weil sie um die Gefahren des Wortes wissen. Von einem Großen im Reiche des Geistes stammt das Wort: „Heute wird alles zerredet, heute wird alles zerschwätzt. Heute fällt alles ins Wasser und nichts mehr in tiefe, tiefe Bronnen.“ Wir Christen wissen, dass wir auch einmal Rechenschaft ablegen müssen von unserem Reden. Fragen wir uns: Wie stehen wir zu unserem täglichen Sprechen?

Gott hat in das an sich Schwächste, was ja das Wort ist, eine große Macht hineingelegt. Das Wort kann sich mit dem Geist verbinden und wird dann zu einer Macht. Das Wort, das lebendige Wort fesselt, ergreift die Menschen, es kann die Menschen zum Guten antreiben und zum Bösen fortreißen. Das Wort ist eine Macht. Die Redefähigkeit ist eine allgemeine menschliche Naturanlage. Sie kann durch Kunst und Wissen, durch Erfahrung und Übung vervollkommnet werden. Es gibt eine eigene Wissenschaft vom Reden: die Rhetorik. Sie wurde schon ausgebildet in der Zeit des alten Roms. Der römische Rhetor Cicero verlangte für die Ausübung der Redekunst zwei Dinge: eine umfassende Allgemeinbildung und ein moralisches Verantwortungsbewusstsein. Der vollkommene Redner muss nach ihm ein guter Mensch sein. Als die drei klassischen Gattungen der Rede gelten die Gerichtsrede, die politische Rede und die Festrede. Wir erleben Reden vornehmlich in der Politik. Das Parlament ist eine Ansammlung von Rednern. Seine Existenz beruht auf der Annahme, dass durch kontroverses Reden sich ein richtiges oder wenigstens vernünftiges Ergebnis einstellen wird. Die Abgeordneten ringen mit ihren Redebeiträgen um Mehrheiten für Gesetze und Maßnahmen. Worte bereiten Wahlen und Abstimmungen vor, durch Worte werden aber auch Regierungen gestürzt und Revolutionen entfacht. Die Französische Revolution von 1789 ist durch Redner erzeugt worden.

Auch in der Religion hat das Wort eine große Bedeutung. Christus hat seine ganze Lehre auf das Wort aufgebaut; er selbst hat keine Zeile geschrieben, er hat nur gesprochen, gepredigt. Aber wie er gepredigt hat! Als er seine Lehre vollendet hatte, da staunten die Volksscharen über seine Rede, denn er lehrte wie einer, der Macht hat und nicht wie ihre Pharisäer und Schriftgelehrten. Jesus vollbringt

durch sein Wort Heilungen. Er erklärt dem Hauptmann von Kapharnaum: Ich will kommen, um deinen Knecht zuheilen. Aber der Knecht, der so krank ist, kann auch auf andere Weise geheilt werden. Der Hauptmann wehrt ab, er sei es gar nicht wert, dass er in sein Haus eintrete, „sprich nur ein Wort, dann wird mein Knecht gesund“. Er war überzeugt von der Macht des Wortes Jesu. Und diese hat sich auch gezeigt, wenn er die Dämonen austrieb, wenn er die Besessenen heilte. Als die Menschen seine bezwingende Macht über die von den Dämonen Besessenen erfuhren, da erschrakten sie, denn von seinem Wort ging Macht aus: „Was ist das doch? Mit Kraft und Macht gebietet er den unreinen Geistern, und sie fahren aus.“ Auch die Natur gehorcht seinem Wort. Das Seebeben, der Seesturm, der die Jünger in äußerste Angst versetzte, wurde von ihm durch ein Wort geheilt: „Schweige! Verstumme!“ Und zugleich trat eine große Stille ein. Die Heilsbotschaft Jesu vom Reiche Gottes wird weitergetragen durch das Wort, durch die Verkündigung der Christen. Ehe eine einzige Zeile des Evangeliums geschrieben war, hat das Wort bestanden. Das ist die richtige Auffassung von Gotthold Ephraim Lessing gewesen. Er hat gegen den Hauptpastor Götze in Hamburg hervorgehoben: „Ehe eine einzige Zeile geschrieben war, bestand die Verkündigung im Worte.“ Tatsächlich: „Im Anfang war das Wort“, das gilt auch für das Christentum. Jesus hat seine Jünger ausgesandt, das Wort zu predigen, das Reich Gottes zu verkündigen. Diese Verkündigung war dringend. Er forderte einen Mann auf: „Folge mir!“ Der sagte: „Herr, erlaube mir, dass ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe.“ Jesus entgegnete: „Lass die Toten ihre Toten begraben. Du aber komm und verkünde das Reich Gottes.“ Das Wort des Heils gilt der gesamten Schöpfung, es ist universal. Der Auferstandene befiehlt seinen Jüngern: „Gehet hin in alle Welt und verkündigt die Heilsbotschaft allen Geschöpfen.“ Die Anhänger Jesu haben sein Gebot erfüllt. Sie haben die Botschaft des Heils in alle Welt getragen. Bevor Mohammed seine Irrtümer aufrichtete, war Arabien ein christliches Land! Die Anhänger Jesu, die Verkündiger des Evangeliums nennt Lukas „Diener des Wortes“; sie dienen dem Wort, sie herrschen nicht über das Wort, sie sind ihm unterworfen. Auch heute noch ist ein jeder Priester Diener des Wortes, und zwar des unverfälschten Wortes, des geheiligten Wortes, des Wortes, das die Kirche durch ihre Verkündigung festhält. Am Wort hängt alles, darum auch der Kampf des Heiligen Vaters gegen jene, die das heilige Wort Transsubstantiation (Wesensverwandlung) abschaffen wollen. Nein, Papst Paul VI. hat eine eigene Enzyklika geschrieben, wo er sagt: Dieses Wort darf nicht fallen. Es muss festgehalten werden, denn es gibt den Inhalt des eucharistischen Opfersakramentes an. Das Wort Gottes, sagen die Propheten, ist wie ein Feuer, wie ein Hammer, der die Felsen zerschlägt. Paulus nennt es das Schwert des Geistes, und dieses Wort erleben wir hoffentlich jeden Sonntag in unserem Gottesdienst. Lassen wir es auch auf unsere Seelen einwirken, kann es seine heilige Gewalt in uns entfalten? Das Wort Gottes ist ein Angebot, aber ein verbindliches Angebot. An der Stellung zu ihm entscheidet sich unser Schicksal. Am Worte Gottes scheiden sich auch die Menschen. Wer es annimmt, wird gerettet; wer es ablehnt, ist verloren. „Wer mich verachtet und meine Worte nicht annimmt, der hat seinen Richter“, sagt Jesus im Johannesevangelium, „Das Wort, das ich verkündigt habe, wird ihn am Jüngsten Tage richten.“

Wir sehen, meine lieben Freunde, welche hohe Verantwortung wir gegenüber dem Worte haben. Worte sind eine lebendige Wirklichkeit. Von unseren Worten werden fortwährend gute und böse Botschaften in die Welt hinausgesandt: in unsere Familie, in unsere Umgebung, in unser Berufsleben. Die Worte, die wir hinausgesandt haben, können wir nicht mehr zurückrufen. Sie wirken entweder zum Segen oder zum Schaden, entweder zum Heil oder zum Unheil; darin liegt die hohe Verantwortung für unsere Worte. Jesus fordert uns auf, unnütze Worte zu meiden, damit wir am Tage des Gerichtes bestehen können. Kein Apostel hat so eindeutig und klar über das Wort gesprochen wie der Apostel Jakobus in seinem Briefe: „Wer in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann.“ Er ist überzeugt, wenn man sich im Reden beherrschen kann, dann kann man es auch auf allen anderen Gebieten. Deswegen: Wer in keinem Worte fehlt, ist ein vollkommener Mann. Dann sagt er: „Die Zunge ist ein kleines Glied, richtet aber Großes an.“ Und er vergleicht sie mit dem Feuer, mit einem kleinen Feuer, das einen großen Wald vernichten kann. In der Tat, ein einziges Wort der Lieblosigkeit, der Unreinheit, des Hasses, der Ungerechtigkeit, der Verführung, ein einziges Wort, das aus unserem Mund kommt, kann wie ein Funke sein, der einen ganzen Brand verursacht, oder wie ein Pfeil, der heimtückisch auf einen anderen abgeschossen wird und sein Herz tödlich verwundet. Wenn

wir daran denken, welche Macht das Wort, die Zunge im Alltag unseres Christenlebens ausübt, dann tritt der Gedanke an die große Verantwortung vor uns hin, die wir dem Worte gegenüber haben. Man kann Worte wohl aussenden, aber man kann sie nicht zurückrufen. Wenn wir dies überdenken, fühlen wir den ganzen Ernst der christlichen Lebensverantwortung, den ungeheuren Ernst der Rechenschaft über die kleinen und großen Dinge unseres täglichen Lebens. Der Christ muss diesen Lebensernst bewahren. Er muss, was er spricht, was er tut, was er kämpft, was er leidet in großem Ernste tun; das Leben ist kein Spiel. Und da bekommen auch die kleinen Dinge des Alltagslebens eine Seele, eben aus dem Bewusstsein und der Verpflichtung solcher Verantwortung heraus. „Wessen das Herz voll ist, dessen fließt der Mund über“, sagt ein Sprichwort. Tatsächlich, aus dem Überfließen des Herzens spricht der Mund. Das sollten eigentlich unsere Worte sein: ein Überfließen des Herzens, das von Gott voll ist, von Gottes Güte, von Gottes Liebe. Dann würden wir, nach dem Apostelwort, mit der Zunge nicht sündigen und vollkommen sein. Dann würden wir uns nicht vor der Rechenschaft fürchten müssen, die wir einmal ablegen müssen.

Dann würden wir auch sparsamer mit Worten umgehen. Es gibt ein Buch, in dem sinnverwandte Worte zusammengestellt werden. Für das „Reden“ – ich habe heute morgen noch einmal nachgesehen – werden 55 andere Worte als sinnverwandt angegeben. Durch viel Reden kommen wir unvermeidlich in Sünden hinein, denn der Wortschwall hindert die Überlegung, die notwendig ist, bevor wir den Mund auftun. Mit der Vielrederei ist es wie mit der Geldentwertung. Je höher die Geldscheine werden, umso weniger sind sie wert. Wo Worte selten sind, haben sie Gewicht. Wer wenig redet, vermag mit seinem Worte Zeugnis abzulegen; man hört auf ihn, man weiß, was er sagt, das hat Gewicht. Es empfiehlt sich deswegen, sparsam zu sein mit dem Worte. Man soll immer weniger sagen, als man könnte. Der Vater Claudius riet sein Sohne: „Sage nicht alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst!“ Man bereut selten, dass man zu wenig gesprochen hat, aber man bereut oft, dass man zu viel gesprochen hat. Wie viele Ehen verlieren ihr Glück dadurch, dass die Ehegatten sich nicht beim Reden im Zaume halten können, dass sie Widerworte geben? Zu König Friedrich II. von Preußen kam einmal eine Dame, und sie beklagte sich über ihren Mann, wie hässlich er zu ihr sei. „Madame“, sagte der König, „das geht mich nichts an.“ „Ja, aber er spricht auch nicht gut über Ihre Majestät.“ „Madame, das geht Sie nichts an.“ Und dann wies er sie zur Tür. Und der heilige Pfarrer von Ars sprach einmal mit einem Fräulein, die viele Worte gebrauchte. „Fräulein“, sagte er, „in welchem Monat des Jahres reden Sie am wenigsten?“ Das Fräulein, die ihn mit ihrem Geschwätz belästigte, sagte, sie wisse es nicht. Das entgegnete der Heilige: „Das muss im Februar sein, denn der Februar hat zwei Tage weniger.“

An sieben Dingen erkennt man den Toren und an sieben Dingen erkennt man den Weisen. Der Weise redet nicht vor dem, der ihn an Alter und Weisheit übertrifft. Er fällt dem Nächsten nicht ins Wort, sondern lässt ihn ausreden. Er antwortet nicht vorschnell, sondern nach Überlegung. Er fragt zur Sache, nicht über alles Mögliche, und antwortet passend. An den Anfang seiner Rede stellt er das Erste und Wichtigste und ans Ende das weniger Wichtige. Er spricht: Ich weiß es nicht, wenn er es nicht weiß. Er bekennt die Wahrheit. Das Entgegengesetzte findet man beim Toren. Die Verantwortung gegenüber dem Wort zeigt sich im Verzicht auf das viele Reden, auf das allzu viele Reden. „Vor allem sollten wir eines lernen: Schweigen, um reden zu können“, schreibt der heilige Ambrosius einmal. Vor allem sollten wir eines lernen: Schweigen, um reden zu können. Die Leute auf den Philippinen haben ein Sprichwort: „Die Fliegen wagen es nicht, in den Mund zu fliegen, wenn er geschlossen ist“ – wie wahr: Die Fliegen wagen es nicht, in den Mund zu fliegen, wenn er geschlossen ist.

Wenn wir die Pflicht der überlegten, der gerechten Rede uns vor Augen führen, dann, meine lieben Freunde, wollen wir drei Grundsätze in unserem Reden beobachten. Erstens: Nichts Unwahres sprechen. Denn Unwahrheit verbindet mit dem Vater der Lüge, mit dem Teufel. Der Herr sagt: „Euer Ja sei ein Ja, euer Nein sei ein Nein. Was darüber ist, ist vom Teufel.“ Wahrhaftigkeit ist eine sittliche Tugend, die das Äußere des Menschen, vor allem sein Reden, mit seiner inneren Gesinnung in Übereinstimmung hält. Sie ist die Tugend der Aufrechten, der Reinen. Sie drückt dem ganzen Charakter den Stempel auf. Der wahrhaftige Mensch ist ein zuverlässiger Mensch. „Wir müssen offen sprechen, oder die Zweideutigkeit wird uns vernichten“, heißt es im „Hamlet“ von Shakespeare – Wir müssen offen sprechen, oder die Zweideutigkeit wird uns vernichten. Zweitens: Nichts Ungerechtes,

Kränkendes, Beleidigendes gegen unsere Mitmenschen sprechen. Das Leben ist ohnehin schwer genug, und die Menschen untereinander sollten es sich leichter machen, nicht schwerer. Wie oft beschwert ein rasch dahingeworfenes Wort der Kränkung oder des Zornes die Seele des anderen, statt dass wir Worte der Güte hinaussenden, die wie Sonnenstrahlen in der Natur sind. Die Menschen leben von der Güte, von der Liebe, von der treuen Hilfe, aber nicht von der Härte und von der Schärfe und von der Lieblosigkeit. Nicht verletzen sollen unserer Worte, sondern heilen; nicht traurig machen, sondern trösten; nicht betrüben, sondern aufrichten. Diese Regeln gelten auch vom Reden über andere. „Sprich nie Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiss weißt“, hat einmal Lavater geschrieben, „und wenn du es gewiss weißt, so frage dich: Warum erzähle ich es?“ Drittens: Nichts Unreines sprechen, um die Seelen anderer, vor allem der Jugend nicht zu vergiften. Wie manches zweifelhafte oder zweideutige Wort glimmt im Herzen der Jugend weiter wie Feuer unter der Asche, und plötzlich bei einem Windzug des Lebens geht dieses Feuer hoch. Wer kann die Verantwortung dafür tragen? Als Knabe hörte ich einmal im Rundfunk eine satirische Sendung über das Leben in der Familie. Da wurde humoristisch, aber auch zweideutig über die verschiedenen Vorgänge im Familienleben gesprochen. Es wurden die alltäglichen Fehler und Schwächen der Familienmitglieder beschrieben. Und dann kam ein Vers, den ich behalten habe, obwohl ich ihn damals nicht verstanden habe, und dieser Vers lautete: „Der Kamm liegt auf der Butter, der Vater auf der Mutter.“ Gewagte, frivole, schlüpfrige Äußerungen sollten unserem Munde fernbleiben. Manche Erwachsene denken: Ach, die Kinder verstehen das nicht. Mag sein, aber auch wenn sie es nicht verstehen, behalten sie es, und daraus kann ein Funke werden, der einen Brand entzündet. Wer diese Lebensregeln über das Wort für sich einprägt und durchführt, der wird keine unnützen Worte sprechen. Unserem Christenleben ziemt eine tiefe Ehrfurcht vor dem Wort. Es ist von geradezu erschütternder Eindringlichkeit, dass die zweite Person Gottes, als sie auf Erden erschien, als LOGOS, als Wort auftrat. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Wenn Gott als das Wort unter uns auftritt, dann muss eine heilige Ehrfurcht vor allen Worten, die von uns ausgehen, in uns sein.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?

07.08.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Herr ist wiederholt gefragt worden: „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?“ Im heutigen Evangelium ist der Fragende ein Gesetzeslehrer, also ein Theologe. An anderen Stellen der Evangelien ist es ein wohlhabender junger Mann oder ein Vornehmer. Aber wer immer auch fragt, das ist die wichtigste, die wesentlichste, die entscheidende Frage: das ewige Leben. Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen? Denn das ewige Leben ist der Sinn des irdischen Lebens. Nur das ewige Leben erfüllt den Sinn des irdischen Lebens. Das ist der Ruhm, das ist die Ehre des katholischen Volksteils, dass dieser Volksteil danach fragt: Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen? Dass er nicht bloß fragt: Was muss ich tun, um glücklich zu werden? Was muss ich tun, um Spaß zu haben? Was muss ich tun, um die Reifeprüfung zu bestehen? Was muss ich tun, um das Staatsexamen zu schaffen? Was muss ich tun, um die begehrte Stellung zu erlangen? Sondern dass er auch fragt: Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen? Wer seine ganze Energie ausschließlich auf das Vorankommen und Glücklicherweise hier auf Erden verwendet, ist zweifellos im Vorteil gegenüber jenem, der fragt: Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen? Denn der gläubige katholische Christ wendet einen beträchtlichen Teil seiner Kraft, seiner Zeit, seines Einkommens der Religion, dem Dienste Gottes zu. Dieser Teil der Kraft steht dem Ungläubigen für den Erfolg auf dieser Erde zur Verfügung. Immer schon und noch immer fragen mehr katholische Christen als Angehörige anderer Religionsgemeinschaften danach, was sie tun müssen, um das ewige Leben zu erlangen, an das viele andere gar nicht mehr glauben. Die katholischen Christen, die unter Verzicht auf die rücksichtslose Ausschöpfung aller irdischen Möglichkeiten des Erfolgs und des Fortkommens der Religion und dem Streben nach Gottes Willen in der Hoffnung auf Teilnahme an seiner Herrlichkeit die Treue halten, sie sind es, die den Gottesglauben und das Gottesgesetz in unserer Volke erhalten und hochgehalten haben. Das ist der Ruhm des katholischen Volksteils in unserer gespaltenen Volke. Ich lernte einmal einen Kollegen in der philosophischen Fakultät unserer Mainzer Universität kennen. Und dieser Kollege erzählte mir, sein Vater, ein gläubiger katholischer Christ, sagte zu seinem Sohn: „Bevor du den Glauben verlierst, lass die Sucht, Professor zu werden, fallen.“

Wir kommen nie am Gedanken des ewigen Lebens vorbei. Die Seele stirbt nicht und kann nicht sterben. Der Körper will wieder zu neuem Leben kommen. „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches und das ewige Leben“, wie machtvoll, wie siegreich das klingt. Das ist eine triumphierende Weltanschauung. Alles andere zerfließt, zerflattert, zergeht: Ruhm, Andenken, Unvergesslichkeit; das alles ist Gerede des Unglaubens. Wie sagte doch der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt, als man ihn nach dem ewigen Leben fragte: „Ich glaube, dass eine Spur von uns auf dieser Erde bleibt“ – eine Spur. Nein, meine lieben Freunde, es ist nicht so, wie der Unglaube meint. Der Mensch ist keine neurobiologische Maschine, deren physische und psychische Funktionen mit dem Tode erlöschen. Er ist auch nicht, wie Jean-Paul Sartre, der atheistische französische Schriftsteller, meint, ein unscheinbarer Tropfen Schleim im Universum. Der Mensch ist ein Geschöpf und Partner Gottes, von ihm auf diese Erde gesandt, damit er sein Werk verrichte, und von ihm heimgerufen, wenn die irdische Lebensphase

abgelaufen ist. Die unsterbliche Seele ist jener göttliche Funken, den wir von Anbeginn durch unsere Gottebenbildlichkeit mitbekommen haben. Die persönliche Beziehung Gottes zu jedem Menschen sorgt dafür, dass der Mensch vor Gott und in Gott ist. Gott selbst ist unsterblich. Und es existiert eine Wirklichkeit im Menschen, die Gott so ähnlich ist und in so enger Beziehung zu Gott steht, dass sie nicht zerstört werden kann; wir nennen sie: Seele. Im Tode trennt sich die unsterbliche Seele vom sterblichen Leib. Sie kehrt entweder zu Gott zurück und findet in seiner Anschauung unendlichen Frieden, unendliche Wonne und unendliche Liebe. Oder, wenn sie noch nicht bereit sein sollte für die Herrlichkeit Gottes, wird sie in schmerzlichem Leiden geläutert und von den Schlacken der Erde befreit. Wer sich in seinem irdischen Leben bewusst von Gott getrennt hat und in dieser Haltung bis zu seinem Tode und auch im Tode verharrt, der bleibt eine Ewigkeit im Zustand der völligen Abwesenheit Gottes, der geht in eine Wirklichkeit ein, ohne Frieden, ohne Wonne und ohne Liebe.

Der Gesetzeslehrer fragte: „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?“ Jesus antwortet mit einer Gegenfrage: „Was steht geschrieben im Gesetze? Wie liestest du?“ Die Wendung „Wie liestest du?“ versteht eigentlich nur, wer hebräisch gelernt hat, denn die hebräische Bibel wurde ohne Punktierung geschrieben, d.h. man musste die entsprechenden Buchstaben selber einsetzen und daraus ergab sich erst der Sinn eines Textes. Und deswegen fragte der Herr: „Wie liestest du?“, wie setzt du die entsprechenden Buchstaben in die hebräische Bibel ein? Aber die entscheidende Frage ist natürlich: „Was steht geschrieben im Gesetze?“ D.h. die Frage ist längst beantwortet, sie ist beantwortet von Gott selbst in seinem heiligen Gesetze. Oftmals begegnet uns in der Offenbarung das wichtige Wort: „Es steht geschrieben“. Machtvoll und kraftvoll steht es da, wie in den Stein gemeißelt: „Es steht geschrieben.“ Das sind uns wesentliche Hinweise, was das ewige Leben sein wird. Das weiß der Mensch nicht; man muss es sich von Gott sagen lassen. „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ Unser Wissen ist nur Stückwerk. Wir sehen nur wie in einen Spiegel und im Rätsel. Aber Gott hat gesprochen, er hat uns einen Brief geschrieben; wir nennen ihn die Offenbarung Alten und Neuen Testaments. Sein Evangelium wird uns jeden Sonntag verlesen; wir müssen es hören. Wie steht im Gesetze geschrieben? Es gibt Theologen – leider Gottes muss ich das sagen –, es gibt auch katholische Theologen, die den im Neuen Testament berichteten Worten und Taten Jesu skeptisch gegenüber stehen. Sie lesen die Schriften nicht als Urkunde Gottes, sondern als ein Buch wie jedes andere. Sie lassen die Schriften des Neuen Testaments nicht als zuverlässiges historisches Zeugnis gelten. Der Grund für ihre Skepsis ist eine weltanschauliche Vorentscheidung. Sie gehen von einem geschlossenen Weltenlauf aus, der nicht durchbrochen werden kann. Was heute geschieht, das muss auch früher geschehen sein, und was nicht geschehen ist, das kann auch heute nicht geschehen. Sie arbeiten mit der Analogie und sagen: Die Analogie verbietet anzunehmen, dass es ein analogieloses Geschehen gibt. Ihre Kenntnis der Literatur ist eingeeignet, nämlich auf das Neue Testament; sie kennen zu wenig Literatur. Sie sind Gefangene der Methoden, die sie selber ausgebildet haben, die sie selbst erfunden haben. So erklären sie z. B. das Evangelium nach Johannes als den ersten Leben-Jesu-Roman. Mein Kollege Mussner in Regensburg, der jetzt im Alter von hundert Jahren gestorben ist, war der Überzeugung, das Johannesevangelium ist nicht nur historisch zuverlässig, es ist sogar den Synoptikern, den drei anderen Evangelien, vorzuziehen. Auch er war ein gelehrter Theologe, ein gelehrter Schrifterklärer. Und das merkwürdige ist: Althistoriker und klassische Philologen halten die neutestamentlichen Schriften für unverfälscht überliefert und historisch glaubwürdig. Von ihnen müssen wir uns sagen lassen, was katholische Theologen nicht mehr zu sagen wagen. Sie stellen die Schriften ohne Vorurteile neben die griechischen und römischen Historiker der gleichen Zeit. Und deswegen bitte ich Sie, meine lieben Freunde, lassen Sie sich nicht irre machen. Unser Glaube steht nicht auf Schrauben, unser Glaube ist verankert im Reden und Tun des auf Erden erschienenen Gottessohnes. Jesus ist kein Betrüger.

„Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?“ „Wie liestest du?“ Der Gesetzeslehrer, der eben noch fragte, weiß jetzt die Antwort: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben, aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften und aus deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Die einzige und einzigartige Bedingung für das ewige Leben ist die Erfüllung des Liebesgebotes. „Magna res est amor“, eine große Sache ist die Liebe, schreibt Thomas von Kempfen in der „Nachfolge Christi“. Verlangt wird von uns die eine, große heilige Liebe zu unse-

rem Gott. Vierfach wird sie geschildert: aus ganzen Herzen, aus ganzer Seele, aus allen Kräften und in dem ganzen Gemüte, nichts ist ausgenommen. Warum sichert uns die Erfüllung des Liebesgebotes den Eingang in die ewige Herrlichkeit? Weil, wer das Liebesgebot erfüllt, auch alle anderen Gebote erfüllt. „Die Liebe ist des ganzen Gesetzes Erfüllung“, heißt es im Römerbrief. „Das ganze Gesetz ist in dem einen Worte enthalten: Du sollst lieben“, so schreibt Paulus im Galaterbrief. Wer dieses Gebot wahrhaft vor Augen hat, der erfüllt auch alle anderen Gebote. Die Gottesliebe, meine lieben Freunde, ist die übernatürliche personale Hingabe des Willens an Gott, durch die wir Gott als das höchste Gut um seiner selbst willen und um Gottes willen auch uns selbst und den Nächsten lieben. Gottesliebe ist wahre Liebe im Sinne selbstloser Ganzhingabe an Gott. Die Neigung zu Gott, das Wohlgefallen an Gott äußert sich in Ehrfurcht und Gehorsam gegen Gott, als Verlangen nach Gott, der unser höchstes Gut ist, als höchste Wertschätzung Gottes und als Freundschaft mit Gott. Die Liebe zu Gott muss über alles groß, innerlich, wirksam, beständig und unveränderlich sein. Sie muss Gott über alles schätzen und darf ihm nichts vorziehen. Wenn wir wissen wollen, meine lieben Freunde, ob wir Gott lieben, können wir das sehr leicht feststellen. Wir brauchen bloß zu fragen: Was ziehe ich Gott vor? oder: Bei welcher Gelegenheit stelle ich Gott zurück? Und dann wissen wir sofort, ob wir die Gottesliebe haben oder nicht. Und die Liebe zu Gott schließt als eine Tugend auch die Selbstliebe und die Nächstenliebe in sich. Die Liebe zu Gott umfasst auch die Geschöpfe Gottes. Als Liebe sieht sie im Ich und im Nächsten das Ebenbild Gottes, die natürliche und übernatürliche Ähnlichkeit mit Gott. Verlangt wird von uns also auch die Liebe zu den Brüdern, zu den Mitmenschen.

Wer ist denn mein Nächster? Jeder. Alle, die unter die Räder, unter die Räuber des Lebens gefallen sind, sind unsere Brüder, unsere Nächsten. Wir dürfen an keinem achtlos und kalt vorübergehen, müssen im Namen und Geiste Jesu Öl und Wein in die Wunden träufeln, sie in die Herberge geleiten und pflegen. „Wenn ich die Sprache der Menschen und Engel hätte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Wir wären keine echten Christen, keine Jünger Christi, die eben das Kennzeichen der Liebe als Erkennungsmarke haben. Wir können nicht jeder Not abhelfen. Wir müssen die Hilfe, die wir anderen gewähren, mit unseren sonstigen Pflichten gegen Gott und die Menschen und mit unserem Leistungsvermögen in Stand und Beruf in Einklang bringen. Ich traf einmal in Mainz einen betrunkenen Herrn. Er irrte umher, und ich nahm mich seiner an, nahm ihn unter den Arm und fragte, wo er zu Hause sei, und wollte ihn nach Hause führen. Sie werden nicht glauben, wie mich die Menschen angestarrt haben: Was macht denn der mit diesem Trunkenbold? Es besteht eine Arbeitsteilung. Es gibt eine Polizei, eine Feuerwehr, einen ärztlichen Notdienst, die bei Unfällen und Unglück zuerst und vor allem eintreten müssen; wir können nicht überall eingreifen, wir haben unsere Verpflichtungen. Aber wir dürfen auch nicht jede Hilfe von uns abschütteln. Wir müssen tun, was wir können, wir müssen helfen, wo es uns möglich ist. Vor allem muss der Wille zur Solidarität in uns sein. Solidarität ist das Bewusstsein von der Verbundenheit mit den anderen Menschen, auf die Angewiesenheit des einen auf den anderen.

Der Herr bestätigt, was der Gesetzeslehrer gesagt hat: „Du hast recht geantwortet: tu das, und du wirst leben“, göttliche Versicherung, göttliche Botschaft, göttliche Verheißung: Ja, tue das, tue! Manche machen viele Worte, aber sie tun es nicht. Das Christentum ist Tat und Leben, will Taten sehen, will ein echtes Tatchristentum sein. Jesus forderte die Tat, nicht das Gelöbnis und nicht das Versprechen. Er war radikal, jawohl, er war radikal in seinen Ansprüchen; er machte ganze Sache. Wir sind geneigt, das Christentum zu domestizieren, d.h. es unseren Wünschen und Neigungen anzupassen, vor allem tun das die heutigen Moraltheologen, sie wollen das Sittengesetz den Menschen anpassen, namentlich auf dem Gebiete der Geschlechtlichkeit. Was die meisten Menschen tun, das kann nicht falsch sein, sagen sie. Aber das kann falsch sein und das muss falsch sein, wenn es der Herr anders gelehrt hat! Das kann Gott nicht wollen, so sagen sie. Das ist ein Versuch, den Forderungen Gottes zu entgehen. Ein solches Verhalten ist falsch. Das Christentum ist weder bequem noch leicht, es verlangt Hartes und Schweres. Gott ist ein anspruchsvoller Herr. Aber Gott wirkt auch mit den Menschen mit. „Tue, was du kannst, und Gott wird deinem guten Willen freundlich beistehen und tun, was du nicht kannst“, schreibt der Verfasser des Buches von der „Nachfolge Christi“ – Tue, was du kannst, und Gott wird deinem guten Willen freundlich beistehen und tun, was du nicht kannst. „Tu das, und du wirst leben.“ Hinter diese Welt, meine lieben Freunde, schiebt sich, oft nur durch

eine hauchdünne Wand getrennt, die Welt des Jenseits. Das ist den Spießern Unverstand, den Wissenschaftlern Problem, den Künstlern Nähe, den Gläubigen das Tatenfeld Gottes selber. Wir leben nicht, um zu sterben, sondern wir sterben, um ewig zu leben. Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebendigen. Er wird einem jeden nach seinen Werken vergelten. „Was der Mensch sät, das wird er auch ernten. Wer auf das Fleisch sät, wird vom Fleisch Verderben ernten. Wer aber auf den Geist sät, wird vom Geist Leben ernten. Lasst uns nicht müde werden, Gutes zu tun.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Dank abtatten und dankbar sein

14.08.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es gibt ein Sprichwort: „Dankbarkeit ist dünn gesät.“ Eine Wahrheit, der jeder nachgehen kann, der sich aufrichtig bemüht, seinen Mitmenschen Gutes zu tun – Dankbarkeit ist dünn gesät. Niemand hat die Bitterkeit dieses Wortes so schmerzlich erfahren müssen wie unser Herr und Heiland. Das Ereignis, das im heutigen Evangelium erzählt wird, ist nur ein kleines, aber lehrreiches Beispiel jener Undankbarkeit, die das jüdische Volk der großen Liebestat der Erlösung entgegengebracht hat. Jesus zieht durch Samaria und Galiläa und ihm begegnen zehn Aussätzige. Sie bleiben von Ferne stehen, denn es war ihnen verboten, sich unter die Menschen zu mischen; die Gefahr der Ansteckung war zu groß. Und aus der Ferne rufen sie zu ihm, zehn Aussätzige: neun Juden und ein Samariter: „Jesus, Meister, erbarme dich unser!“ Der Aussatz, meine lieben Freunde, war die furchtbarste Krankheit der Antike. Der Mensch verfaulte bei lebendigem Leibe. Es gab kein Heil- und kein Hilfsmittel. Und außerdem war man ausgestoßen aus der Gesellschaft. Jesus hat die zehn Männer von dieser furchtbarsten aller Krankheiten geheilt. Er schickt sie zu den Priestern. Warum zu den Priestern, nicht zu den Ärzten? Weil die Priester zuständig waren für die Feststellung der Heilung. Sie mussten nachprüfen, ob die Heilung tatsächlich erfolgt war. „Und während sie hingingen, wurden sie rein.“ Der Fluch der Krankheit wich von ihnen, und sie waren voll Entzückens und voll des Jubels. Aber jetzt geschieht das Befremdliche. Die neun Juden vergessen über der Heilung den, der sie geheilt hat. Nur der Samariter kehrt zurück und dankt Jesus in überströmender Freude. Von zehn nur einer, und ausgerechnet der, der nicht zum auserwählten Volke gehört. Die ganze Trauer des Erlöserherzens dringt aus dem Worte des Heilandes: „Findet sich denn keiner, der zurückkommt und Gott die Ehre gibt, außer diesem Fremdling?“

Ob wir wohl das Recht haben, uns über die empörende Undankbarkeit jener neun Juden zu beklagen? Sollten wir uns nicht einmal selbst fragen, ob wir nicht oft ein ähnliches Verhalten zeigen? Dankbarkeit ist dünn gesät. Aufrichtige, dauernde Dankbarkeit ist eines der sichersten Kennzeichen echten Seelenadels. Nur ein vornehmer Mensch kann dankbar sein. Sie ist ein Stück echter Demut, weil sie zugibt, dass man anderen zum Dank verpflichtet ist. Sie ist aber auch eine sittliche Pflicht, vor allem Gott gegenüber. Das Reifwerden eines Christen ist im Grunde ein Dankbarwerden. Er wächst in dem Maße, in dem er seine Abhängigkeit von Gott und den Menschen erkennt. Dank ist das edle Eingeständnis unserer Grenzen. Wir erkennen und erklären, wie viel wir anderen verdanken; das ist ehrlich und gerecht. Dankbarkeit ist auch der Schlüssel zum Glück. Man kann nicht dankbar und unglücklich zugleich sein. Die große Frau Ida Friederike Görres hat einmal geschrieben: „Wer nicht dankt, wie kann der glücklich sein?“ Wer dankbar ist, auch für das Geringste, wird würdig, größere Gaben zu empfangen. „Bleiben wir am Danken, dann bleibt Gott am Segnen.“ Es gibt vielfältigen Anlass für die Dankbarkeit. Für den besinnlichen Menschen ist die ganze Natur eine stete Aufforderung zur Dankbarkeit: die Blütenpracht des Frühlings, das Reifen des Sommers, der Erntesegen des Herbstes und der Frost des Winters, jawohl auch der Frost des Winters. Wir haben uns schon manchmal beklagt, dass kein richtiger Winter mehr ist, denn wir brauchen den Winter, wir brauchen

den Frost, den Schnee, die Kälte. Danken wir für den Sonnenschein und danken wir für den Regen. Nach Einbringen der Ernte feiern wir den Erntedank. Gott gab das Wachstum, Gott schenkte die Ernte. Gewiss haben wir gearbeitet, Maschinen eingesetzt, Dünger gestreut, aber dass wir arbeiten können, dass unsere Maschinen laufen und dass der Dünger wirkt, das ist Gott zuzuschreiben, das kommt von Gott, von seinem Schaffen, von seinem Segen. Wir Priester beten jede Woche in unserem Gebetbuch zum Schöpfergott im Psalm 8 und im Psalm 18: „O Gott, wie herrlich sind auf der ganzen Erde deine Werke. Die Himmel preisen das Werk deiner Hände. Der Mond und die Sterne ziehen ihre Straßen, die Sonne tritt wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, frohlockt wie ein Held, den Weg zu vollenden.“ Das ist dankbarer Lobpreis der Herrlichkeiten Gottes in der Natur. Aber die Güte Gottes geht noch viel weiter. Seine schenkende Vaterhand hat uns ins Leben geführt, unter seinem Segen sind wir im Vaterhaus aufgewachsen. Kein äußeres Gut, kein körperliches Vermögen, keine geistige Kraft, die nicht Gottes Geschenk wäre. Gewiss kommen Gottes Gaben durch Zweitursachen zu uns, aber diese werden ebenso von Gott getragen kraft des „concursum generalis“, wie die Theologie sagt, des allgemeinen Mitwirkens Gottes, alles geschieht nur in seiner Kraft. Ich weiß, nicht jedes Leben ist leicht. Dunkle Schatten liegen über manchen Familien: ein Vater, der trinkt, eine Mutter, welche die Hausarbeit vernachlässigt, Kinder, die aufbegehren gegen die Eltern. Dennoch bleibt für jeden ein Rest, ein Rest, für den er danken muss. Ich fragte einmal einen Herrn, der eine schwere Kindheit hinter sich gebracht hatte, ob er im Zorn zurückschaut. „Nein“, sagte er, „überhaupt nicht.“

Unvergleichlich höher noch erscheint unsere Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott, wenn wir die übernatürlichen Güter betrachten, die wir aus Gottes Vaterhand empfangen haben. Dankbar müssen wir sein für das Geschenk der Erlösung. Die Mohammedaner haben keine Erlösungsreligion, sie wissen nichts von Erlösung, sie wissen nichts vom Erlöser. Wir haben eine Erlösungsreligion, wir kennen unseren Erlöser. Dass Gott den LOGOS hat vom Himmel herabsteigen lassen, dass er ein Mensch geworden ist für uns und um unsres Heiles willen, das ist Grund zur Dankbarkeit. Dass er uns Gott geoffenbart hat als den Vater, dass er uns die Gebote gegeben hat, die uns im Leben führen, dass er für uns gelitten hat und gestorben ist, diese unerhörten Geschehnisse fordern unsere unaufhörliche Dankbarkeit. „Ich danke dir, Herr Jesus Christ, dass du für mich gestorben bist. Ach, lass dein Blut und deine Pein an mir noch nicht verloren sein!“ Dankbar müssen wir sein für die ungezählten Gnaden, die wir jeden Tag empfangen. Die höchste Stufe der Dankbarkeit erklimmen wir, wenn wir Gott danken für seine große Herrlichkeit, für seine Majestät, für seine wunderbare Schönheit, wie es im Gloria der heiligen Messe heißt: „Wir danken dir ob deiner großen Herrlichkeit!“ Hier sehen wir völlig davon ab, dass Gott uns seine Wohltaten schenkt, wir schauen nur auf ihn und seine wunderbare Wesenheit, seine Allmacht, seine Unermesslichkeit, seine Ewigkeit. Wir danken Gott dafür, dass er so ist, wie er ist. Dankbar müssen wir sein für den katholischen Glauben. Er ist uns ein sicherer Führer auf unserem Lebensweg. Ach, meine lieben Freunde, ich habe in den vergangenen Jahren dutzende, wenn nicht hunderte von Büchern evangelischer Theologen gelesen oder durchgesehen. Und ich kann nur sagen, ich bin erschüttert über das, was ich da vernommen habe. Da fällt selbst der dreifaltige Gott dahin; da gibt es keine Erlösung durch Jesu Blut; da hat Jesus das Abendmahl überhaupt nicht eingesetzt, das haben ihm die Jünger zugeschrieben; das habe ich dort gelesen. Wir müssen dankbar sein für den wahren katholischen Glauben. Er zeigt uns Gott, wie er ist. Er gibt uns zu erkennen, wie wir leben müssen. Wir kennen Gottes Gebote, das sind keine Zwangsregeln, das sind Warnzeichen, das sind Wegweiser. Dankbar müssen wir sein für unsere Zugehörigkeit zur katholischen Kirche. Sie geleitet uns wie eine Mutter von der Geburt bis zum Tode. „Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad', in seine Kirch' berufen hat.“ Den Dank über den katholischen Glauben vernehmen wir vor allem aus dem Munde von Konvertiten, also von Menschen, die zum katholischen Glauben gefunden haben. In langen, schweren inneren Kämpfen sind sie den Weg zum Berge Tabor gegangen. In Mainz hat man jetzt eine Straße nach der Gräfin Ida Hahn benannt. Ida Hahn ist eine Konvertitin, und sie hat den Bericht über ihre Konversion überschrieben: „Von Babylon nach Jerusalem“. Auf dem Sterbebett, meine lieben Freunde, hat noch niemand bereut, ein Katholik gewesen zu sein. Und es gibt Menschen, die erst auf dem Sterbebett zu diesem Glauben gefunden haben. Ich denke an den Schriftsteller Ernst Jünger, der mit 100 Jahren zum katholischen Glauben konvertiert ist.

Umso schmäherlicher ist die Unterlassung des Dankes, ist die Undankbarkeit. „Der Undank ist immer eine Art Schwäche“, hat einmal Goethe geschrieben, „Ich habe nie gesehen, dass tüchtige Menschen undankbar gewesen wären.“ Wer nicht danken kann, kann auch nicht lieben, denn die Liebe setzt wie das Danken das Absehen von sich selbst voraus und das Hinschauen auf den anderen, dem wir eben so viel verdanken. Der Undank, meine lieben Freunde, verstopft die Quelle der göttlichen Gnade. Wer seine Leistungen und Erfolge sich selbst zuschreibt, ohne Gottes zu gedenken, der versagt Gott die Ehre, die ihm zusteht, der hindert Gott, ihm weitere Gaben zu schenken, weil er unwahrhaftig ist. „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“, fragt Paulus. „Hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ Der heilige Bernhard von Clairvaux sagte einmal: „Die Undankbarkeit ist die Scheidewand zwischen Schöpfer und Geschöpf. Sie ist der Damm, der den Bach von der Quelle trennt. Sie ist die Wolke, die das Licht der Sonne verfinstert.“ Deshalb mahnt die Kirche uns oft zur Dankbarkeit. Dank gegen Gott ist ein Leitmotiv ihrer liturgischen Gebete. Es ist bezeichnend, dass sie das heilige Messopfer als Eucharistie bezeichnet; Eucharistie heißt Dankbarkeit, Danksagung. Und im Kanon der heiligen Messe, dem Herzstück der heiligen Messe, lässt die Kirche uns beten: Lasset uns Dank sagen dem Herrn, unserem Gott, denn es ist würdig und recht, geziemend und heilsam, dir immer und überall Dank zu sagen. Die lateinische Sprache hat zwei verschiedene Ausdrücke für das Danken: Dank abtatten und dankbar sein. Dank abtatten geschieht durch Worte. Dankbar sein geschieht durch eine Haltung, indem man bleibend der Wohltaten anderer gedenkt, indem man in der Dankbarkeit verharrt. Wir sollen bleibend dankbar sein, immer und überall Dank sagen, d.h. unser ganzes Leben soll getragen sein vom Geiste tiefer, aufrichtiger Dankbarkeit gegen den gütigen Vater. Die Dankbarkeit gegen Gott und die Menschen muss unser Tagwerk begleiten. Am Morgen sollen wir sprechen: „O Gott, ich danke dir, dass ich diesen Tag erleben darf. Lass mich ihn verbringen zu deiner Ehre, zum Heil meiner Seele, zum Segen für die Übrigen.“ Am Abend sollen wir sprechen, wie wir es als Kinder gelernt haben: „Bevor ich mich zur Ruh begeb’, zur dir, o Gott, mein Herz ich heb’. Ich sage Dank für jede Gab’, die ich von dir empfangen hab.“ Reich ist der, der den Tag mit Dank schließen kann.

Wir denken zu wenig daran, weil wir an den Reichtum der Gottesgaben von Jugend an gewöhnt sind. Wir nehmen sie gedankenlos hin als etwas Selbstverständliches, aber es ist nicht selbstverständlich. Erst wenn die Gaben verloren gehen oder gefährdet sind, erkennen wir ihren Wert. Erst der Kranke lernt den Segen der Gesundheit richtig schätzen. Erst der Blinde weiß um das Licht der Augen. Erst der Hungernde kennt die Wohltat des täglichen Brotes. Regelmäßig, meine lieben Freunde, wenn ich zum Bäcker gehe und mir ein Brot hole, denke ich daran, wie wir 1945 in langen grauen Reihen, von russischen Soldaten bewacht, die Straßen entlang zogen und in den Gräben, in den Straßengräben suchten, ob nicht etwas Essbares zu finden wäre. Gott hat gerade vielleicht deswegen manche Menschen mit Schäden und Mängeln am Leibe heimgesucht, damit die anderen Menschen an den Verkrüppelten, an den Blinden, an den Kranken einsehen, dass sie selbst überaus große Güter besitzen und wie gütig Gott gegen sie ist. Jeder Mensch an unserem Lebensweg, der unglücklicher ist als wir, ist eine Mahnung zur Dankbarkeit. Nur beachten wir diese Mahnungen häufig nicht. Wir sehen immer nur, was andere angeblich mehr oder besser haben als wir. Nein, meine lieben Freunde, wenn es in einem Leben an Freude fehlt, dann fehlt es gewöhnlich an Dankbarkeit. Man muss die Gaben Gottes sehen, und dann wird man dankbar sein und auch Freude empfinden. Der heilige Vinzenz von Paul forderte, man muss mindestens so lange danken, wie man auch bittet, also so viele Dankgebete verrichten, wie man Bittgebete vorgebracht hat. Da würden wir wohl meist unglücklich dastehen, wenn dieser Maßstab an uns angelegt wird. Jesus, unser Herr, hat uns ein Beispiel der Dankbarkeit gegeben. Sobald er eine Wohltat von seinem himmlischen Vater empfangen hatte, sah er auf gen Himmel und sprach: „Vater, ich preise dich“ oder „Vater, ich danke dir“, z.B. bei der Erweckung des Lazarus. Die Menschen, die uns für das Leben tüchtig gemacht haben, verdienen unsere bleibende Dankbarkeit: Eltern, Erzieher, Lehrer, Priester. Wir müssen auch dankbar sein, meine lieben Freunde, für jede Rüge und für jede Zurechtweisung. Nicht unwillig sein, sondern dankbar sein. Wir lernen aus dem Tadel, was uns fehlt. Wir erfahren aus der Zurechtweisung, was wir erwerben müssen, und das ist wahrlich ein Grund zur Dankbarkeit. Dankbar müssen wir sein für die Menschen, denen wir im Leben begegnen. Sie alle können uns etwas vermitteln, sie können uns auf

etwas aufmerksam machen, sie können uns zu etwas mahnen und vor etwas warnen. Wir müssen nur überlegen, welche Botschaft von Gott sie uns bringen. Also nicht achtlos und gleichgültig an ihnen vorübergehen, sondern dankbar und aufmerksam. Ich denke mit Dankbarkeit an die vielen wertvollen Menschen, die ich in einem langen Priesterleben kennengelernt habe. Sie haben mich mit ihrer Bekehrung und ihrer Reue, mit ihrem Gutsein und ihrem Ringen, mit ihrer Treue und mit ihrer Frömmigkeit erbaut und beschämt. Vor allem aber dankbar sein gegen Gott. „Nie kann ich, Gott, dir danken genug. Es soll dir danken jeder Atemzug. Es soll dir danken jeder Herzenschlag, bis zu dem letzten Schlag am letzten Tag. Es soll dir danken jeglicher Gedanke. Nichts will ich sprechen als: Herr, ich danke.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Vollendung der Mariendogmen

15.08.2016 (Mariä Himmelfahrt)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am 1. November 1950 hat Papst Pius XII. feierlich das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel verkündet. „Kraft unserer apostolischen Vollmacht“, so heißt es in der Definierungsbulle, „definieren (das Wort ist wichtig) wir die Wahrheit: Maria ist nach Vollendung ihres irdischen Laufes mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen worden.“ Dogmen gehen auf eine Wirklichkeit, Dogmen beruhen nicht auf Ideen oder Phantasien, sondern auf einem wahren Geschehen. Und deswegen wollen wir kurz drei Fragen stellen und zu beantworten versuchen.

1. Was ist geschehen?
2. Warum ist es geschehen?
3. Wozu ist es geschehen?

Was ist geschehen? Die allermeisten Theologen nehmen an, dass Maria gestorben ist, gestorben, wie auch ihr Sohn dem Tod verfallen ist. Es ist unwahrscheinlich, dass Maria im lebenden Zustand verwandelt in den Himmel aufgenommen wurde. Nein, es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass sie den Tod erlitten hat wie auch ihr Sohn und dass dann eine wahre Auferstehung, eine wahre Verklärung stattgefunden hat. Mit ihrem irdischen Leib konnte sie nicht in den Himmel aufgenommen werden, denn „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben“, schreibt der Apostel Paulus. Also musste eine Verwandlung eintreten. Die Verwandlung aber, von der wir hier ausgehen, ist eingetreten nach dem Tode Mariens. Nachdem sie ihren irdischen Lauf vollendet hatte, wurde sie mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Wir wissen nicht, wo sich der Leib Mariens befindet, er muss ja irgendwo sein. Er kann sich nicht aufgelöst haben, er kann auch nicht überall sein. Aber es ist genauso wie mit allen anderen Wirklichkeiten des göttlichen Glaubens: sie sind uns verborgen. Wir müssen jetzt in unserem Schauen zurückhalten, bis einst die Augen geöffnet werden, nach dem Tode in der ewigen Seligkeit.

Warum ist es geschehen? Weil Maria die Voraussetzung dafür hatte, mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen zu werden. Und welches war die Voraussetzung? Es war ihre unbefleckte Empfängnis, ihre Bewahrung vor der Erbsünde. Wir werden von der Erbsünde befreit in der Taufe, Maria ist von der Erbsünde bewahrt worden. Sie hat also den Schaden überhaupt nicht erlitten, von dem wir geheilt werden. Und da musste sie notwendig auch dann die Fülle der Erlösung empfangen, nämlich die Aufnahme mit Leib und Seele in den Himmel. Die Seelen unserer Verstorbenen sind noch in einem vorläufigen Zustand, sie warten ja noch. Sie warten auf ihre Auferstehung des Fleisches. Erst dann ist der Mensch wieder vollkommen. Aber Maria hat diese Vollkommenheit erreicht. Sie ist die Vollerlöste, weil sie die von der Gnade Erfüllte ist, weil sie mit der Erbsünde nichts zu tun hatte und weil sie deswegen auch in den Himmel aufgenommen werden konnte.

Wozu ist es geschehen? Damit wir einen Anhalt haben. Damit wir eine Zuversicht haben. Damit wir wissen, was uns bevorsteht, worauf wir hoffen dürfen. Was mit Maria geschehen ist, das soll und

wird mit uns geschehen, wenn wir nur in Treue ausharren. Maria ist ein Siegel der Verheißungen Gottes. Gott betrügt nicht, Gott erfüllt, was er verheißt hat. Und er wird auch an uns erfüllen, was an Maria bereits erfüllt worden ist. Das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel vollendet die Mariendogmen. Es sind vier:

1. Maria, die unbefleckt Empfangene
2. Maria, die Mutter Gottes
3. Maria, die immer Jungfräuliche
4. Maria, die in den Himmel Aufgenommene

Und so können wir heute, meine lieben Freunde, zuversichtlich unsere Blicke nach oben richten, wo Maria in der Herrlichkeit des Himmels, als Königin des Himmels thronet. Zu ihr geht unser Sehnen, zu ihr geht unser Rufen, zu ihr geht unser unstillbares Weinen. „Hilf, Maria, hilf auch mir! Ein armer Sünder kommt zu dir. Im Leben und im Sterben lass mich nicht verderben, lass mich in keiner 'Todsünd' sterben. Steh mir bei im letzten Streit, o Mutter der Barmherzigkeit!“ Das ist das Pilgergebet von Altötting. Und das sollten wir oft sprechen, denn es enthält unsere Sehnsucht nach dem Himmel, in den wir durch die Hilfe Mariens zu kommen hoffen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Vorsehung Gottes

21.08.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der heilige Johannes Bosco in Turin hatte Hunderte von verwahten Jugendlichen und Kindern um sich versammelt und brachte sie in seinen Anstalten unter, lehrte sie, nicht nur den Katechismus, sondern ein Handwerk und andere Fertigkeiten. Aber er war häufig in Sorge, wie er seine vielen Jungen ernähren sollte. Wenn er kein Krümchen, kein Körnchen mehr in seinen Scheuern hatte, was tat er dann? Er spannte einen Esel vor einen Wagen und ließ den Esel dahin gehen, wo er wollte, ohne Begleitung. Und wenn die Menschen das Eselchen und den Wagen sahen, da füllten sie ihn mit Gaben, und dann war wieder für eine Weile für seine Jungen gesorgt. Das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung ist geradezu der Prüfstein unseres Glaubens. Mag im Leben kommen, was will, der wirklich religiöse Mensch wird besonnen und ruhig bleiben. Er wird die Zukunft der göttlichen Führung überlassen. Das ist die Gesinnung des Gotteskindes, der seinen Vater kennt. Der Vater ist am Steuer, der Vater ist auf dem Posten, der Vater weiß, was mir Not tut. Darum hat auch der Gottessohn den Glauben an die Vorsehung des Vaters im Himmel den Seinigen mit den schönsten Bildern und Gleichnissen nahegebracht, wie wir sie eben gehört haben. „Schaut auf die Vögel des Himmels; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen, und doch ernährt sie euer himmlischer Vater.“ Und ähnlich ist es mit den Lilien des Felde: „Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, und doch sind sie so schön, wie nicht einmal Salomon in seiner Herrlichkeit war.“ Hier ist zunächst die irrende Meinung widerlegt, dass Gott die Welt geschaffen hat, um sie im Stich zu lassen, wie das Heidentum und der Deismus gelehrt haben. Sie konnten sich wohl einen Schöpfer vorstellen. Sie waren überzeugt, dass die Welt nicht aus sich selbst entstanden ist, aber sie leugneten, dass Gott, nachdem er die Welt geschaffen hatte, weiter auf sie einwirkt. Sie leugneten die Erhaltung der Welt durch Gott. Sie hatten also ein falsches Bild von Gott; „einen Gott in Pension“, wie Hermann Bahr sie genannt hat, einen Gott in Pension. Nein, Gott ist ein Gott, der wirkt bis zur Stunde, der alles erhält, der die ganze Schöpfung trägt. Es gibt eine „creatio continua“, eine fortgesetzte Schöpfung, und die nennen wir die Erhaltung der Welt. Die Welt würde in das Nichts zurückfallen, wenn Gott sie nicht erhielte. Wie alles durch des Schöpfers Allmacht, Weisheit und Güte ins Dasein gerufen wurde, so würde alles sofort sein Dasein verlieren, wenn nicht Gottes Vorsehung mit den geschaffenen Dingen wäre, und die gleiche Kraft, die sie uranfänglich geschaffen hat, sie im Dasein erhielte. Durch innere Kraft trägt Gott jede Tätigkeit, jede Bewegung auf der ganzen Erde und im ganzen Weltall. Wer meint, Gott überlasse die Menschen sich selbst, fügt Gott die ungeheuerste Schmach zu. Den Menschen nicht zu erschaffen, das wäre kein Unrecht gewesen. Aber ihn erschaffen und dann sich nicht um ihn kümmern, das wäre größte Grausamkeit.

Eine zweite Wahrheit legt Jesus dar durch den Schluss vom Geringeren zum Größeren. Er weist auf die vernunftlosen Wesen hin und vergleicht sie mit den vernunftbegabten, also den Menschen: „Seid ihr nicht viel mehr als die Vögel des Himmels, als die Lilien des Feldes? Wenn nun Gott das Gras, das heute auf dem Felde steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, um wie viel mehr dann euch Kleingläubigen!“ Wenn die an Wert so tief unter den Menschen stehende sichtbare

Schöpfung in die Vorsehung Gottes einbezogen ist, wie sollten dann die bevorzugten auserwählten Kinder Gottes von der Sorge des Vaters ausgeschlossen sein? Der Schöpfer ist auch Lenker und Erhalter. Er hat sein Werk nicht aus der Hand gegeben, er ist immerfort tätig in der Ausgestaltung bis zur letzten Vollendung. Nur solch eine Vorstellung von Gott ist überhaupt Gottes würdig. „Ein Gott ohne höchste Weisheit, Liebe und Macht ist für mich so viel als kein Gott“, hat einmal der weise Michael Sailer geschrieben. In dem schönen Lied „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ lautet die letzte Strophe: „Den lieben Gott lass ich nur walten, der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld und Erd und Himmel will erhalten, hat auch mein Sach aufs Best bestellt.“ Wer diese Gesinnung kindlichen Vertrauens sich errungen hat, der geht frisch und fröhlich an das Werk. Er erfüllt seine Pflicht, und er weiß, mehr verlangt man von ihm nicht als die Pflichterfüllung. Wo immer ein Mensch es ernst und ehrlich meint, wo immer er nur zu Gott aufschaut und erwartungsvoll vor ihm steht, da vereinigen sich Güte und Barmherzigkeit Gottes, um zu helfen. Was immer geschehen mag, es kommt von Gott. Eine solche tiefe Überzeugung kann nichts Irdisches, auch nicht das furchtbarste Schicksal schrecken. Vor einigen Jahrzehnten weilte ich im British Museum in London. Und in dem British Museum ist ausgestellt das Tagebuch von Robert Scott, dem Südpolarforscher. Er hat den Südpol erreicht, aber vier Wochen nach dem Norweger Amundsen. Doch er kam nicht mehr vom Südpol zurück. Er und seine Begleiter sind am Südpol zugrunde gegangen. In sein Tagebuch schrieb Robert Scott: „Wir sind schwach, das Schreiben wird schwer. Aber meinerwegen bereue ich diese Reise nicht. Wir haben es gewagt, und das Glück hat gegen uns entschieden. Wir dürfen uns deswegen nicht beklagen, sondern wir beugen uns vor dem Willen der Vorsehung und sind entschlossen, bis zuletzt auszuharren.“ Robert Scott hat auf die Vorsehung vertraut und ist nicht an ihr irre geworden. Im Jahre 1918 wurde in Kiew der Befehlshaber der damals bis dorthin vorgedrungenen deutschen Truppen von einem russischen Sozialrevolutionär erschossen. Auf dem Denkmal des Generalfeldmarschalls von Eichhorn steht das Wort: „Er glaubte an das Recht des deutschen Schwertes und an die Vorsehung.“

Jesus, der die Gedanken der Menschen besser kennt, als der Mensch sie sich selbst vormachen kann, er hat noch eine dritte Wahrheit für uns bereitet, die es uns leicht machen sollte, uns an Gott zu klammern und uns seinen heiligen Absichten zu fügen. Wir können, so lehrt er uns, gar nicht entscheidend für uns Sorge tragen. „Wer von euch vermag mit all seinem Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle hinzufügen?“ Von zahlreichen, wichtigen und bedeutsamen Dingen im Leben gilt das Wort: Das alles ist Schicksal, ist Vorsehung, ist Gottes Wille. Es liegt jenseits der Wirkung unserer Hände und jenseits unserer zergrübelten Gehirne. Die Sorge des Menschen ist nur im Kleinen stark genug, in allem Großen, bei allen ausschlaggebenden Wendungen ist sie ohnmächtig. Gott aber ist allmächtig. Wir können ihm unsere Sorge nur anvertrauen, aber wir können sie ihm nicht abnehmen oder gar entreißen. Der Psalmist des Alten Bundes hat diese Wahrheit ausgedrückt mit den Worten: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, dann bauen die Bauleute umsonst. Wenn der Herr die Stadt nicht bewacht, dann wachen die Wächter umsonst.“ Gewiss wollte er damit nicht sagen, dass die Menschen überhaupt nichts schaffen und die eigene Kraft nicht einsetzen, dass sie also die Stadt unbewacht lassen und ihren Lebensunterhalt unbesorgt lassen sollen. Nein, ganz gewiss wollte der Herr uns nicht die Bequemlichkeit und die Sorglosigkeit empfehlen, den Müßiggang, er wollte uns nicht die Arbeitsamkeit und die Sorge für die Zukunft ausreden, sonst hätte er nicht den Knecht loben können, der mit seinem Pfunde gewuchert hatte, und den anderen verurteilt, der sein Pfund vergraben hatte. Nein, der Herr will, dass wir arbeiten, als hinge alles von unserer Arbeit ab, und dass wir glauben und hoffen, als hinge alles von unserem Glauben und unserer Hoffnung ab. Auch Jesus selbst hat nicht damit gerechnet, dass der Herr ihn wunderbar speist. Er hatte eine Kasse, und in diese Kasse wurde eingelegt, was die Leute spendeten, und von dieser Kasse lebte er mit seinen Jüngern. Was uns die Heilige Schrift empfiehlt, ist, dass wir nicht so schaffen dürfen, als müssten wir alles allein schaffen; das hieße Gott schnöde misstrauen. Die Bemühung des Menschen und der Segen des Himmels, die menschliche Vorsicht und die göttliche Vorsehung müssen zusammenwirken, um unser Leben gelingen zu lassen. Im Reiche Gottes kommt es nicht darauf an, welchen Platz wir ausfüllen, welche Last wir zu tragen haben, welches Glück uns beschieden ist. Denn kein Schicksal kann den Menschen adeln oder beflecken, aber er kann das Schicksal adeln. Der wahre, der innere Wert eines Menschen im Urteil Gottes ist völlig unabhängig vom äußeren Erfolg, von Vorteilen durch Herkunft, Erbschaft, durch

Menschen dienst und sog. Glück. Wenn wir nur in jedem Beruf den Ruf Gottes erkennen, wenn wir nur in jeder Arbeit Gott treu dienen, dann ist unser Heil gesichert. Freilich warnt der Herr auch vor der übermäßigen Sorge. „Sorg’, aber Sorge nicht zuviel. Es kommt doch, wie Gott es haben will.“ Er nennt das die Art der Heiden. Heide ist, wer über sich nur ein blindes, gefühlloses Schicksal anerkennt. Christi Geist aber hat, wer in Gott den Vater sieht: „Euer Vater weiß ja, dass ihr dies alles benötigt.“ Und er weiß es nicht nur, er hat auch die Macht, es uns zu geben, noch mehr, er hat auch den Willen, es uns zu geben. Wir haben einen Vater im Himmel; das ist die Grundlehre Jesu Christi, das ist die Grundwahrheit unseres Glaubens, das ist die tiefste Hoffnung unseres Herzens, das ist die unendliche Freude eines frommen Gemütes. Wir beten nicht vor tauben Mächten, vor kalten Steinen, vor Götzenbildern, die ins Leere starren, vor einem unheimlichen zornmütigen Herrscher. Wir dürfen den himmlischen Vater um alles bitten, was menschenwürdig ist. Aber wir müssen uns erinnern, dass der Himmel über der Erde steht. Wir müssen also uns über die irdischen Wünsche und Güter hinaus an den Himmel binden. „Suchet darum zuerst das Reich Gottes, und alles Übrige wird euch dazugegeben werden.“ Wer sich ganz auf Gott verlässt, für den sorgt Gott. Das war der große, der eine ganze Menschheit bewegende Gedanke des heiligen Franziskus: Arm leben, nur für Gott da sein, und doch nicht zugrunde gehen, weil Gott für die Armen im Geiste seine Hand offen hält. Mit diesem heiligen dringenden Wunsche schließt Jesus seine klare Unterweisung über Quelle und Inhalt des Vorsehungsglaubens. Zugleich gibt er ihm hierdurch die sichere Zielrichtung vom Natürlichen zum Übernatürlichen. Gar zu leicht vergessen wir Menschen über der Mannigfaltigkeit unserer Geschäfte und Nöte, den Blick zu den höchsten unvergänglichen Gütern zu erheben. Jesus weiß, dass uns diese Erde anvertraut ist, dass wir sie bebauen müssen, dass wir ihre Früchte genießen dürfen, aber beklagt, wenn wir vor lauter Mühen um das irdische Wohl vergessen, zum Himmel aufzuschauen. Die Seele, meine lieben Freunde, die mit weniger zufrieden ist als mit Gott, wird zuletzt auch unzufrieden mit allem, was sie sich einmal gewünscht hat. Wir bedürfen der Nahrung für den Leib, aber auch die Seele muss Speise erhalten. Wir brauchen die Kleidung zum Schutz des Leibes, aber wir brauchen auch das hochzeitliche Gewand der Seele, die Gnade, die uns heiligt und uns zum Kinde Gottes macht. Sobald sich einer aufrichtig müht und sorgt um das ewige Heil seiner Seele, ist die Hand des himmlischen Vaters geöffnet, Segen über Segen zu spenden. „Suchet zuerst das Reich Gottes, und alles wird euch dazugeschenkt werden.“ In Bonn steht das Grabmal eines frommen Theologieprofessors, Arnold Rademacher, und auf diesem Grabmal steht das Wort: „Ich gehe zum Vater“; so hat er sein ganzes Leben verbracht: Ich gehe zum Vater. Und der württembergische Dichter Eduard Mörike hat uns den schönen unvergänglichen Vers beschert: „Du, Vater, du rate! Lenke du und wende! Herr, dir in die Hände sei Anfang und Ende, sei alles gelegt!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

In Gott hinein leben und sterben

28.08.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Als Jesus an das Stadttor kam, da trug man eben einen Toten heraus.“ Ein jeder Mensch, der seine Würde als denkendes Wesen erfasst, stellt sich der Frage nach seinem Woher und Wohin. Woher komme ich? Wohin gehe ich? Und er weiß, sein Woher ist von Gott bestimmt, aber auch sein Wohin ist von Gott bestimmt. Der Augenblick aber, der über das glückliche Finden Gottes entscheidet, ist der Tod. Deshalb wartet ein ernster und umsichtiger Mensch nicht, bis der Tod ihn anfällt, sondern beschäftigt sich wiederholt und nachhaltig mit dem Tode und mit der Wirklichkeit des Sterbens. „Sterblicher, denk' ans Sterben!“, fordert das Buch von der „Nachfolge Christi“ uns auf. Das Denken an den Tod lähmt nicht die Aktivität des Menschen, sie fordert sie heraus. Gerade weil wir wissen, dass unser Leben nicht immer währt, dass es aufhört auf dieser Erde, gerade weil wir das wissen, deswegen erhält jeder Tag eine nicht aufzuhebende Bedeutung. Wenn wir bedenken, dass das Leben nicht endlos weitergeht, dann lernen wir die Zeit schätzen. Wir bemühen uns, sie sinnvoll zu verwenden. Sie ist kostbar, sie flieht dahin. Und wer in der Lebenszeit etwas schaffen und erreichen will, der muss haushälterisch mit der Zeit umgehen. Ich habe einen Kollegen, den Neuhistoriker Rudolf Morsey. Von ihm stammt das Wort: „Urlaub ist Zeitverschwendung“; und nach diesem Wort handelt er, legt ein wertvolles Buch nach dem anderen vor. Alle wahre Philosophie, alle große Kunst, aller reife Charakter, alles unbesieglige Heldentum befasst sich immer wieder mit dem Tode. Über der Treppe zum Wohnzimmer des genialen Michelangelo war ein Bild des Todes gemalt, wie er einen Sarg trägt. Der Meister konnte von sich wahrhaft bekennen: „Kein Gedanke ist in mir, der nicht vom Meißel des Todes ausgehöhlt ist.“ Die Jugend, die noch einen weiten Lebensweg vor sich zu haben meint, befasst sich gewöhnlich wenig mit dem Sterben. Aber auch junge Menschen müssen bedenken, dass der Tod an sie herantreten kann. Auch auf junge Menschen streut der Priester am Aschermittwoch die Asche: Gedenke, dass du Staub bist und zu Staub werden wirst! Alte müssen sterben, Junge können sterben. Darum sollen wir frühzeitig und gewiss auch rechtzeitig lernen, recht und in Gott hinein zu leben und zu sterben.

Die Zeit gibt es erst, seitdem es die Schöpfung gibt. Mit den Geschöpfen ist die Zeit entstanden, auch der Zeitmesser, nämlich die Gestirne. Sie sind die Anhalte, an denen wir unsere Zeit messen. Die Zeit ist immer ein inneres Gesetz der Schöpfung. Mit den Dingen tritt ihr Vorher und Nachher, also die Zeit, ins Dasein. Die Geschichtsschreiber des Mittelalters, die ihre Gegenwart aufzeichneten, haben ihre Geschichte immer mit der Weltschöpfung begonnen, weil sie wussten, das ist auch der Beginn der Zeit. Der Herr der Zeit ist nur der, der die Zeit geschaffen hat. Die Zeit ist uns nicht übergeben. Wir sind nicht Herren der Zeit, wir vermögen nicht das Geringste über sie zu bestimmen. Gott misst jede Strecke, die ein Menschenleben zu durchlaufen hat, ab. Er stellt die Weichen, er führt den Zug, er sagt: Fahr zu, aber auch: Halt an. „Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt die Zeit. Dein Plan ist fertig stets und liegt bereit“, so hat ein Mädchen gebetet, das 1918 von den Bolschewisten in Riga erschossen wurde.

Der Tod ist gewiss, aber der Zeitpunkt des Todes ist ungewiss. Gott lässt sich die Uhr von keinem Menschen stellen. Kein Mensch kennt seine Zeit, kein Mensch hat Macht über seinen Sterbetag. So gewiss der Tod ist für alle, so ungewiss ist seine Stunde. Unser Schöpfer wollte, dass uns der Tag unseres Todes unbekannt bliebe, damit wir den Tod stets nahe glauben, da wir ihn niemals ferne wissen. Auf einem Wegekreuz steht das Wort: „Wanderer, auch du musst sterben, weißt nicht wann, wo und wie. Vielleicht wirst du der Welt entrissen, heute Abend oder morgen früh.“ In meiner Heimat steht ein Gedenkstein für einen Fuhrmann, der dort verunglückt ist. Auf dem Gedenkstein liest man die Inschrift: „Der Weg zur Ewigkeit, der ist doch gar nicht weit. Um achte fuhr er fort, um neune war er dort.“ In der Hand Gottes, des Herrn, ruht unser Leben. Er, der Herr, weiß, wann der rechte Augenblick gekommen ist, in dem er zu uns sagt: Lass den Spaten stehen, du hast genug gegraben; es ist Zeit, aufzuhören. Er weiß es voraus, aber er teilt es gelegentlich auch Menschen mit, wann der Todestag, wann die Todesstunde gekommen ist. Der heilige Johannes Bosco hatte in seinen Erziehungsanstalten den schönen Brauch eingeführt, am Abend fünf Minuten eine kurze Belehrung für seine Jungen zu geben. An einem Abend schloss er seinen Gutenachtgruß mit den Worten: „Halten wir uns bereit, allezeit zu sterben. Ich kann euch sagen: Innerhalb von vier Wochen wird einer aus uns vor Gott erscheinen. Bin ich es? Bist du es? Wachtet und betet!“ Es ist leicht auszudenken, welchen Eindruck diese Ankündigung des Heiligen auf die Knaben machte. Einer von ihnen, Berardi, kam noch einmal zu ihm aufs Zimmer und fragte: „Nicht wahr, Sie haben mich gemeint?“ Johannes Bosco gab ihm keine Antwort. Es vergingen 14 Tage, ohne dass einer der Zöglinge erkrankt wäre. Aber auf einmal entdeckte Berardi während des Schulunterrichtes an seiner Lippe ein winziges Bläschen. Und er flüsterte seinem Banknachbarn zu: „Wer weiß, ob das nicht etwas Gefährliches ist? Der Ausspruch Johannes Boscos will mir gar nicht aus dem Sinne kommen. Es kann gut sein, dass er mich gemeint hat.“ Nach der Pause fing Berardi wieder an: „Sieh doch, wie das Bläschen aufschwillt.“ Nachts stellte sich Fieber ein; der Junge konnte nicht mehr aufstehen. Er tat es mit einer Handbewegung ab, aber Johannes Bosco ließ sofort den Arzt rufen. Dieser stellte eine Blutvergiftung infolge eines Insektenstiches fest. Berardi kam in die Klinik; am nächsten Tage war er tot. „Rasch tritt der Tod den Menschen an, es ist ihm keine Frist gegeben; es stürzt ihn mitten in der Bahn, es reißt ihn fort vom vollen Leben.“

Viele Menschen verzichten auf jede wirkliche Lösung des Rätsels, warum der Tod scheinbar so wahllos frische blühende Kinder im Mai ihres Lebens dahinrafft oder Männer, die in der Vollkraft ihres Lebens Glänzendes leisten und sich den Ihrigen unentbehrlich gemacht haben, während er den gebrechlichen Greis vergisst, der von seinem armseligen Erdendasein nichts mehr zu erwarten hat. Der Tod ist nicht Souverän, er ist nur Diener. Gott allein ist der Herr und Eigentümer der Zeit, ist auch der Herr der Lebenszeit, der unumschränkte Gebieter über Leben und Tod. Sein unerforschlicher Ratschluss ruft den Boten, wie es das alte Volkslied ausspricht: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod, hat Gewalt vom großen Gott.“ Und weil das so ist, beten wir in jedem Ave Maria: „Steh mir bei in der Stunde meines Todes“, in dieser letzten, in dieser wichtigsten Stunde. Der weise Kardinal Newman in England hat das schöne Sterbegebet verfasst: „Lass mich sterben, o Gott, zu der Zeit und auf die Weise, die am meisten zu deiner Ehre und am besten für mein Heil ist.“ Ich selbst – wenn ich Ihnen das gestehen darf – bete oft: Gott, lass mich sterben zur rechten Zeit. Du weißt, wann es Zeit ist, dann lass mich sterben. Lass mich sterben zur rechten Zeit. „Herr, wie du willst, soll mir geschehen, und wie du willst, so will ich gehen. Hilf deinen Willen nur verstehen. Herr, wann du willst, dann ist es Zeit, und wann du willst, bin ich bereit, heut und in alle Ewigkeit. Herr, weil du willst, so ist es gut, und weil du willst, so hab ich Mut. Mein Herz in deinen Händen ruht.“

Der Herr des Lebens und des Todes weiß uns auch zu sagen, wie wir unsere Lebenszeit ausnützen, wie wir sie in bleibenden Wert umsetzen sollen. „Denke immer an das Ende, und dass die verlorene Zeit nicht wiederkehrt.“ Wir müssen wirken, solange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann. „Ruit hora – labora“, so steht auf dem Arsenal in Venedig: Die Stunde stürzt, sie stürzt dahin: arbeite, schaffe! Ruit hora – labora. „Auch das Sterben ist eine von den Aufgaben unseres Lebens“, hat der heidnische Kaiser Marc Aurel in seinen Selbstbetrachtungen geschrieben. Eines, meine lieben Freunde, ist so leicht wie das andere: in Gott hinein zu leben und in Gott hinein zu sterben. Wer den Mut hat, in Gott hinein zu leben, der wird auch die Kraft finden, in

Gott hinein zu sterben. Die heilige Theresia von Lisieux wurde von dem Hausgeistlichen gefragt: „Sind Sie bereit, den Tod mit Ergebung anzunehmen?“ Sie antwortete: „Mein Vater, ich finde, dass man der Ergebung nur bedarf zum Leben. Der Gedanke an den Tod erfüllt mich mit Freude.“ „Bei allem, was du vorhast, denke an dein Ende, so wirst du niemals böse handeln.“ Wer an den Tod denkt, hört auf, zu sündigen. „Das Ende krönt das Werk, das Leben ziert der Tod. Wie herrlich stirbt der Mensch, der treu war seinem Gott.“ Gott hat uns die Gebote gegeben, damit wir in der Betrachtung dieser Gebote keinen Tag nutzlos verstreichen lassen, damit wir jeden Tag mit Pflichttreue erfüllen. Schade um den Tag, der nicht durch gute Werke ausgezeichnet ist. Der eben erwähnte Kaiser Marc Aurel bemerkte am Abend, wenn er Rückschau hielt auf seine Tagewerk und feststellte, er habe kein gutes Werk verrichtet: „Diem perdidit – den Tag hab ich verloren.“ „Ach lieb, solange du lieben kannst, ach lieb, solange du lieben magst. Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst.“

Leben, bloß damit gelebt ist, das ist dem Tier vom Schöpfer zugewiesen, das sättigt das Glücksbedürfnis der vernunftlosen Kreatur. Aber der Mensch in seinem Streben ist auf das Unendliche verwiesen. Die Scholastiker des Mittelalters versuchten, aus diesem Gedanken einen Gottesbeweis zu führen. Sie sagten, wenn der Mensch das Unendliche denken kann, dann ist er auch für das Unendliche bestimmt. Ich glaube nicht, dass dieser Beweis schlüssig ist, aber immerhin er zeigt, welche Gedanken man sich dafür gemacht hat, dass der Mensch eben mit dem Irdischen nicht zufrieden ist, dass es seine Seele weit, weit über das Irdische hinaus zieht ins Endliche. In dieser Todesweisheit, die vom Tode her den wahren Wert und den einzigen Sinn des Lebens erblickt, werden wir ganze Christen. Die Lehre Christi hat die alte Ahnung der Menschen bestätigt. In der Nacht des Todes strahlen die Sterne des Lebens auf. Wir gehen nicht zugrunde, sondern wir erheben uns über das irdische Endliche. Als Jungen haben wir so manche Vorbilder vorgestellt bekommen, die heute nicht mehr gefragt sind, aber einen kann man auch heute noch nennen, nämlich Gorch Fock. Gorch Fock war ein gläubiger Dichter an der Waterkante an der Nordsee, und in einer Seeschlacht des Ersten Weltkrieges ging er mit seinem Schiff unter. Im letzten Brief an seine Mutter schrieb er: „Wenn du hören solltest, dass unser Kreuzer gesunken ist und niemand gerettet wurde, dann weine nicht. Das Meer, in das mein Leib versenkt wurde, ist nur die hohle Hand meines Heilandes, aus der mich nichts entreißen kann.“ Die antike heidnische Welt entsetzte sich vor der Sterbensnot. Christus hat diese Not von dem Menschen hinweggenommen. Die Fackel unserer frohen Hoffnung leuchtet über Golgota, über dem sterbenden Gottmenschen, der ausruft: „Es ist vollbracht!“ - das Werk, das du mir zu erschaffen gegeben hast, ist beendet, es ist vollbracht. Jesus ist dem Tod nicht ausgewichen, er ist ihm starkmütig, ja freiwillig entgegengegangen. Er hat ihn bis zur letzten Bitterkeit ausgekostet, um uns alles meistern zu lehren, was nur immer das Sterben uns schwierig machen könnte. Der mittelalterliche Dichter Petrarca hat einmal niedergeschrieben: „Was die Toren sterben nennen, ist der Anfang des Lebens.“ Die Französische Revolution führte einen grausamen Kampf gegen Gott, gegen die Religion, gegen die Kirche. Einer der heftigsten Religionsfeinde war Josef Fouché. Er ließ über dem Friedhofstor eine Inschrift anbringen: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf.“ Gegen diese Aussage erhob sich Maximilian Robespierre. In einer Versammlung vor den Revolutionären rief er aus: „Nein, Fouché, nein, Chaumette, der Tod ist kein ewiger Schlaf, der Tod ist der Anfang der Unsterblichkeit!“ So haben es die Gläubigen aller Zeiten verstanden. Die schottische Königin Maria Stuart wurde hingerichtet. Und vor ihrer Hinrichtung sprach sie: „Mein Glaube ist der alte katholische Glaube. Für ihn gebe ich mein Leben hin. Herr, ich vertraue auf dich, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ So ist Maria Stuart gestorben. Und die Kaiserin Maria Theresia sprach kurz vor ihrem Tode: „Mir fällt der Tod nicht schwer. Es ist mir, als ob ich von einem Zimmer in ein anderes gehe.“ Dostojewski, der gläubige russische Schriftsteller, hatte es sich in seinem unsäglich schweren Leben zur Gewohnheit gemacht, bei allen Entscheidungen aufs Geratewohl das Evangelium aufzuschlagen, und aus der Seite, auf die sein Blick fiel, entnahm er eine Weisung von Gott. Als es zum Sterben ging, überließ er es seiner Frau, das Evangelium aufzuschlagen. Sie tat es und las dann vor: „Aber Johannes wehrte ihm und sprach: ‚Ich bedarf von dir getauft zu werden, und du kommst zu mir?‘ Jesus antwortete und sprach: ‚Halte mich nicht zurück.‘“ Da unterbrach sie der Kranke: „Hörst du, halte mich nicht zurück! Jetzt ist Zeit zu sterben.“ Er ließ das Buch schließen und schloss die Augen. Und der Ausdruck eines

großen, wunderbaren Gottesfriedens kam über sein granddurchfurchtes Antlitz und offenbarte, dass für ihn der Übergang in die andere Welt keinen Schrecken hatte. O meine lieben Freunde, dass wir doch auch so sterben könnten. Wir haben eine Hoffnung, die uns niemand rauben kann. Die große Konvertitin Ida Gräfin Hahn ermutigt uns:

„Über den Sternen, da wird es einst tagen,
da wird dein Hoffen, dein Sehnen gestillt,
was du gelitten, was du getragen,
dort ein allmächtiger Vater vergilt.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Tag des Herrn

04.09.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Zahl 7 ist bei allen Völkern eine heilige Zahl. Sie gilt als Zahl der Vollkommenheit. Die Antike, die alte Welt, kannte nur 7 Planeten. Im Buch der Sprüche heißt es: „Die Weisheit hat sich ein Haus gebaut; auf sieben Säulen ruht es.“ Und im Tempel des Zerubbabel in Jerusalem stand der sieben-armige Leuchter. Die Zahl 7 scheint ein Gesetz zu sein, das Gott in die Natur geschrieben hat. Die einfachsten Naturmenschen ahnen, dass der Weltenlauf einem siebenteiligen Rhythmus gehorcht. Die alte Zeit rechnete nach Mondmonaten. Der Mondmonat umfasst 28 Tage (4×7). Das ganze Jahr war in synodische Mondmonate eingeteilt. Ja, es gab schon in der alten Zeit Völker, die die 7-Tage-Woche eingeführt haben: die Babylonier und die Juden. Die göttliche Offenbarung stellt im Anfang der Heiligen Schrift die Erschaffung der Welt unter dem Bild einer 7-Tage-Woche dar. Gott wollte es den Menschen recht anschaulich zeigen, dass der Sabbat, der siebente Tag, heilig ist. Und deswegen stand auf der ersten Gesetzestafel vom Berge Sinai: Du sollst den Sabbat heiligen! Man muss den Israeliten zugestehen, sie haben dieses Gebot sehr ernst genommen. Aber ihre Schriftgelehrten haben es mit einem Kranz von Vorschriften umgeben, die es fast unerträglich machten. Der Herr, unser Heiland, hat das Gesetz der Welt und das Gesetz seines Vaters geachtet; er hat den Sabbat geheiligt. Aber er hat verächtlich über die von Menschen erfundenen Vorschriften der Sabbatheiligung geurteilt. Als der göttliche Heiland am Sonntag, dem ersten Tag der jüdischen Woche, in Glanz und Herrlichkeit von den Toten auferstand, und als er an einem Sonntag die Gabe des Heiligen Geistes über die Seinen herabsandte, da hat sich die junge Kirche vom alten Sabbat der Juden als befreit angesehen. Was unter Blitz und Donner am Sinai geschehen ist, das fiel weit zurück hinter jene unerhörten Wunder der Auferstehung und der Geistmitteilung. Und so entstand die christliche Sonntagsfeier. Kaiser Constantin hat im Jahre 321 das Sonntagsgesetz für sein Reich eingeführt. Es beinhaltet die Arbeitsruhe und den Gottesdienst. Und seitdem ist der Sonntag nicht nur bei den christlichen Völkern, sondern auch bei den nichtchristlichen Völkern zum Regelbestand der Lebensführung geworden. Den Christen der alten Zeit, den Urchristen, war die Sonntagsfeier heilig, sie war ihnen eine wahre Insel der Freude und des Friedens, des Gebetes und der Liebestätigkeit; dafür brauchte es kein Gesetz. Erst als die Geisteskraft nachließ, als der Glaube schwächer wurde, hat die Kirche das Sonntagsgebot formuliert und allen vorgeschrieben: Du sollst den Sonntag heiligen durch das Gebot der Mitfeier der heiligen Messe und durch das Gebot der Arbeitsruhe! Der Sonntag ist der Tag des Gebetes, das ist sein erster und entscheidender Sinn. Aber damit er auch dem Gebet gewidmet werden kann, ist die Arbeitsruhe damit verbunden. Freilich dient die Arbeitsruhe auch einem sozialen Zweck. Man sieht, Gott ist ein sozialer Gott, der will, dass sich die Menschen nicht erschöpfen und dass sie ihre Arbeitskraft erhalten. Und so steht auch heute noch in unserer Verfassung, dass der Sonntag der Tag der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung ist – immerhin seelischen Erhebung. „Mehr war nicht zu erreichen“, hat Joseph Mausbach bemerkt, der diese Bestimmung in die Weimarer Verfassung hineingebracht hat, in der sie noch heute steht. Wir wissen, die Verpflichtung zur Sonntagsheiligung ist streng. Die Erfahrung zeigt,

dass jeder, der seine Sonntagspflicht leichtfertig und dauernd vernachlässigt, einen argen Mangel religiösen Lebens verrät und einen noch ärgeren Mangel erleiden wird, bis er schließlich seinem Gott entgleitet, bis alle Stimmen der Ewigkeit in seinem Inneren verstummen. Wer es allmählich gewohnt wird, das Läuten der Sonntagsglocken zu überhören, der überhört auch bald die Stimme seines Gewissens, bis sie schweigt, bis Gott aufhört, zur Seele zu reden, nachdem er lange genug tauben Ohren zugesprochen hat. Gott zieht sich von dem Undankbaren zurück, der sich dort, wohin sein Wille ihn ruft, nicht treffen lässt, damit er ihn segnen und reich und froh machen kann. Der Sonntag ist der Tag, an dem der Herr bereit ist, seinen Getreuen zu begegnen, so wie ein Vater seinen Kindern begegnet. Bleibt das Kind fern, so ist es sein eigener Schaden.

Das ist der Sonntag: Der Tag, der die Menschen über sich selbst hinaushebt, der sie ins Unendliche taucht, der sie mit dem Göttlichen verbindet, der so das Tal dieser Welt mit dem Farbenglanz der Überwelt erhellt. Wenn Gott den Menschen sucht, dann kommt er nicht mit leeren Händen. Er gibt ihm die Wahrheit und er gibt ihm seine Lebens- und Kraftfülle. Der Alltag nimmt den Menschen für die diesseitigen Dinge in Anspruch. Alle, die wirklich verstehen zu arbeiten, wissen, wie erschöpfend die Arbeitswoche sein kann. Der Mensch überlastet seine Gedanken mit den Diensten, mit den Bildern der Umwelt, die Arbeit gestattet ihm kaum einen Blick über sich und das Irdische hinaus. Und da soll der Sonntag den Kopf freimachen, er soll für das Ewige freigemacht werden. Da soll sich der Mensch des Gottes- und des Erdendaseins erfreuen. Er soll sich des Schöpfers versichern und der Vaterliebe und seiner Freundschaft gedenken. Sie haben ihn nicht mehr gekannt, aber ich habe in meiner Jugend Gedichte des Arbeiterdichters Heinrich Lersch gelesen. Heinrich Lersch war Kesselschmied, aber er war eben nicht nur Kesselschmied, sondern auch ein Dichter, ein katholischer Dichter. Er hat in seinen Gedichten die Unerbittlichkeit des Arbeiterlebens um 1900 geschildert: die Fron der Arbeit, die 60-Stunden-Woche. In einem seiner Gedichte heißt es: „Wie hätten wir dieses Leben ertragen, wenn nicht der Sonntag die Tür weit aufgeschlagen“, die Tür zur Ruhe, zur Freude, zur Anbetung, zur heiligen Messe. „Ja“, das sagt er aus seiner Erfahrung von den strengen Vorschriften der Arbeiterwelt, wo eben ein Aufseher war und ein Chef und ein Gebieter, „an der Kommunionbank waren wir alle gleich.“ Gustav Frenssen hat einen Erziehungsroman „Jörn Uhl“ geschrieben. Da stellt er ein abgebranntes Haus vor, eine wüste Brandstätte, und vor ihr steht ein schweratmender, von der Notstunde gebeugter Mann: Jörn Uhl. Schon will der Leiterwagen ihn und seinen kleinen Sohn und ein paar gerettete Habseligkeiten davonfahren, da stellt er sich noch einmal an die rauchgeschwärmte, halb niedergebrochene Hauswand, so wie er es von Kindheit an gern getan hat und lässt seinen Blick über das schöne Kornland des Uhlhofes gleiten. Und dann wendet er sich an seinen Knecht und sagt: „Thies, ich bin nun fertig damit! Ich lasse die Uhl nun fahren, samt ihren Sorgen. Ich bin ein Mensch, ich habe in fünfzehn Jahren keinen Sonntag gehabt. Ich glaube, ich bin ein armer, unglücklicher Narr gewesen. Aber nun, wahrhaftig, nun will ich versuchen, was Du gestern sagtest. Ich will sehen, dass ich meine Seele wiederbekomme, die hier in der Uhl gesteckt hat. Her mit meiner Seele! Die gehört mir!“ So lässt Frenssen seinen Jörn Uhl sprechen. Frenssen war kein katholischer Christ, er war ein Gottsucher, ein unruhiger Gottsucher, und darum empfand er vielleicht die geheimnisvolle Sehnsucht der Seele besonders stark nach dem, was größer ist als alle Welt und was Bestand hat auch über das irdische Leben hinaus: das Heimweh des verlorenen Kindes, die Unruhe des vom Zeitensturm gerüttelten Herzens. Solche Menschen wissen das Glück zu schätzen, das der rechte Sonntag bringt, das Glück der Gottesgemeinschaft, das Glück der Geborgenheit in Gott, das Glück der lichten Frohbotschaft Christi. Die russische Sowjetrepublik hat ein interessantes Experiment durchgeführt. Bei dem ersten 5-Jahres-Plan 1929 wurde die ununterbrochene Arbeitswoche eingeführt, d.h. man führte eine fünftägige Arbeitswoche ein mit einem gleitenden Feiertag, der für jeden Betrieb und für jeden Arbeiter und für jedes Glied einer Familie verschieden war. Abgesehen von einigen kommunistischen Gedenktagen in diesem grauen Arbeitshaus der Sowjetunion standen weder Maschinen noch Menschen still zu gemeinsamer Ruhe und Feier. Immerfort sausten die Räder, kratzten die Schreibfedern, waren die Schulen und Läden geöffnet. So zerstörte man mit Absicht die Familiengemeinschaft und die Möglichkeit, einen Tag gemeinsam zu heiligen, denn jeder hatte ja einen verschiedenen Ruhetag. Staat und Partei wachten mit Argusaugen darüber, dass kein russischer Arbeiter zu Ostern oder an einem Sonntag dem Betrieb fern blieb, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Die Arbeitspause

wechselte ja von Mensch zu Mensch. Die Menschen in der Sowjetunion wurden dadurch nicht freier und glücklicher, und sie ließen sich auf die Dauer diese Umkrepelung der Ordnung Gottes nicht gefallen. Bevor noch der erste 5-Jahres-Plan auslief, wurde die ununterbrochene Arbeitswoche wieder abgeschafft.

Aus vielen goldenen Fäden webt uns der Sonntag das Feierkleid der Seele. Festtage sind in der Welt zumeist Erinnerungstage. Auch der Sonntag ist ein Erinnerungstag. Er erinnert uns an den Sieg des Herrn über Tod und Grab, er erinnert uns an den Heimgang zum Vater, er erinnert uns an die Besitzergreifung von seinem Reich. Aber er ist uns nicht fern, er hat sich nicht zurückgezogen, er will bei uns bleiben. Er wird unter uns gegenwärtig als Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedech. Seine beseligende Gegenwart gewährt er uns im heiligen Messopfer. Ich glaube, ich habe Ihnen schon einmal erklärt oder erzählt, wie eines Tages – ich mochte etwa 14 Jahre alt sein – der Physiklehrer zu mir sagte: „Junge, lauf nicht den Pfaffen nach! Glaub nicht an den schwarzen Schwindel! Wenn Du beten willst, geh in den Wald!“ Natürlich kann man im Walde beten. Aber im Walde findet man nicht das Messopfer, im Walde findet man nicht den gegenwärtigen Christus. Hier in der Feier des heiligen Messopfers, wo der gottmenschliche Hohepriester sein einmaliges blutiges Opfer in unblutiger Weise erneuert, hier wird uns die erhabene Wahrheit klar, dass wir Glieder an seinem Leibe sind und dass wir auch untereinander verbunden sind. Eine Geistes- und Lebensgemeinschaft sind wir, mit Christus und untereinander. Haben Sie schon einmal, meine lieben Freunde, darauf geachtet, wie sich der Priester selbst in den Texten der heiligen Messe vor Gott und den Menschen darstellt? Viermal in der heiligen Messe bekennt er sich als unwürdig, nicht wert des heiligen Dienstes, den zu vollziehen ihm aufgetragen ist – viermal. Bei der Darbringung des Brotes bekennt er sich als unwürdiger Diener. Vor dem Empfang des Leibes Christi gedenkt er des Wagnisses, das darin liegt, dass er, Unwürdiger, sich daran macht, den Leib des Herrn zu empfangen. Dann betet er wie die Gläubigen dreimal „Herr, ich bin nicht würdig“. Und am Schluss der Messe, vor dem Segen über das Volk erklärt der Priester noch einmal, dass er als Unwürdiger dieses Opfer dargebracht habe: „Ego indignus“ – ich Unwürdiger. Aus dieser Zusammenstellung mögen Sie ahnen, welche Spannung in einem Priester ist, der täglich das heilige Messopfer als höchste Aufgabe seines Berufes feiert. Er macht sich schuldig, wenn er die Feier unterlässt. Aber er wird auch schuldig, wenn er die Feier nicht in der gebotenen inneren Verfassung vollzieht. Der Priester hat einen Trost: Er bringt das Messopfer nicht allein dar. Die ganze Gemeinde opfert mit. Das ist in den Texten der heiligen Messe deutlich ausgesprochen, und niemand hat es erhellender dargestellt als Pius XII. in seiner großen Enzyklika „Mystici Corporis“. Das Messopfer ist die Gemeinschaftsfeier von Priester und Volk. Jeder Laie, jedes Kind opfert mit. Darum wendet sich der Priester, eher er sich anschickt, in den Kanon einzutreten, zum gesamten Volk mit der Aufforderung: „Betet, Brüder, dass mein und euer Opfer wohlgefällig werde bei Gott, dem allmächtigen Vater.“ Und unmittelbar nach der heiligen Wandlung hebt er die Hände bittend empor: „Wir, deine priesterlichen Diener, aber auch dein heiliges Volk erinnern uns des beseligenden Leidens deines Sohnes, unseres Herrn, seiner Auferstehung von den Toten, seiner glorreichen Himmelfahrt, und wir opfern zugleich deiner herrlichen Majestät aus deinen Gaben und Spenden eine reine Opfergabe, eine heilige Opfergabe, eine unbefleckte Opfergabe: das heilige Brot des ewigen Lebens und den Kelch des immerwährenden Heiles.“

Dem Buchstaben nach ist das Sonntagsgebot erfüllt, wenn wir der heiligen Messe mit ernster Andacht beiwohnen und uns so in die Gemeinschaft der Gläubigen einordnen. Die volle Teilnahme am heiligen Opfer ist jedoch erst dann vollzogen, wenn wir die Frucht des Opfers, die heilige Seelenspeise, vom Altar empfangen. Denn zu einem Speiseopfer gehört der Genuss der Opferspeise. Niemand schaut einem Mahle nur zu; er will mit am Tische sitzen. Lässt er sich zur heiligen Opferspeise auch noch das Brot des göttlichen Wortes in der Predigt reichen, dann fürwahr hat er seine Seele voll gesättigt mit den Gütern des Herrn am Tage des Herrn. Vor einiger Zeit war ich Zeuge, wie ein Vater seine Tochter fragte, weshalb sie der Sonntagsmesse fernbleibe. Sie antwortete: „Die Messe gibt mir nichts.“ Warum gibt ihr die heilige Messe nichts? Weil sie der heiligen Messe nichts gibt! Sie beschäftigt sich nicht mit Wesen, Inhalt und Wirkung des Messopfers. Ihr religiöses Wissen ist gleich null. Sie schaltet ihren Geist nicht ab vom werktäglichen Arbeiten und Genießen. Sie sammelt ihre Gedanken nicht, sie geht nicht ein in die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers

Christi. Sie erweckt nicht ihre Sehnsucht nach Vereinigung mit dem, der uns geliebt und sich für uns dahingegeben hat. Die Messe gibt ihr nichts, weil sie der Messe nichts gibt. Wer sich bemüht, Gott sein Gedenken, seine Aufmerksamkeit, seine Hingabe zu schenken, der wird von Gott reich wiederbeschenkt. Wer Gott etwas gibt, dem gibt Gott reichlich zurück.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Vom Gebrauch der Zeit

02.10.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Nichts ist kostbarer als die Zeit, denn sie ist der Preis der Ewigkeit. Unsere ganze Seligkeit hängt von der Zeit ab. Haben wir die Zeit übel verwendet, werden wir bestraft, haben wir sie nützlich verwendet, werden wir belohnt werden. Ein jeder wird, je nach dem, was er in seinem Leibe Gutes oder Böses getan hat, empfangen. Gott hat die Zeit nicht um unseretwillen, sondern um seinetwillen, um seiner Ehre willen uns geschenkt. Denn wir sind auf Erden, um Gott zu dienen, ihn zu lieben und dadurch in den Himmel zu kommen. Gott will, dass wir die Zeit anwenden, ihn zu verherrlichen. Wer die Zeit nicht für Gott gebraucht, sondern sie seinem Dienste entzieht, der gleicht einem Knecht, der seinem Herrn die Zeit abstiehlt. Wehe, wenn wir die Zeit, die Gott uns gibt, müßig verstreichen lassen! Was nützte es, das sonstige Leben gut zuzubringen und keine schweren Sünden zu begehen? Der bloße Verlust der Zeit ist ein großes Übel und ein wahrhaft erhebliches Übel. Die Zeit, die einmal verloren ist, kehrt nicht wieder. Wo sind so viele verflossene Jahre hin? Jeder Tag, jede Stunde, jeder Augenblick konnte seine Verdienste haben, konnte hundertfältigen Nutzen bringen. Aber was haben wir damit getan? Was für einen Schatz haben wir gesammelt? Was wird in der Stunde des Todes sein? Wie schrecklich und traurig die zwei Worte: Ich konnte, aber jetzt kann ich nicht mehr. Lernen wir, meine lieben Freunde, jetzt so zu leben, dass die Todesstunde uns mehr Freude als Schrecken bringt. Manche schmeicheln sich mit der Hoffnung, lange zu leben. Aber tatsächlich können wir mit keinem einzigen Tag sicher rechnen. Wie viele haben sich mit einer falschen Hoffnung betrogen, alt zu werden? Und doch hat sie Gott abberufen zu einer Stunde, wo sie nicht bereit waren. Wenn wir jetzt nicht für uns selber sorgen, wer wird in Zukunft für uns besorgt sein? Wir werden vielleicht bald um die Frist eines Tages, ja einer Stunde flehen, um nicht ungebessert dahinzuscheiden, aber wir wissen nicht, ob wir diese Frist erhalten werden. Leben wir so, dass der Tod uns nicht unbereitet findet, nicht überraschend eintritt. Alles, was wir denken und tun, soll so gedacht und getan sein, als wenn wir heute noch sterben müssten. Wenn wir heute nicht bereit sind, wie werden wir es morgen sein? Der morgige Tag ist ein ungewisser Tag. Und wer hat es uns verbürgt, dass wir ihn erleben werden? Selig, wer die Stunde des Todes immer vor Augen hat und sich täglich zum Sterben rüstet. Jetzt, da wir noch Zeit haben, lasset uns Schätze sammeln, die nicht vergehen. Die Sorge für unser Heil, für unser ewiges Heil soll unser liebster, unser einziger Gedanke sein.

Auf den Tod folgt das Gericht, das Gott über uns abhalten wird. Dieses Geschehen sollte uns stets vor Augen stehen. In allem, was wir tun, sollen wir auf das Ende schauen und fragen: Wie werde ich vor dem strengen Richter bestehen? Vor dem strengen Richter, vor dem nichts verborgen ist, den keine Gabe bestechen kann, der keine Ausflüchte gelten lässt, der richtet nach Gerechtigkeit? Man kann die Zeit verschwenden mit geschäftigem Müßiggang, vielfältigem Geschwätz, ganz weltlichen Unterhaltungen, langen und unnützen Besuchen, mit Neugierde, alles zu sehen, zu wissen und zu hören, was draußen vorgeht. Wehe, wenn wir die uns anvertraute Zeit so vergeuden! Andere sind immer geschäftig und in Bewegung; sie sind rührig. Aber was ist die Quelle ihrer Unruhe und Bewegung?

Ist es der Geist des Berufes, ist es die Pflicht, ist es der Wille Gottes, oder ist es nur die natürliche Unruhe, der Wissensdrang, die Neugierde, die dazu führt, dass man sich in unzählige Angelegenheiten einmischt, die uns nichts angehen? Das heißt, die Zeit verschwenden, die Zeit unnütz verbringen. Andere verrichten die Arbeiten, die ihnen aufgetragen sind, und doch sind ihre Zeit und ihre Augenblicke verloren. Warum? Weil sie alles nur aus menschlichen Rücksichten tun. Sie haben nicht das große Ziel vor Augen, Gott zu verherrlichen, Gott zu dienen, seine Sache voranzubringen. Kann, was nachlässig und aus zeitlichen Interessen getan wird, kann das vor Gott angenehm sein? Hier auf Erden können wir den Menschen etwas vormachen. Hier gelten wir als tüchtig oder tugendhaft. Aber die Menschen urteilen nach dem Augenschein, Gott schaut ins Herz. Dort fallen die Entscheidungen für oder gegen Gott, im Herzen. Unser Leben muss nicht nur im äußeren Tun einwandfrei und gottgefällig sein, sondern auch in der inneren Gesinnung. Wir müssen aus rechtem Antrieb, aus reinen Motiven, aus lauterer Absichten handeln. Das muss unser Bestreben sein: unsere Motive zu läutern, unsere Absichten zu reinigen. Nicht dafür arbeiten, dass wir von Menschen gelobt und anerkannt werden, sondern dafür arbeiten, dass wir Gottes Ehre mehren. Die Selbstsucht, die Selbstliebe, das Selbstlob, das muss besiegt werden. Werden wir selbstlose, selbstvergessene Menschen.

Aber, meine lieben Freunde, was ist mit der Vergangenheit? Ist sie ganz verloren? Können wir ihr nur Tränen nachschicken? Können wir nichts mehr daran ändern? Gar nichts? Doch, meine lieben Freunde, es gibt einen dreifachen Trost, auch bezüglich unsres vergangenen Lebens, auf das wir mit Sorge und Scham zurückschauen. Welches ist dieser dreifache Trost? Erstens: Wir können und sollen bereuen, was wir gesündigt und verfehlt haben. Reue kommt nie zu spät. Reue ist auch nie überflüssig. Reue wird von Gott immer angenommen, wenn sie echt ist. Reue ist der Schmerz der Seele aus Liebe zu Gott, der Schmerz der Seele ob unserer Verfehlungen. Man hört manchmal höhnische Kommentare zu Männern und Frauen, die in älteren Tagen sich von ihrem sündhaften Leben abgekehrt haben und sich der Religion, der Frömmigkeit zugewandt haben, die ihre Sünden bereuen und Gutes zu tun unermüdlich bemüht sind. Solche Leute werden oft verspottet: Im Alter werden sie fromm! Ja, warum nicht? Wenigstens im Alter. Jetzt, wo sie alt sind, sei es Gott gedankt, dass sie ihr sündhaftes Leben beendet haben, dass sie heimgefunden haben zum Gott der Erbarmung und Vater allen Trostes, Gott sei es gedankt. Was ist daran zu höhnen? Seit wann ist eine Bekehrung tadelnswert? Und wenn sie spät erfolgt, so ist es doch nicht zu spät. Die Arbeiter der elften Stunde im Evangelium gehen nicht leer aus. Sie erhalten denselben Lohn wie die Arbeiter der ersten Stunde. Gott sieht ihre Wende, ihre Reue, ihre Bemühung, gut zu machen, was sie früher unter dem Ansturm der Leidenschaft an Unrecht getan haben. Zweitens: Die Vergangenheit ist nicht völlig unerreichbar für uns, denn wir können Gott bitten, er möge verhüten, dass andere durch uns Schaden genommen haben. Gott kann bewirken, dass unser Fehlverhalten nicht unseren Mitmenschen zum Ruin wird, dass selbst das Ärgernis, das wir gegeben haben, kein Unheil hervorruft; Gott kann es bewirken. Es ist nicht zu spät, für die Menschen zu beten, von denen wir wissen, ahnen oder befürchten, dass wir ihnen ein schlechtes Beispiel gegeben oder mit ihnen gesündigt haben. Wir können flehen: „O Gott, lass keinen, der mir begegnet ist, mit dem ich zu tun hatte, durch mich Schaden genommen haben.“ Gott hat dieses unser Gebet vorausgesehen und um dieses Gebetes willen den Partnern unserer Schwächen und Verfehlungen Gnade erwiesen. Unser Gebet kommt nicht zu spät. Drittens: Schließlich sollten wir für alle beten, denen wir wissentlich oder unwissentlich Unrecht getan oder Schaden zugefügt haben. Und da wir dies ja nicht genau wissen, sollten wir Fürbitte einlegen für alle Menschen, denen wir im Leben begegnet sind: „O Gott, lass keinen von denen verloren gehen, die mir in meinem Leben begegnet sind. Möchten wir uns doch alle im Himmel der Freuden wiederfinden, versöhnt mit Gott und versöhnt miteinander in der seligen Anschauung der göttlichen Herrlichkeit.“ Das ist ein Gebet, das Gott annimmt. Wir sind nicht Herr unserer Zeit, meine lieben Freunde, wir dürfen sie nicht unnütz verbringen. Es gibt kein besonderes Gesetz, das uns eigens vorschreibt, wie wir sie anwenden sollen, aber es gibt das allgemeine Gesetz, das uns vorschreibt, die Zeit gut zu gebrauchen. „Kaufet die Zeit aus, denn die Tage sind böse“, so haben wir heute in der Epistel vernommen. Wie viel Zeit haben wir bis zu dieser Stunde verloren? Können wir uns auch nur auf einen einzigen Tag verlassen, den wir gut und nach Gottes Willen zugebracht haben? Wir müssen so viele böse Tage gutmachen, an denen wir bei Gott nichts verdient, nichts für den Himmel gewonnen haben. Böse Tage sind nicht jene, an

denen wir Kreuz zu tragen und Trübsal zu erleiden haben – das sind keine bösen Tage, das sind gute Tage –, böse Tage sind die, die wir in einem trägen, nachlässigen und sündhaften Leben verbracht haben; das sind die bösen Tage. Sehen wir es als Glück an, wenn Gott uns noch Zeit gibt. Es ist dies eine der kostbarsten Gaben. Aber, wir haben keine Zeit zu verlieren. „Wandelt, solange ihr das Licht habt, damit euch die Finsternis nicht überfalle!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wiedergutmachung

09.10.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Habe Geduld mit mir, ich werde dir alles bezahlen.“ Der Satz enthält eine Bitte und ein Versprechen. Die Bitte geht um Langmut des Gläubigers mit dem Schuldner, um Aufschub für die Begleichung seiner Schuld: „Habe Geduld mit mir.“ Das Versprechen bekundet den guten Willen, die Schuld zu begleichen, und zwar in voller Höhe: „Ich werde dir alles bezahlen.“ Beides, Bitte und Versprechen, passen gut zu uns und zu unserem Verhältnis gegenüber Gott und den Menschen. Wir schulden Gott unseren Dienst. Die erste Frage des alten, guten Katechismus lautete: „Wozu sind wir auf Erden? Wir sind auf Erden, um Gott zu dienen, ihn zu lieben und dadurch in den Himmel zu kommen.“ Also wir haben eine Pflicht zu erfüllen, nämlich den Dienst und die Liebe zu Gott. Der wahrhaftige Christ weiß, dass er Gottes Schuldner ist. Er hat nicht allezeit als Gottes guter Knecht oder als Gottes gute Magd gearbeitet. Er war bequem und nachlässig, unlustig und träge. Der wahrhaftige Christ weiß um die Gnadenangebote und die Gnadenerweise Gottes. Er war schwerhörig gegenüber den Mahnungen und Warnungen Gottes. Er war lässig und unwillig mit Gottes Gnade mitzuarbeiten. Wer von uns muss sich nicht fragen: Hätte ein anderer das Maß an Gnaden erhalten wie ich, hätte er nicht viel besser damit gearbeitet? Wie viel, meine lieben Freunde, sind wir Gott schuldig geblieben? An Tugenden, die wir hätten erwerben sollen? An guten Taten gegenüber den Menschen, die uns begegneten? An Gebetseifer, an Opfergeist, an Apostolatstätigkeit? Der wahrhaftige Christ weiß vor allem um seine Schuld, die er aufgehäuft hat durch die Sünden. Er ist Gott die gebotene Erfüllung seines Willens schuldig geblieben. Er hat durch Übertretung der Gebote Gottes sich schuldig gemacht.

Der wahrhaftige Christ ist sich bewusst, dass er Gottes Schuldner ist. Aber bei dieser Erkenntnis darf man nicht stehenbleiben. Aus der Einsicht muss eine Absicht werden, ein Vorsatz, ein Entschluss: Ich will dir alles bezahlen, was ich dir schuldig bin. Die Schuld soll abgetragen werden. Das ist grundsätzlich und allgemein geschehen durch die Opfertat Jesu Christi. Er hat den Schuldschein, der gegen uns sprach, ans Kreuz geheftet und ihn dadurch eingelöst. Die Begleichung der menschlichen Schuld durch den wahrhaftigen Sohn Gottes nennen wir Erlösung. Man unterscheidet Erlösung im objektiven und im subjektiven Sinne. Erlösung im objektiven Sinne ist das Werk des Erlösers, das, was der Heiland für uns getan, gelitten und gepredigt hat. Subjektive Erlösung ist die Verwirklichung der Erlösung des einzelnen Menschen durch Zuwendung der Früchte der Erlösung an den Einzelnen. Die objektive Erlösung geschah durch Leben, Lehren, Leiden Christi. Sie muss aber vom einzelnen Menschen in der subjektiven Erlösung ergriffen, angeeignet werden, und das verlangt die freie Mitwirkung des Menschen. „Der dich ohne dein Zutun erschaffen hat, will dich nicht erlösen ohne dein Zutun“, sagt Augustinus. Göttliche Kraft und menschliche Freiheit müssen zusammenwirken, damit der einzelne Mensch erlöst wird. Die Aneignung der Erlösung geschieht durch Erfüllung des Willen Gottes, durch das Bemühen, seine Ehre zu fördern, durch die Nachfolge Christi, durch Arbeit, Mühe und Leiden im Namen Christi. Eine Weise, wie sich die Erlösung Christi aneignen lässt, ist das Bemühen, die Defizite der Vergangenheit auszugleichen, der Entschluss: O Gott, ich will dir alles

bezahlen, was ich in der Vergangenheit schuldig geblieben bin. Der Mensch kann uns soll Gott seine Entschlossenheit vortragen, künftig ein zuverlässiger und fleißiger Mitarbeiter im Dienste Gottes zu werden, abzuarbeiten, was er an Schuld aufgehäuft hat, aufzuarbeiten, wessen er schuldig geblieben ist. So erleben wir, dass Menschen, die sich bekehrt haben, angesichts des in der Vergangenheit vernachlässigten Gottesdienstbesuches jetzt häufig, ja, täglich die heilige Messe besuchen. Sie wollen wiedergutmachen, was sie versäumt hatten. Andere, die ihr Geld nur für sich verwendet hatten, werden großzügig, spenden reichlich, ja, stiften ihr Vermögen für gute Zwecke. Sie wollen ersetzen, was sie unterlassen hatten. So, meine lieben Freunde, können wir versuchen zurückzuzahlen, was wir in unserem früheren Leben Gott schuldig geblieben sind.

Aber wir Menschen sind ja nicht nur Gott gegenüber schuldig, wir bleiben auch unseren Mitmenschen schuldig. Wir verweigern ihnen, worauf sie Anspruch haben. Wir versagen ihnen, wozu wir verpflichtet sind. Also als Beispiel: Wir schulden unseren Mitmenschen Achtung. Wir müssen sie anerkennen in ihrer Würde als Geschöpf und als Kind Gottes. Wir müssen ihre Arbeit und ihre Leistung würdigen und schätzen. Aber wie oft, wie oft sind wir leichtfertig, haben wir andere bekrittelt, abgeurteilt, angeprangert? Wir schulden den Menschen unserer Umgebung Vertrauen. Wir müssen davon ausgehen, dass sie willig und ehrlich sind. Aber wie oft waren wir misstrauisch und argwöhnisch? Auf unbegründeten Verdacht hin haben wir sie Verfehlungen bezichtigt. Wir schulden unseren Mitmenschen Verstehen und Hilfsbereitschaft. Wir müssen ein Ohr haben für ihre Kämpfe und Leiden, müssen einen Blick haben für ihre Ängste und Nöte. Die jetzt heilig gesprochene Mutter Teresa hat einmal an ihre Anvertrauten das Wort gerichtet: „Komm nicht zu mir in die Slums, sondern kümmere dich um die Bedürftigen in deiner Umgebung, zunächst in deiner Familie, dann in deiner Nachbarschaft. Schaffe um dich eine Welt der Freude und des Friedens. Schau, ob jemand deine Hilfe braucht, und dann hilf einfach. Tu kleine Werke der Nächstenliebe, aber, ganz wichtig, tu sie für Jesus. Das ist dein Auftrag.“ Was Mutter Teresa hier fordert, ist die Auslegung des göttlichen Gebotes der Nächstenliebe. Wie oft und wie lange haben wir uns dagegen verfehlt? Wie viel sind wir hilfsbedürftigen Menschen schuldig geblieben? Aus dieser Erkenntnis, meine lieben Freunde, muss sich die Bitte, muss sich der Vorsatz erheben: Habe Geduld mit mir, ich werde dir alles bezahlen. Ich will meinen Egoismus, meine Selbstverliebtheit, meine Rücksichtslosigkeit, meine Eigensucht überwinden. Ich will wiedergutmachen, worin ich gefehlt habe. Ich will kein Misstrauen, keinen Argwohn, keinen leichtfertigen Verdacht mehr gegen meine Mitmenschen hegen. Wann und wo ich es getan habe, will ich es aufgeben und von der moralischen Integrität der Mitmenschen ausgehen. Ich will nicht gleichgültig sein gegen Ratlosigkeit, Verwirrung und Not in meiner Umgebung. Es soll mir zu Herzen gehen, wenn sich die Mitmenschen unglücklich fühlen. Der Geizige soll freigebig, der Neidische soll Wohlwollen gegen den Nächsten beweisen. Ich will versuchen wieder gutzumachen, was ich in der Vergangenheit gegenüber meinen Mitmenschen gefehlt habe.

Das Wort „Habe Geduld mit mir, ich werde dir alles bezahlen“ lässt sich auch anwenden auf alle, die uns Wohltaten erwiesen haben. Wir sind ihnen zu Dank verpflichtet. Wir sollen ihnen, soweit es möglich ist, wiedergeben, vergelten, was sie uns getan haben. Das kann geschehen auf die gleiche Weise, wie wir es von ihnen empfangen haben oder auf andere Weise, z.B. durch das Gebet. Das Gebet, das wir für unsere Wohltäter verrichten, ist eine Weise der Wiedergutmachung. Die Pflicht, Unrecht wiedergutzumachen, das man anderen angetan hat, wird in der Theologie Restitution genannt – Wiederherstellung, Wiedergutmachung. Restitution ist die Entschädigung oder der Ersatz für absichtlich herbeigeführte oder billigend in Kauf genommene Schäden bzw. für zugefügtes Unrecht. Restitutionspflicht kann bestehen bei Eigentumsbeschädigungen, bei Verletzung der Ehre, bei Verletzung von Leib und Leben des Anderen, bei Verletzung der Keuschheit. Diese Verpflichtung ist sogar in das Bürgerliche Gesetzbuch aufgenommen worden. Der §823 im BGB bestimmt: „Wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigentum oder ein sonstiges Recht eines anderen widerrechtlich verletzt, ist dem anderen zum Ersatz des daraus entstandenen Schadens verpflichtet.“ Was hier vom Recht gefordert ist, ist auch eine Verpflichtung der Moral. Am deutlichsten ist natürlich diese Verpflichtung beim Eigentum. Wer das Eigentum eines anderen sich angeeignet hat oder beschädigt hat, ist verpflichtet, die entwendete Sache zurückzugeben oder den angerichteten Schaden zu reparieren. „Res clamat ad dominum“, haben schon die alten

Römer gelehrt: Die Sache, das Eigentum ruft nach dem Eigentümer. Die Pflicht zum Ersatz entwendeten oder beschädigten Eigentums reicht vom Mitgehenlassen von Büromaterial bis zum geistigen Diebstahl, dem Plagiat. Die Pflicht zur Wiedergutmachung besteht auch bei Verfehlung gegen den guten Ruf eines anderen. Wer die Ehre des Nächsten antastet, hat die Pflicht, die Schädigung nach Möglichkeit auszugleichen, d.h. der Verleumder muss Widerruf leisten, der Beleidiger muss Abbitte leisten, der Ehrabschneider hat den guten Ruf nach Kräften wiederherzustellen. Verletzungen von Leib, Leben und Keuschheit können freilich nicht wie materielle Schädigung repariert werden. Das positive Gesetz allerdings legt eine angemessene Entschädigung auf im §847 und im §1300 des Bürgerlichen Gesetzbuches. Die Pflicht zur Wiedergutmachung kann auch gegenüber dem Staat bestehen. Der Staat hütet die Güter der Kultur: in Sammlungen, in Museen, in Galerien. Beschädigung staatlichen Besitzes, z.B. durch Zerreißen eines Bildes in einer Bildergalerie oder durch die ungerechte Entwendung, verpflichtet zur Restitution. Näher liegt uns freilich die Verletzung der Steuerpflicht. Die Steuerpflicht ergibt sich aus der Natur des Staates und dem Zweck des Gemeinwohls. Der Staat hat das Recht, Steuern von seinen Bürgern zu verlangen. Die Steuer ist eine pflichtmäßige Zwangsabgabe zu den öffentlichen Lasten und Aufwendungen. Wer die Steuerpflicht in wahrnehmbarem Maße verletzt, ist gehalten, Entschädigung zu leisten. Das ist freilich nicht sehr einfach; manchmal ruft der Staat auf, die Steuerhinterziehungen bekanntzumachen, weil man dann glimpflicher behandelt wird. Aber in jedem Falle: Die moralische Pflicht bleibt bestehen, hinterzogene Steuern auf irgendeine Weise wiedergutzumachen.

Wenn wir also jetzt, meine lieben Freunde, oder in Zukunft die Bitte und das Versprechen vorbringen: „O Herr, habe Geduld mit mir, ich werde dir alles bezahlen“, dann wissen wir, was das bedeutet. Die Bitte geht dahin, dass Gott oder die Menschen uns noch Zeit lassen, unsere Schuld zu begleichen. Dass wir also nach Möglichkeit noch so lange leben und wirken dürfen, bis die Schuld bezahlt ist. Das Versprechen beinhaltet, dass wir entschlossen sind, unsere Schuld abzutragen. Ich werde, ich will; das ist das Bekenntnis eines festen Entschlusses, einer entschiedenen Selbstverpflichtung. Aber es bleibt eine doppelte Ungewissheit. Erstens: Ob uns Gott und die Menschen die Zeit, die wir zu benötigen meinen, unsere Schulden zu bezahlen, gewähren werden, das wissen wir nicht. Ob wir uns in der geschenkten Zeit, zweitens, fähig sind, alles zu bezahlen, wessen wir schuldig sind, ist ebenfalls ungewiss. Aber diese doppelte Ungewissheit darf uns nicht abhalten, mit dem Bezahlen zu beginnen. Gott sieht auf den guten Willen und den Entschluss. „Ich will mich bemühen, Gott Ehre einzulegen. Ich will mich bemühen, die Kirche mit meiner Person zu zieren. Ich will mich bemühen, für Gottes Sache einzustehen und zu werben. O Gott, lass mich dir würdig und gebührend dienen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Christ und die Obrigkeit

16.10.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der zweiundzwanzigste Sonntag nach Pfingsten ist der Tag der Steuerfrage, näherhin des Verhältnisses des Christen zu der weltlichen, der staatlichen Macht. Der Herr hat, wie das eben vorgelesene Evangelium bezeugt, die Grenze zwischen dem Bereich Gottes und dem Bereich der irdischen Gewalt festgelegt, aber nur im Grundsatz. Daraus müssen Folgerungen gezogen und Regeln abgeleitet werden. Diese Arbeit haben die Schriftsteller des Neuen Testaments im Ansatz geleistet. Der Apostel Paulus hat in gewisser Hinsicht die katholische Staatslehre begründet, als er an die Gemeinde in Rom schrieb: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt, denn es gibt keine Gewalt, außer von Gott. Die bestehenden Gewalten aber sind von Gott angeordnet.“ Mit diesen Sätzen wird das sittliche Naturgesetz bestätigt. Es muss doch so sein, dass jede menschliche Gemeinschaft ein Oberhaupt hat. Es muss Führer und Geführte geben, es muss eine Obrigkeit und Untergeordnete geben, sonst zerfällt die Gemeinschaft. Nur wenn die Kräfte einer Gemeinschaft zusammengeführt werden, kann das Wohl der Gesamtheit geschafft und erhalten werden. Und diese Zusammenführung geschieht durch Überordnung und Unterordnung. Die Obrigkeit hat das Recht, Gehorsam zu fordern, und die Untergeordneten haben die Pflicht, Gehorsam zu leisten. „Wer sich der staatlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes“, sagt der Apostel Paulus. „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt“, schreibt Paulus. Petrus bestätigt es: „Unterwerfet euch um des Herrn willen jeglicher menschlichen Ordnung.“ Wer in den Besitz der staatlichen Macht gelangt ist, hat Anspruch auf Achtung und Gehorsam der Bürger. Selbst einem Regime, das unrechtmäßig zur Herrschaft gekommen ist, ist um des Gemeinwohls willen Gehorsam zu leisten, und wenn es Bestand hat, ist es auch anzuerkennen. Der Besitzer der staatlichen Gewalt verliert den Anspruch auf Achtung und Gehorsam nicht, wenn er Unrecht verübt. Die Urchristenheit hat es uns gezeigt. Die Regenten des Römischen Reiches haben Jahrhunderte lang, allerdings in Abständen, das Christentum verfolgt, die Christen inhaftiert, bestraft, hingerichtet, aber die Christen haben nicht daran gedacht, diesem Reich den Gehorsam zu verweigern in allen Dingen, die nicht vom christlichen Sittengesetz verboten sind. Es ist dieses Reich, von dem Paulus schreibt: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt.“

Es ist übrigens zu fragen, ob es überhaupt je ein politisches System gegeben hat, das frei von jedem Unrecht war. Solange die Obrigkeit nicht zum Verderben des von ihr regierten Volkes wird, muss ihr Gehorsam geleistet werden. Wenn eine Staatsgewalt überwiegend ungerecht wirkt, gibt es Mittel dagegen. Zunächst: Passiver Widerstand, d.h. man verweigert den Gehorsam für alle sündhaften Anordnungen. Dann: Gebrauch aller verfassungsmäßigen Mittel zur Abwehr von Unrecht und Sünde. Weiter: Persönliche Notwehr, wenn diese geboten ist. Und schließlich und letztlich: Aktiver Widerstand, wodurch das schwere Unrecht beseitigt und das Gemeinwohl nicht noch mehr geschädigt wird. Die höchste Not des Volkes, die heillose Zerrüttung des öffentlichen Wohles, die Erschöpfung aller gesetzlichen Mittel gestatten den Sturz eines ungerechten Regimes. In diesem Falle der Notwehr ist gemeinsamer aktiver Widerstand erlaubt. Allerdings dürfen die zu erwartenden Übel nicht größer sein als die gegenwärtigen; es muss eine Besserung eintreten können. Diese Bedingungen waren in

Deutschland im Jahre 1944 erfüllt. Es war sicher erlaubt, das Regime Hitlers zu stürzen. Seine Verbrechen waren exorbitant, die von ihm angerichteten Schäden ungeheuerlich; das Regime Hitlers hatte seine Existenzberechtigung verwirkt. Eine andere Frage war, ob ein Umsturzversuch Aussicht auf Erfolg hatte. Unter Berücksichtigung aller Fakten, Kräfte und Umstände wird man sagen müssen: Ein solcher Versuch war aussichtslos. Das Regime war jeder inneren Bedrohung gewachsen. Hätten also die Geschehnisse des 20. Juli 1944 unterbleiben sollen? Nein. Die Tatsache, dass das Gewissen führender deutscher Männer und Frauen gegen das Unrechtregime Hitlers aufstand, diese Tatsache war von höchstem sittlichem Wert. Der uneigennützte Versuch, Unrecht zu beseitigen und Schaden zu beenden, gab dem deutschen Volke das Beispiel des Vorrangs des Rechtes und der Gerechtigkeit vor der Gewalt und vor dem Nutzen. Es war wirklich das andere Deutschland, das am 20. Juli 1944 zur Tat schritt und den Befreiungsschlag versuchte. Wie die Verhältnisse lagen, konnte eine Beseitigung des nationalsozialistischen Regimes nur erfolgen, wenn dessen oberster Träger ausgeschaltet wurde. Manche dachten an eine Festnahme und einen Prozess gegen Hitler; das war aussichtslos. Es war völlig unmöglich, Hitler vor ein deutsches Gericht zu stellen; es blieb nur seine Entfernung durch Tötung. Das gemeinsame Urteil aller rechtlich Denkenden, die die Verhältnisse überblickten und die verbrecherische Persönlichkeit des Führers durchschauten, konnte nur dahingehen: Der Mann hat sein Leben verwirkt, er muss beseitigt werden.

Nun ist es seit längerer Zeit üblich geworden, unsere Kirche der Komplizenschaft mit dem Dritten Reich zu bezichtigen oder ihr wenigsten vorzuwerfen, nicht mit dem Regime gebrochen zu haben. Was ist dazu zu sagen? Man kann zu den Inhabern der staatlichen Macht gute oder schlechte Beziehungen unterhalten, aber man kann nicht gar keine Beziehungen unterhalten. Denn das Leben, die pure Existenz fordert, dass man mit ihnen Beziehungen unterhält. Weil das Volk – und natürlich auch die Kirche – in mancher Hinsicht vom Staat abhängig ist, muss das Volk, muss die Kirche Verbindung zur staatlichen Macht aufnehmen und bewahren, dabei kann es auf die Rechtmäßigkeit und Qualität der Regierung nicht ankommen. Das Land, das von Hitler und seinen Anhängern regiert wurde, war Deutschland und blieb das Vaterland der Deutschen. Die Regierung, an deren Spitze Hitler stand, versah bis zum Ende viele wichtige und unerlässliche Funktionen einer rechtmäßigen Regierung. Sie sorgte für Nahrung, Kleidung und Wohnung der Bürger, sie schützte sie vor gemeinen Verbrechen, sie erhielt den Verkehr und die Post aufrecht, sie gab Millionen Menschen Arbeit. Auch Einrichtungen wie die Militärseelsorge, der Religionsunterricht und die Kirchensteuer blieben bis zum Ende des Dritten Reiches erhalten. Die Seelsorge war gewährleistet, der Gottesdienst konnte gehalten werden. Und deswegen versteht es sich, dass der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Breslauer Erzbischof Adolf Kardinal Bertram, an jedem 20. April Glückwünsche zum Geburtstag des Führers und Reichskanzlers darbrachte. Er war davon überzeugt, dass dieser Mann die staatliche Gewalt verkörperte, der er in allen Dingen, ausgenommen das Böse, Gehorsam zu leisten hatte. Die Gepflogenheiten und die Höflichkeit geboten, den Geburtstag des ersten Mannes im Staate nicht zu übersehen. Das Gegenteil wäre übel vermerkt worden und hätte das Klima der Feindseligkeit gegen die Kirche noch verschärft. Wenn man wissen will, wie korrekt und einwandfrei der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz gehandelt hat, braucht man nur sein Verhalten zu vergleichen mit dem Patriarchen der orthodoxen Kirche in Russland – dort bestanden ja ähnliche Verhältnisse wie in Deutschland. An der Spitze des Staates stand Josef Stalin, der Millionen seiner Untertanen in den Tod befördert und die russischen Christen grausam verfolgt hat. Was tat der Patriarch? Er rief die Gläubigen – ich zitiere jetzt wörtlich – „zu Gebeten für die göttlich beschützte russische Macht und für ihre Behörden unter der Leitung des weisen Führers Stalin“ auf, „den der Wille Gottes erwählt und eingesetzt hat“. Es wurde gebetet um Gottes Beistand für ein langes Leben des großen Führers. So hat kein katholischer Bischof von Hitler gesprochen wie der orthodoxe Patriarch von Stalin. Das Deutsche Reich und der Heilige Stuhl unterhielten diplomatische Beziehungen. In Rom residierte der deutsche Botschafter, in Berlin der päpstliche Nuntius. Der Apostolische Stuhl hielt die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland auch unter der nationalsozialistischen Diktatur aufrecht, und diese selbst hat sie ebenfalls nicht abgebrochen. Diplomatische Beziehungen sind kein Werturteil über ein politisches System, sie sind ein Mittel, über kontroverse Gegenstände sprechen zu können. Wenn man keine Vertreter hat, kann man sich nicht an die entsprechende Regierung wenden. Die Aufnahme und die Unterhaltung

diplomatischer Beziehungen sind keine unzulässige Kollaboration mit einem ungerechten Regime. Sie sind die übliche Weise, wie Mächte miteinander verkehren. Auf dem Weg diplomatischer Beziehungen konnte die Kirche, konnte der Apostolische Stuhl Hitler und seiner Regierung seine Forderungen, seine Beschwerden vorbringen; und das ist getan worden. Der Heilige Stuhl hat nichts falsch gemacht und sich nichts vergeben. Er hat weder gegen Grundsätze des Glaubens noch gegen Prinzipien der katholischen Soziallehre verstoßen. Die Kirche ist eben keine Partei. Dass die Kommunisten den Nazismus mit Bausch und Bogen ablehnten, ist verständlich, denn die Bewegung Hitlers und ihre Gefolgsleute waren Konkurrenten der Kommunisten. Aber eine derartige Einstellung ist der Kirche unmöglich. Sie weiß sich mit ihrer Sendung an alle Menschen gewiesen, auch an diejenigen, die sich politisch verirrt haben, die Unrecht tun, die ein ungerechtes System aufrechterhalten. Wo ethische Prinzipien im Spiel sind, müssen parteipolitische Erwägungen schweigen. Wer vom Staat etwas erreichen und wer die Lebensmöglichkeit der Kirche erhalten will, der muss mit den Machthabern Verbindung aufnehmen. Die Kirche muss, wenn sie ihrer Sendung nachkommen will, mit den Mächtigen sprechen und versuchen, den Freiraum ihrer Tätigkeit zu erhalten.

Gespräche zwischen Kirche und Staat sind notwendig und sie können zu Vereinbarungen führen, zu Verträgen, zu Abkommen. Nur Hämte und Hass können Verhandlungen und Verträge, welche die Kirche mit Diktatoren führt und abschließt, als sittlich unzulässig ablehnen. Die göttliche Vorsehung kann sich auch ungerecht Regierender bedienen, um Segen für die Regierten zu erreichen. Papst Pius XI. hat mit dem faschistischen Diktator Benito Mussolini die römische Frage gelöst. Alle vorhergehenden Regierungen waren unfähig, die Konflikte zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Land Italien auszuräumen. Benito Mussolini hat in jahrelangen Verhandlungen eine zufriedenstellende Lösung der römischen Frage herbeigeführt. In der Zeit der Weimarer Republik, also von 1919 bis 1933, waren in Deutschland mehrere Anläufe genommen worden, einen Vertrag, ein Konkordat mit dem Heiligen Stuhl abzuschließen. Diese Anläufe waren allesamt an der Katholikenfeindschaft der überwiegenden Zahl der politischen Kräfte gescheitert. Jetzt bot die Regierung Hitler dem Heiligen Stuhl den Abschluss eines Reichskonkordates an – Hitler bot es an, nicht die Kirche hat darauf gedrungen. Die Ablehnung des Angebotes wäre eine unbegreifliche Torheit und gleichzeitig eine unerhörte Brückierung der deutschen Regierung, ja, der deutschen Nation gewesen. Die Nationalsozialisten hätten darüber triumphiert: Die Kirche will ja nicht. Die Kirche will ja keinen Ausgleich. Vernunft und Moral, internationale Gepflogenheiten und das Wohl der deutschen Katholiken sprachen für die Annahme des Angebotes. Im Konkordat versprach die staatliche Seite die Gewährleistung und Sicherung der wesentlichen kirchlichen Belange: Gottesdienst, Seelsorge, Religionsunterricht, theologische Fakultäten; das alles wurde in diesem Vertrage verbürgt. Das Reichskonkordat diente fortan als unabwiesbare Rechtsgrundlage für die Eingaben und Beschwerden des Heiligen Stuhles. Bei allen Unrechtsmaßnahmen konnte der Heilige Stuhl das Regime hinweisen: Ihr habt uns ja versprochen, das zu gewährleisten, was ihr jetzt nicht wahrhaben wollt. Wenn das Konkordat auch von Seiten der Regierung vielfach unbeachtet blieb oder durchlöchert wurde, so blieb es doch bis zum Ende des Dritten Reiches bestehen und besteht heute noch. Die Behauptung, das Reichskonkordat habe die Regierung Hitler gefestigt und ihr internationale Reputation verschafft, trifft nicht zu. Die Regierung benötigte keine Festigung als das Reichskonkordat abgeschlossen wurde; sie saß fest im Sattel. Alle Parteien hatten sich aufgelöst, viele politische Gegner saßen im Gefängnis. In der Staatenwelt wurde das Ansehen Hitlers nicht vermehrt durch das Reichskonkordat, weil die Mehrzahl der Regierungen von Gegnern der katholischen Kirche beherrscht war. Ein Vertrag mit dem Heiligen Stuhl vermochte die deutsche Regierung nicht mit mehr Ansehen auszustatten, sondern sie gab sie dem Gespött preis. Auch in der Folgezeit ließen die deutschen Bischöfe den dünnen Faden zu dem Regime nicht abreißen. In zähen Verhandlungen erreichten sie immer wieder die Einstellung oder die Abmilderung kirchenfeindlicher Maßnahmen. Es ist bekannt, dass Hitler selbst das Vorgehen von Regierung und Partei gegen die Kirche in manchen Fällen gestoppt hat. Durch Gespräche mit den Machthabern des Dritten Reiches gelang es den deutschen Bischöfen zu erreichen, dass Hunderte katholischer Priester, die sich in den Konzentrationslagern befanden, im Block 26 des Konzentrationslagers Dachau zusammengefasst wurden und die Möglichkeit bekamen, dort jeden Tag die heilige Messe zu feiern. Man spottete damals, das sei ein kleines Konkordat, aber immerhin, es war ein

kleines Konkordat und hatte Nutzen gebracht. Nein, meine lieben Freunde, ich habe diese ganze Zeit bewusst erlebt und kann nur sagen: Die deutschen Bischöfe haben in dieser Zeit nicht versagt, sie haben sich nichts vergeben. Sie haben sich an die katholische Sozialethik und Staatslehre gehalten und sind auf diesem Gebiet treu dem Gesetze Gottes geblieben. Und dieses Gesetz lautet: Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt. Man muss ihr untertan sein, nicht nur um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen. „Gebet ihr also, was ihr schuldig seid: Steuer, wem Steuer, Zoll, wem Zoll, Ehrfurcht, wem Ehrfurcht, Ehre, wem Ehre gebührt.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Mitwirkung zum Bösen anderer

23.10.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Mensch ist im Guten und im Bösen nicht allein. Er steht in einem sozialen Zusammenhang. Dieser kann den sittlichen Fortschritt erleichtern, weil man eben ein Beispiel von Menschen hat, die Gutes tun. Er birgt aber auch zahlreiche Gefahren sittlicher Entgleisung in sich. Man kann in die Sünden anderer verwickelt werden zum Schaden des Nächsten und des eigenen Heiles. Das Christentum hat den Gedanken der sittlichen Solidarität der Gesellschaft in die Menschheit eingeführt und das Gefühl der Verantwortung füreinander und die Sorge für fremdes Seelenheil. Die Heilige Schrift spricht ihr „Wehe!“ aus über alle Verführer und Ärgernisgeber. Sie sind vielfach die Hauptursache des entstehenden Bösen. Aber die Heilige Schrift warnt ebenso häufig auch vor der Beteiligung an den Sünden anderer – von den Theologen Mitwirkung genannt. So heißt es z.B. zum Hehler: Wer mit dem Diebe teilt, hasst seine Seele. Bei der Mitwirkung liegt der Nachdruck nicht darauf, dass und wie der Nächste beeinflusst wird, sondern darauf, ob und wie ich selbst an der Sünde des Nächsten mitschuldig werde. Die Mitwirkung im hier gemeinten Sinne zu fremder Sünde ist die Beihilfe zu der von anderen bereits gewollten Sünde.

Zum besseren Verständnis muss ich Ihnen, meine lieben Freunde, eine Reihe von Arten der Mitwirkung vorlegen. Man unterscheidet zuerst die formelle und die materielle Mitwirkung. Formell wirkt mit, wer in die sündhafte Absicht des anderen einstimmt. Formell wirkt also mit, wer der Sünde des anderen zustimmt, wer sie lobt, wer sie verteidigt. Das ist die Lehre von den fremden Sünden. Man kann sich an fremden Sünden schuldig machen, indem man sich irgendwie als Verursacher dieser Sünden betätigt. Es gibt 9 fremde Sünden: Befehl, Rat, Zustimmung, Schmeichelei, Zufluchtgewähren, Teilnahme, Stillschweigen, Nichthandeln, Nichtanzeigen. Die formelle Mitwirkung kann wieder sein eine ausdrückliche oder eine einschlussweise. Ausdrücklich nehme ich formell an der Sünde des anderen teil, wenn ich die Sünde als solche beabsichtige. Einschlussweise nehme ich teil, wenn die Sünde ihre Natur nach oder den Umständen nach notwendig zur Sünde des anderen führt. Wer die Kindstötung im Mutterschoß mit ausführt, z.B. der Assistenzarzt, begeht die Sünde des Kindermordes, auch wenn er diesen innerlich ablehnt. Formelle und materielle Mitwirkung sind wesentlich voneinander unterschieden. Die formelle Mitwirkung zur Sünde ist selbst Sünde und immer unerlaubt. Materielle Mitwirkung ist gegeben, wenn nur tatsächlich Hilfe zu der Sünde geleistet wird, die Sünde selbst aber nicht gewollt wird. Materiell wirkt mit, wer lediglich Dienste bei sündhaftem Tun leistet, ohne die sündhafte Absicht zu bejahen. Bei der materiellen Mitwirkung ist die Handlung weder in sich selbst – also ihrer inneren Beschaffenheit nach – noch durch die Absicht des Handelnden auf die Sünde des anderen ausgerichtet. Die Handlung wird vielmehr gegen den Willen des materiell Mitwirkenden und oft sogar ohne sein Wissen als rein physisches Tun vom Sünder ausgenutzt. Ein Beispiel: Ein Waffenhändler verkauft einem Mann ein Jagdgewehr. Dieser aber benutzt das Jagdgewehr, um einen anderen zu ermorden. Die Tat wäre nicht geschehen ohne das Gewehr, aber der Verkäufer wollte die Tat nicht und ahnte sie gar nicht. Sie ist geschehen, ohne dass er daran Anteil gehabt hatte; diese Mitwirkung ist ohne Zweifel erlaubt. Die materielle Mitwirkung, die erkennbar als Vorbereitung

zu einer sündhaften Tat dient, ist normalerweise unerlaubt, wenn ich also erkenne, dass sie zu einer sündhaften Tat führt. Aber infolge der Verflochtenheit der Menschen miteinander kann eine solche Mitwirkung sittlich erlaubt sein. Sie ist erlaubt, wenn die Handlung selbst gut oder indifferent ist und ein entsprechend schwerwiegender Grund vorliegt. Man unterscheidet bei der Tat positive und negative Mitwirkung. Die positive Mitwirkung hat eine Handlung zum Gegenstand. Hier wirkt man mit durch persönlichen Einsatz, durch Helfen. Die positive Mitwirkung verursacht der Wille; er trägt dann auch die Verantwortung für die sittliche Richtung und Beschaffenheit der Handlung. Er ist mit schuld am Bösen, was naturgemäß in der Handlung liegt und aus ihr folgt. Positive Mitwirkung zum Bösen ist unerlaubt. Die negative Mitwirkung besteht im Unterlassen. Hier wirkt man mit durch Nachlässigkeit, Versäumnis, Stillschweigen oder Verheimlichung. Eine Unterlassung ist dann Sünde, wenn die Pflicht besteht zu handeln. Solches ist der Fall, wenn jemand kraft Rechtes oder kraft Liebe mit dem Nächsten verbunden und für ihn verantwortlich ist. Ein Bischof, der es unterlässt, die Normen bzgl. des geschlechtlichen Lebens seinen Diözesanen vorzulegen, macht sich sündhafter Unterlassung schuldig. Man unterscheidet weiter mittelbare und unmittelbare Mitwirkung. Die materielle Mitwirkung kann unmittelbar oder mittelbar sein. Unmittelbar wirkt mit, wer sich an der Tat beteiligt, wer also direkt an der Sünde des anderen teilnimmt. Wenn z.B. ein Wilderer einem Jäger das Wild zutreibt, das ist unmittelbare Mitwirkung zur Wilderei. Mittelbare materielle Mitwirkung liegt vor, wenn man dem Sünder irgendwelche Mittel, Werkzeuge zur Tat liefert. Ein Gastwirt, der einem Gast berauschende Getränke verabreicht, durch die er betrunken wird, wirkt mittelbar mit. Mittelbar wirkt mit, wer an der Vorbereitung einer Tat beteiligt ist. Der Fahrer des Fahrzeugs, der den französischen Präsidenten Hollande zur Unzucht bringt, dieser Fahrer begeht materielle Mitwirkung. Die materielle Mitwirkung kann eine notwendige oder nicht notwendige sein. Bei der notwendigen Mitwirkung kann die Sünde nicht ohne die Mitwirkung geschehen, z.B.: Wer als Abgeordneter an einem schlechten Gesetz mitwirkt, ist notwendiger Mitwirker. Nicht notwendig ist eine Mitwirkung, wenn ein Taxifahrer einen Dieb an eine Stelle bringt, an der dieser seinen Diebstahl begeht. Die materielle Mitwirkung kann sein eine nächste, eine entferntere oder eine entfernte, je nachdem, wie die Nähe zur Sünde des anderen beschaffen ist. Also: Das Halten einer Leiter zum Einbruchsdiebstahl ist eine nächste Mitwirkung. Das Hintragen der Leiter zum Ort des Vergehens ist eine entferntere Mitwirkung. Der Verkauf der Leiter ist eine entfernte Mitwirkung. Sie erkennen sofort den Unterschied zwischen diesen drei Arten. Je nach der Nähe zu der Tat: nächste Mitwirkung, entferntere oder entfernte Mitwirkung. Die Wahl eines Abgeordneten, vor dem man weiß, dass er religionsfeindliche oder unsittliche Gesetzentwürfe unterstützen wird, dürfte eine entferntere Mitwirkung zu diesen Gesetzentwürfen sein.

Die sittliche Beurteilung der materiellen Mitwirkung zur Sünde anderer ist für die Lebenspraxis enorm wichtig, aber sie ist nicht immer einfach. Die Menschen sind in Arbeit und Leben eng mit der Gesellschaft verflochten. Damit verbunden sind erhöhte, aber oft unvermeidliche Fernwirkungen des einzelmenschlichen Handelns. Jeder Mensch ist verstrickt in soziologische Handlungszusammenhänge, und daraus ergibt sich, dass es für den Menschen unmöglich ist, jede materielle Mitwirkung zur Sünde anderer, vor allem jede entfernte Mitwirkung zu vermeiden. Aber man muss die Grundsätze kennen, nach denen eine materielle Mitwirkung erlaubt oder unerlaubt ist. Die materielle Mitwirkung zur Sünde eines anderen ist dann erlaubt, wenn die Mitwirkungshandlung nach den Regeln über das indirekt Gewollte oder über die Zulassung der bösen Folge einer an sich sittlich guten Tat erlaubt ist. Dann darf man also die Handlung oder Unterlassung setzen, obwohl man die schlechten Folgen voraussieht. Man darf es, wenn vier Voraussetzungen gegeben sind. Erstens: Die Ursache, also die eigene Handlung, muss in sich selbst gut oder wenigstens indifferent sein. Zweitens: Die gute Folge muss wenigstens gleich unmittelbar aus der Ursache hervorgehen wie die schlechte Folge. Drittens: Die Absicht des Handelns muss sittlich gut sein. Viertens: Es muss ein entsprechend wichtiger Grund vorliegen, ein positiver, persönlicher oder allgemeiner Wert oder Vorteil, der das Negative, nämlich die böse Folge, aufwiegt. Das Abwägen dieses Grundes, das ist unsere eigentliche Aufgabe, das ist dem gewissenhaften Urteil im Einzelfall überlassen. Man nennt dieses Abwägen das Kompensationsprinzip; Kompensation heißt Ersatz. Das Kompensationsprinzip besagt folgendes: Je größer und wahrscheinlicher bei Mitwirkung und je unwahrscheinlicher bei nicht erfolgender Mitwirkung die drohende Sünde ist, je intensiver der geübte Einfluss ist, je weniger der andere zu seiner Handlung

berechtigt ist, je größer die Verletzung der Nächstenliebe durch die primäre Handlung ist, desto dringender muss der Kompensationsgrund sein.

Ich will Ihnen ein paar Beispiele geben. Materielle Mitwirkung zu einer bösen Handlung kommt in erster Linie in Frage, wenn Regierungen Böses tun und die Untertanen, die Bürger, daran beteiligen. Ich habe im Jahre 1944 in einer Rüstungsfabrik arbeiten müssen – Zwangsarbeit. Neben mir waren Hunderte von jüdischen Frauen aus Holland, die die gleiche Arbeit verrichteten. Weder ich noch die Frauen waren an Hitlers Krieg beteiligt. Wir wollten den Frieden haben und haben das System gehasst. Diese jüdischen Frauen wollten natürlich auch nicht den Krieg Hitlers unterstützen, aber sie standen vor der Wahl, entweder ihre Arbeit so gut wie möglich zu verrichten und somit zu ihrem Teil die Kriegsmaschine im Laufen zu halten oder bei Arbeitsverweigerung dem Tod überliefert zu werden; das war die Alternative. Sie leisteten tatsächlich Mitwirkung bei der Fortführung des ungerechten Krieges, aber ihre Mitwirkung war eine ganz entfernte. Die Handgriffe, die sie zur Herstellung von Röhren – Telefunken – verrichteten, hatten für das kriegerische Geschehen kaum eine Auswirkung. Die Erhaltung ihres Lebens war ein genügend wichtiger Grund, um diese Arbeit zu verrichten. Mein Vater war Eisenbahner. Die Eisenbahner fuhren die Züge mit den Juden, die nach Auschwitz gingen. Sie wussten oder ahnten, was die Menschen dort erwartete. Die Eisenbahner, welche die Züge fuhren, leisteten Mitwirkung zu ihrer Tötung, denn ohne ihren Dienst wären die Gaskammern leer geblieben. Aber dies war eine bloß materielle Mitwirkung, denn sie bejahten ja das Schicksal der von ihnen transportierten Juden selbstverständlich nicht. Es war dazu auch noch eine entfernte Mitwirkung, denn das bloße Herbeischaffen der zum Untergang bestimmten Personen war keine Beteiligung an ihrer Beseitigung. Bei Weigerung die Züge zu fahren, hätten sie nicht nur ihren Arbeitsplatz verloren, sondern wären als Beamte mit schweren Strafen, evtl. mit der Todesstrafe belegt worden. Auch im privaten Leben stehen Christen nicht selten vor der Frage, ob sie sich an bestimmten sündhaften Handlungen anderer beteiligen dürfen. Ich werde manchmal gefragt, ob Eltern an der Hochzeit ihres Kindes teilnehmen dürfen, das eine Mischehe mit einem Nichtkatholiken, vielleicht sogar mit einem Mohammedaner, und unter Zusage nichtkatholischer Kindererziehung eingeht. Ihre Teilnahme kann nämlich so ausgelegt werden, dass sie die Entscheidung ihres Kindes bejahen und sie unterstützen; das wäre formelle Mitwirkung, die nicht erlaubt ist. Kann die Mitwirkung eine materielle werden? Sie kann es. Nämlich wenn die Eltern klar zu erkennen geben, dass sie die Verbindung nicht billigen, dann dürfen sie aus Höflichkeit und Nächstenliebe, um der Verbindung Dauer zu verleihen, die Hochzeit besuchen. Ähnliche Fragen kommen bei der Vermietung von Wohnungen an mich heran. Wer eine Wohnung vermietet, sieht sich häufig vor die Frage gestellt, ob er sie einem nicht verheirateten Paar vermieten darf. Man wird die Frage dahin beantworten müssen: Wenn der Vermieter die Möglichkeit hat, die Wohnung regulär Verheirateten zu vermieten, dann muss er diese Möglichkeit nutzen. Aber wenn er diese Möglichkeit nicht hat, dann darf er sie auch an das irregulär zusammenlebende Paar vermieten, denn da liegt nur eine entfernte Mitwirkung zur Sünde vor. Diese entfernte Mitwirkung wird aufgewogen durch den Zweck der Vermietung, nämlich Wohnraum anzubieten und Mieteinnahmen zu erzielen. Auch im kirchlichen und priesterlichen Leben, meine lieben Freunde, kommen Fälle materieller Mitwirkung zur Sünde vor. Denken Sie an folgenden Fall: Zwei Personen wollen kirchlich heiraten. Sie gehen beide vor der Hochzeit zur heiligen Beichte. Die Frau bekennt schwere Sünden, die sie mit dem Mann begangen hat. Der Mann bekennt diese Sünden nicht. Der Beichtvater ist durch das Beichtsigel gebunden. Es ist ihm verboten, den Mann auf das Bekenntnis der Frau aufmerksam zu machen und zur Vervollständigung seines Bekenntnisses aufzufordern. Er darf das Wissen aus der Beichte der Frau gegenüber dem Mann nicht verwenden. Er muss dem beichtenden Mann ebenso sein Bekenntnis als aufrichtig abnehmen wie der Frau, denn dem Pönitenten ist zu glauben. Er muss ihm ebenso die Absolution erteilen wie der Frau, obwohl er weiß, dass diese Absolution ungültig ist. Er muss bei der Brautmesse am nächsten Tage dem Mann ebenso die Kommunion reichen wie der Frau. Diese Handlungen des Priesters sind von großer innerer Not des Priesters begleitet. Aber sie müssen geschehen zum Schutz des Beichtsigels, das unter keiner Rücksicht gebrochen werden darf. Die Frage der materiellen äußerlichen Mitwirkung zur Sünde anderer ist eine stete Herausforderung für gewissenhafte Christen. Sie müssen sich nicht selten zwei Fragen stellen und darauf antworten. Erstens: In welcher Nähe steht mein Verhalten zu der Sünde, die

ein anderer vollbringt? Zweitens: Wenn ich mich entschieße, den Beitrag zur Sünde des anderen zu leisten, welche entschuldigenden Gründe habe ich? Hier ist das wache Gewissen gefragt. Laxheit und Ängstlichkeit sind schlechte Berater bei einer Entscheidung. Die Vernunft, die Vernunft, die in Gott ruht, sie weiß immer den Weg.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wurzel und Inhalt des Königtums Jesu Christi

30.10.2016 (Christkönigsfest)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Jesus, König, o dein Herz ruft uns alle himmelwärts. Königsherz, ihm keines gleich, zu uns komme dein Königreich. Jesus, König hoherhoben, Lieb und Treue wir geloben. Jesus, König hoherhoben, Lieb und Treue wir geloben.“ So hat die katholische Jugend in der Zeit des Dritten Reiches am Gottbekenntnistag – und das war immer der Trinitatissonntag – gebetet. Sie hat sich zu ihrem König, Jesus, bekannt gegen alle Führer und Verführer auf Erden. In der Zeit der Unterdrückung und Verfolgung hat die Jugend sich zu ihrem König, Christus, bekannt. Jesus Christus ist ein König. Im Alten Bunde war sein Königtum vorherverkündigt. Im Psalm 2 heißt es: „Ich habe mir selbst einen König gesalbt auf Sion, meinem heiligen Berg.“ Und im Psalm 71 ist die Rede von einem gerechten König, der über die ganze Welt regieren wird, der ein weltumspannendes Reich besitzt. Die Propheten haben diese Verkündigung aufgenommen. Der Prophet Isaias: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn wird uns geschenkt. Die Herrschaft ruht auf seinen Schultern. Wunderrat ist sein Name, starker Gott. Sein ist die Fülle der Herrschaft, der Friede nimmt nimmer ein Ende. Herrschen wird er auf Davids Thron über sein Reich.“ Der Prophet Daniel sah „einen Menschen auf den Wolken des Himmels, und ihm ward Herrschaft von Gott gegeben, Ehre und Reich. Ihm müssen alle Völker, Nationen und Zungen dienen. Seine Herrschaft wird ewig dauern.“ Diese Verheissungen wurden im Neuen Bunde erfüllt. Das Neue Testament bestätigt die alttestamentlichen Weissagungen. Der Engel Gabriel verkündet Maria: „Du sollst einen Sohn gebären und seinen Namen Jesus nennen. Er wird groß sein und Sohn des Allerhöchsten genannt werden. Gott, der Herr, wird ihm den Thron seines Vaters David geben. Und er wird über das Haus Jakob herrschen in Ewigkeit, und seines Reiches wird kein Ende sein.“ Aus dem Morgenlande kommen weise Männer, Astrologen, nach Jerusalem; sie haben den Königsstern gesehen. „Wir sind gekommen, den neugeborenen König von Juda anzubeten.“ Jesus ist in die Verheißung eingetreten, die von ihm gemacht wurde. Er hat sich selbst als den angekündigten Messias König gewusst. Als Nathanael von ihm ausrief: „Rabbi, du bist der König von Israel!“, da hat er die Aussage nicht abgewehrt, sondern da hat er sie bestätigt, das ist ein Bestandteil seines Selbstbewusstseins.

In seiner eigenen Verkündigung erscheint Christus zunächst als Herold des Königtums des himmlischen Vaters. Aber er bringt ja das Reich Gottes, in ihm ist es ja angebrochen. Und so ist er der Königssohn, ebenso König wie sein himmlischer Vater. In seinem Prozess vor dem Statthalter Roms holt Jesus zur feierlichen Proklamation seines Königtums, seiner Macht und Würde aus. Er bekennt sich vor Pilatus als König. „Du bist also doch ein König?“ fragt der Prokurator. „Ja, du sagst es, ich bin ein König.“ Ohne Abschwächung und ohne Deuteln fügt er hinzu: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe.“ Und gleichzeitig erklärt er, wer seine Angehörigen, seine Untertanen, die Glieder seines Reiches sind: „Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme“, d.h. er unterwirft sich mir. Dieses Bekenntnis geschah in einem öffentlichen Prozess, also vor aller Welt. Jeder konnte es hören: Juden und Heiden, das Volk von Jerusalem und die Besatzungstruppen. Die Zeitzeugen haben gut aufgepasst und Jesus verstanden. Die Soldaten, die Jesus vor der

Hinrichtung verspotteten, zollten seiner Herrschaft Anerkennung – ungewollt. Sie legten ihm einen Purpurmantel um, wie die Könige ihn tragen. Sie gaben ihm ein Zepter in die Hand, wie es die Könige führen. Und sie beugten die Knie vor ihm und sprachen: „Sei begrüßt, König der Juden!“ Damit bezeugten sie seinen Anspruch, ein König zu sein. Und der Prokurator Pontius Pilatus trug dafür Sorge, dass der Herrschaftsanspruch Jesu in den Titulus, der über dem Kreuz angebracht war, einging. Da hieß es: „Dieser ist der König der Juden.“ Als solcher wurde er auch von den Umstehenden angesprochen: „Wenn du der König der Juden bist, steig herab vom Kreuze, rette dich selbst!“

Die junge Christenheit hat ihren König nicht vergessen. Seine Würde ist eingegangen in die Schriften des Neuen Testaments. Johannes nennt Christus in der Apokalypse den „Gebietter der Könige der Erde“, also nicht irgendeinen von den anderen Königen, sondern den Gebietter aller Könige, den König der Könige, den Herrn der Herrscher. Sein Königtum ist einzigartig und unvergleichlich. Die Kirche hat das Selbstzeugnis des Herrn und das Zeugnis der Zeitgenossen aufgenommen. Im apostolischen Glaubensbekenntnis bezeugt sie sein Königtum: „Sitzet zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters. Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten.“ Und im Nicäno-Konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis wird die ewige Dauer des Königtums Christi verkündet: „Seines Reiches wird kein Ende sein.“

Wir fragen jetzt, um das Königtum Jesu zu verstehen, erstens: Welches ist seine Wurzel? und zweitens: Welches ist sein Inhalt? Woher kommt denn das Königtum Jesu? Warum ist er denn König? Wer hat ihn zum König gemacht? Das Königtum Jesu des Gottmenschen hat zwei Wurzeln. Erstens die hypostatische Union und zweitens das Werk der Erlösung. Christus hat die Königwürde und Königsherrschaft kraft seines Wesens und seiner Natur. Sie gründet auf der wunderbaren Vereinigung einer menschlichen und einer göttlichen Natur in der göttlichen Person, in der hypostatischen Union. Göttliche und menschliche Natur sind vereinigt in der Person des Sohnes Gottes, und das nennt man hypostatische Union. Und daraus folgt – weil er ja Gott ist –, dass er von den Engeln und Menschen angebetet wird und dass seiner Herrschaft die Engel und die Menschen im Gehorsam unterworfen sind. Allein schon aufgrund der hypostatischen Vereinigung besitzt Christus die Herrschergewalt über die gesamte Schöpfung. Zweitens ist Christus König kraft erworbenen Rechtes. Er ist oberster Herr aller Menschen durch seine Erlösung. Er hat die ganze Welt, die ganze Menschheit aller Zeiten losgekauft von der Herrschaft des Satans, sie befreit und sich zum Eigentum erworben, und deswegen ist er ihr Herrscher, ist er ihr König; ihm sind alle Menschen verpflichtet.

Welches ist nun der Inhalt des Königtums? Aufgrund der hypostatischen Union besitzt Christus nicht bloß eine indirekte, sondern eine direkte Gewalt über alles Geschaffene. Indirekte Gewalt besagt, dass er die Weisungsbefugnis besitzt, das Recht, Anordnungen zu treffen, verbindliche Normen aufzustellen für den Menschen und für die Natur. Die direkte Gewalt über das Irdische und Zeitliche besteht darin, dass er die Welt lenkt und leitet, dass er der Herrscher der Welt ist. Es ist eine ganz falsche Auffassung, Christus lediglich als den zu sehen, der für Religion und Kirche, Glauben- und Sittenlehre zuständig ist. Gewiss, er ist unser Herr und Heiland, aber eben nicht nur in religiöser Hinsicht, sondern im ganzen Bereich unseres Lebens und unseres Wirkens. Er ist ja der Schöpfer, der Erhalter, der Herr, und deswegen sagt Johannes im Prolog seines Evangeliums: „Alles ist durch ihn geworden, und ohne ihn ist nichts geworden“, d.h. das Wort Gottes, der LOGOS, ist der Mittler der Welterschöpfung und damit auch der Herr der Welt. Als Gottmensch hat Christus höchstes und absolutes Herrscherrecht über alles Geschaffene. Wir beten im Brevier Jesus an als „universorum regem“, als den König des Weltalls. Er hat während seines irdischen Lebens davon keinen Gebrauch gemacht, denn er hat ja seine Dienstmänner, hat die Ausübung der irdischen, der weltlichen Herrschaft den Herrschern auf Erden übertragen, die Regierenden der Erde sind seine Dienstmänner. Wenn sie ihre Aufgabe richtig verstehen, dann begreifen sie sich als Angestellte Gottes, als Angestellte Jesu, als Angestellte seines Reiches. Und nach seinem Willen und Gesetz sollen sie ihre Herrschaft ausüben. Christus will durch sie die Erde regieren. Wenn sie ihr Amt und ihren Dienst richtig verstehen, dann begreifen sie sich als Ausführungsorgane des Königtums Christi. Jesus will unmittelbar – und das bewegt uns natürlich als Christen in ganz besonderer Weise – ein geistiges Königtum, in das die Menschen durch Glauben und Taufe eintreten. In dieser Absicht hat er vor Pilatus den überirdischen Charakter seines Reiches betont: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“,

d.h. es ist nicht irdischer Art. Es existiert zwar in dieser Welt, aber es gehört wesensmäßig nicht zu ihr, genauso wie er und die Seinen nicht zur Welt gehören. Dafür ist die Tatsache ein vollgültiges Zeugnis, dass seine Diener für ihn gekämpft hätten, um ihn nicht in die Hände seiner Feinde fallen zu lassen.

Als geistiger König, als König seines geistigen Reiches, also der Kirche, ist seine Herrschaft dreifach gegliedert. Es ist ein Königtum im Reich der Gnade. Denn alle Gnaden kommen von Christus, alle Gnaden sind Christusgnaden. Die Fülle der Gnaden gründet in der hypostatischen Union Christi, also der Verbindung von Gottheit und Menschheit. Von ihm, dem König und Haupt, strömt die Gnade auf die Glieder seines mystischen Leibes über. Im Prolog seines Evangeliums bekennt Johannes: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, voll der Gnade und Wahrheit.“ Die Gnade geht auch zu denen, die noch nicht zu seinem Reiche gehören, die nicht seinem Leibe angehören, auf dass sie zu diesem Leibe finden mögen. Sie sollen durch die Gnade zum Anschluss an Jesus und sein Reich bewogen werden. Sodann ist sein Königtum ein Reich des Gesetzes. Alle müssen ihm gehorchen; er ist Gesetzgeber. Das Konzil von Trient hat gegen Herrn Luther definiert: „Christus ist den Menschen nicht nur als Erlöser, sondern auch als Gesetzgeber gegeben.“ Denn Luther leugnete es, dass Jesus ein Gesetzgeber ist. Er behauptete, Jesus habe nur Verheißungen gegeben, keine Gebote. Die gesetzgebende Gewalt hat Christus ausgeübt in der Verkündigung des Grundgesetzes seines Reiches, also der sittlichen Forderungen, wie sie z.B. in der Bergpredigt enthalten sind, und in der Organisation des Gottesreiches auf Erden, der Kirche. „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Alle sittlichen Gesetze, die den Menschen zur Befolgung gegeben sind, sind Ausfluss der Gesetzgebung Christi. Und auch die Verfassung der Kirche hat ihren Ursprung im gesetzgebenden Willen Jesu. Schließlich ist sein Königtum auch ein solches des Gerichtes. Ein König muss Richter sein, er hat die Gerichtsgewalt. Der Vater richtet niemand, denn er hat alles Gericht dem Sohn übertragen. Christus hält jetzt schon, jetzt schon! Gericht. Im Glauben an ihn oder im Unglauben, da vollzieht sich das Gericht. Wer an den Sohn Gottes glaubt, wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, ist schon gerichtet. „Das ist das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen die Finsternis mehr liebten als das Licht.“ An anderer Stelle erklärt er: „Zum Gericht bin ich in die Welt gekommen, damit die, welche nicht sehen, sehend werden, und die, welche zu sehen scheinen, blind werden.“ Dieses Gericht erreicht seinen Gipfel in der Ermordung des Messias und Gottessohnes. Jetzt ist das Gericht dieser Welt, jetzt – nämlich durch die Todesdrohung und das Todesopfer – wird der Fürst dieser Welt hinausgestoßen. Dem Gericht in der Gegenwart folgt das Gericht in der Zukunft. Es besteht aus einem persönlichen und einem allgemeinen Teil. Der persönliche Teil geschieht nach dem Tode, der allgemeine Teil bei der allgemeinen Auferstehung. Das Urteil, das über den Menschen vom Gottessohn gefällt wird, wird sofort vollstreckt. „Diese (die Bösen) werden eingehen in die ewige Pein, die Gerechten aber in das ewige Leben.“ Zu diesem Richter, meine lieben Freunde, flehen wir – und werden es bald wieder am Mittwoch tun – in der Messfeier für die Verstorbenen: „König schrecklicher Gewalten, frei ist deiner Gnade Schalten, Gnadenquell, lass Gnade walten!“

Die alte Kirche schuf einst auf der Höhe des Martyriums ein Christkönigsfest, nämlich das Fest Epiphanie, Erscheinung des Herrn, an dem ja die Erstlinge der Heidenwelt sich vor dem Herrscher neigten. Papst Pius XI. hat uns an der Schwelle einer neuen Weltzeit 1925 ein neues Christkönigsfest geschenkt. In einer Zeit, die ganz verweltlicht ist, tritt der König vor uns, der nie gestürzt werden kann und der bleibt, auch wenn alles sich gegen ihn auflehnt. „Ja, ich bin ein König“, so spricht der Herr, gefesselt, verlassen, verraten, verleugnet vor Pilatus. Sein Königtum ist göttliche Wirklichkeit. Als Pius XI. das alte Christkönigsfest der Katakomben, der Evangelien und des Völkerapostels Paulus wieder im neuen Glanze erstrahlen ließ, da fanden einige Beduinen im Wüstensand Ägyptens ein paar alte Papyrusblätter; es ist der Papyrus 52. Sie verkauften sie nach England. Erst 1935 entzifferte man diese Blätter, und man staunte, es waren Verse aus dem Johannesevangelium: „Ja, ich bin ein König.“ Hier fand sich also Vers 18,37 des Johannesevangeliums im Wüstensand Ägyptens, das älteste Blatt des Evangeliums aus den Jahren 125-130. Aus denselben Quellen, aus denen die Urkunden der zerfallenen Weltreiche der Pharaonen, der Hethiter, der Babylonier, der Ptolemäer gefunden wurden, wurde die Reichsurkunde dessen uns geschenkt, dessen Reich kein Ende kennt. Es ist der König, meine lieben

Freunde, den wir bekennen, zu dem wir gehören, dem wir unterworfen sind, den wir lieben und dem wir die Treue halten wollen. Es ist der König, von dem ein moderner Dichter singt:

„Du König aller Stärke,
dem sich der Himmel neigt,
vor dessen ewigem Werke
die Welt in Andacht schweigt.
Dir wollen wir vertrauen,
du lässt nach Sturm und Streit
dein Angesicht uns schauen,
o Herr der Ewigkeit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Gemeinschaft der Heiligen

01.11.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Seligen des Himmels Versammelte!

Eltern und Kinder bilden eine Gemeinschaft. Die Kinder in einer normalen Familie haben gemeinsame Eltern und sind dadurch zur Familie zusammengeschlossen. Aber nicht nur im kleinen Familienkreis gibt es eine Gemeinschaft, sondern auch darüber hinaus sind alle Menschen zusammengeschlossen durch die gemeinsame Abstammung von Gott. Gott ist ihr gemeinsamer Vater. Gott ist der Schöpfer aller Dinge, also auch aller Menschen. Und so gibt es eine Menschheitsfamilie; das ist schon etwas Großes, sie beruht auf der gemeinsamen Schöpfung. Aber darüber hinaus gibt es auch eine Erlösungsfamilie. Das sind alle diejenigen, die sich zu Christus bekannt haben und in ihm das Heil ihrer Seele gefunden haben. Es gibt eine Gemeinschaft der Heiligen. Die Heiligen in diesem Sinne sind nicht die im Himmel befindlichen Menschen nur, nein, die Heiligen in diesem Sinne sind alle, die sich durch Glaube und Taufe Christus ergeben haben. Das ist die große, umfassende Gemeinschaft der Heiligen. Diese Gemeinschaft der Heiligen ist freilich gegliedert. Sie ist in drei Teile geteilt, die aber zusammengehören und eben zusammen diese Gemeinschaft der Heiligen bilden. An erster Stelle stehen die Heiligen, also die Menschen, die in die Seligkeit des Himmels eingegangen sind. Wir nennen sie die triumphierende Kirche. Sie triumphieren, d.h. sie jauchzen und jubeln, weil sie das Ziel erlangt haben, weil sie gerettet sind. Sie sind die Siegreichen, die den Lebenskampf bestanden haben. Sie dürfen sich des Anblicks und der Liebe Gottes erfreuen. Es ist ein unbeschreibliches Glück, meine lieben Freunde, ein Heer von heiligen Menschen im Himmel zu wissen, die wir verehren und anrufen können. Das sind nämlich die beiden Zielpunkte: Wir dürfen sie verehren, also ihr Beispiel preisen und nachahmen, und wir dürfen sie anrufen, denn sie sind geneigt, für uns bei Gott einzutreten. Die Kirche hat diese unermessliche Schar der Heiligen des Himmels aufgeteilt gleichsam in verschiedene Gruppen. Denken Sie an die vierzehn heiligen Nothelfer: am Anfang steht Georg, am Schluss steht Katharina. Denken Sie an die heiligen Apostel und Martyrer, an die Bekenner, an die Jungfrauen, an die Frauen. Sie alle, die zum Ziel gelangt sind, sehnen sich nach uns, erwarten uns und treten bei Gott für uns ein. Vor allem denken wir an die Königin aller Heiligen, die Jungfrau und Gottesmutter Maria, die wir anrufen in unerschütterlichem Vertrauen, zu der unser unstillbares Weinen geht. „Gedenke, o gütigste Jungfrau, es ist noch nie gehört worden, dass jemand, der zu dir seine Zuflucht genommen, deine Hilfe angerufen, um deine Fürsprache gefleht, von dir sei verlassen worden. Von solchem Vertrauen bewegt, nehme ich meine Zuflucht zu dir, o Mutter des Himmels.“

Die zweite Gruppe aus der Gemeinschaft der Heiligen sind die Angehörigen der leidenden Kirche. Es sind die Menschen, die bei ihrem Scheiden von dieser Erde noch nicht würdig waren, Gott in seiner Herrlichkeit zu schauen. Sie hatten noch Fehler und Schwächen, die gebüßt und gebessert werden müssen. Werden wir auch einmal zu ihnen gehören? Wir nennen sie die armen Seelen, und das ist ja in gewisser Hinsicht berechtigt, weil sie leiden müssen. Sie müssen sich rein leiden, sie müssen sich würdig leiden, um eben zur Gottes Anschauung gelangen zu können. Aber in gewisser Hinsicht sind sie auch reiche Seelen, denn sie haben es geschafft. Sie wissen: Wir sind gerettet. Wir dürfen zwar Gott noch nicht schauen, aber er hat uns vor dem ewigen Verderben bewahrt. Wie tröstlich ist es,

meine lieben Freunde, dass wir die heimgegangenen Menschen nicht abschreiben, nicht aufgeben, nicht vergessen. Wir denken an sie, wir erinnern uns an sie, nein, wir beten für sie. Gott hört unser Gebet. Wie tröstlich, dass wir den abgeschiedenen Menschen, die durch schmerzliche Leiden geläutert werden, in ihrer Lage helfen können, damit sie die Pein willig und geduldig tragen, damit Gott vielleicht die Zeit ihrer Läuterung abkürzt. „Lieber Heiland, sei so gut, lasse doch dein teures Blut in das Fegfeuer fließen, wo die armen Seelen büßen. Ach, sie leiden bittere Pein, wollest ihnen gnädig sein. Höre das Gebet der Deinen, die mit dir sich heut vereinen. Nimm die armen Seelen doch heute in den Himmel noch.“ Die Abgeschiedenen im Fegfeuer können auch uns zu Hilfe kommen. Sie können für uns beten, und sie tun es auch. Mir sagte einmal ein Priester: „Wenn Sie ein Leiden oder ein besonderes Anliegen haben, tragen Sie es denjenigen im Fegfeuer befindlichen Seelen vor, die zu ihren Lebzeiten das gleiche Leiden wie Sie getragen haben, oder die gleiche Sehnsucht wie Sie empfunden haben.“ „Sie können“, so sagte er, „mit Erhörung rechnen.“ Vielleicht machen wir einmal das Experiment, dass wir unsere Anliegen, unsere Schmerzen den im Fegfeuer befindlichen Seelen vortragen, die das Gleiche wie wir gelitten haben. Das Fegfeuer, der Reinigungszustand, meine lieben Freunde, darf keine vergessene Wahrheit bleiben.

Schließlich die dritte Gruppe in der Gemeinschaft der Heiligen; das ist die streitende Kirche. Nicht, weil sie untereinander Streit hat, sondern weil sie gegen den bösen Feind streitet. Sie kämpft gegen die Dämonen, gegen die Fürsten der Finsternis, sie kämpft gegen Satan. Dabei können wir einander helfen. Es ist unerlässlich, meine lieben Freunde, dass wir, die wir in diesem Tal der Tränen leben, füreinander eintreten. Unaufhörlich muss unser Gebet zum Himmel emporsteigen für alle, die uns nahe stehen, die uns anvertraut sind, für die niemand betet. Wir müssen eintreten für die Verunglückten, für die Gefährdeten, für die Problemgruppen: die Journalisten, die Politiker, die Künstler, die Theologen. Viele, vielleicht die meisten Menschen sind dankbar, wenn wir ihnen glaubwürdig versichern: „Ich werde für Sie beten.“ In dem Kampf hier auf Erden stehen wir nicht allein. Die Glieder der triumphierenden und der leidenden Kirche treten für uns ein. Sie begleiten unser Ringen mit ihren Gebeten. Der katholische Glaubenssatz von der Gemeinschaft der Heiligen beinhaltet, dass wir nie mehr ganz verlassen und alleinstehend sind. Lebend oder tot sind wir von der Liebe der Gemeinschaft getragen. Die Gemeinschaft der Heiligen lässt sich vergleichen gewissermaßen mit einem Blutstrom, der ja alle Glieder unseres Leibes durchströmt und dadurch lebendig erhält. Die Gemeinschaft der Heiligen lässt sich auch vergleichen mit einem Baum. Jedes Blättlein wird vom Baum, von seinen Säften versorgt. Die Gemeinschaft der Heiligen lässt sich vergleichen mit einem Stromkreis. Alles, was in dem Stromkreis angeschlossen ist, bereitet Licht oder Wärme. Wahrlich, es gibt eine ideale Verwirklichung des Gemeinschaftsgeistes in der Gemeinschaft der Heiligen.

Die Kirche hat noch eine besondere Form und Weise geschaffen, wie wir den Leidenden in der Pein des Fegfeuers zu Hilfe kommen können: es ist der Ablass. Der Ablass ist der Nachlass zeitlicher Sündenstrafen, also jener Sündenstrafen, die einen Zeitlauf haben, die in einem bestimmten Zeitlauf eingespannt sind. Dieser Ablass kann vor allem morgen gewonnen werden und die ganzen folgenden Tage. Die Kirche nimmt aus dem Schatze Christi, d.h. aus seinen Verdiensten, aus seinen heiligen Verdiensten die Kraft, die sie uns schenkt, wenn wir sie für die Heiligen des Fegfeuers verwenden. Die Gemeinschaft der Heiligen begründet freilich auch eine Verantwortung füreinander. Der innere Zusammenhang aller Glieder besagt, dass jede gute Tat, jeder Akt der Gottesliebe oder der Menschenliebe eine Bereicherung der ganzen Gemeinschaft der Heiligen mit sich bringt. Was immer wir an Gutem tun, das kommt allen Gliedern des Leibes Christi und darüber hinaus der Gemeinschaft der Heiligen zugute. Diese Gemeinschaft gibt echten Halt und Ansporn, sich für das Wachstum verantwortlich zu wissen. Und da steht natürlich die Frage vor uns auf: Was tust du für die Gemeinschaft der Heiligen? Welchen Beitrag leistest du? Welchen Nutzen haben die zur Gemeinschaft der Heiligen Gehörenden, welchen Nutzen haben meine Mitchristen von mir, von meinem Wirken? Bin ich ein nützliches Glied der Gemeinschaft der Heiligen? Freilich gilt auch das Gegenteil. Jede Sünde schadet nicht nur mir, betrübt nicht nur den Heiland, jede Sünde schwächt das geistliche Leben der Gemeinschaft der Heiligen. Wir sind solidarisch im Guten wie im Bösen. Es muss uns schmerzen, wenn wir an unsere Sünden denken. Sie haben nicht nur uns selbst geschadet, nein, sie haben unseren Nächsten, ja, allen Menschen Schaden gebracht, wir haben die Heiligkeit der Kirche

gemindert. Wenn diese irdische Pilgerschaft einmal zu Ende geht, dann wird auch über uns der Schicksalsspruch Gottes verhängt werden. Wir hoffen und beten und wir sehnen uns danach, dass wir der triumphierenden Kirche zugezählt werden. Einer meiner begeistertsten Lehrer der Theologie, Friedrich Wilhelm Maier hieß er, hat uns das Evangelium erschlossen, sodass unser Herz brannte, denn er war begeistert und begeisternd. Aber auch er – daran erinnere ich mich – sagte einmal in einer Vorlesung: „Wenn Sie das predigen, was ich Ihnen vortrage, werde ich mich freuen, wenn ich im Himmel bin. Aber wahrscheinlich“, sagte er, „bin ich noch im Fegefeuer.“ In diese Gemeinschaft der Heiligen, in diese Kirche, in diese dreifache Kirche – wenn wir so sagen dürfen – werden wir durch Taufe hineingeboren. Unser Leben verbringen wir als Glieder der streitenden, also der kämpfenden Kirche. Aber wir strecken uns aus nach der Aufnahme in die triumphierende Kirche. „Das hab ich mir vorgenommen: In den Himmel will ich kommen. Mag es kosten, was es will, für den Himmel ist nichts zu viel.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Kunst zu sterben

06.11.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Ich muss sterben. Ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wie, ich weiß nicht wo. Aber das eine weiß ich, dass ich, wenn ich in einer Todsünde sterbe, ewig verloren bin. Wenn ich aber in der Gnade Gottes sterbe, dass ich ewig gerettet bin.“ Dieses Gebet haben wir als Kinder gelernt. Ich muss sterben, aber ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wie, ich weiß nicht wo. Wenig im Leben, meine lieben Freunde, ist so gewiss wie der Tod. Ungewiss ist nur die Stunde seines Eintritts. „Auch das Sterben ist eine der Aufgaben unseres Lebens“, hat einmal der heidnische Kaiser Marc Aurel geschrieben – Auch das Sterben ist eine der Aufgaben unseres Lebens. Man muss sich mit dem Tode befassen. Er kann jederzeit eintreten, deswegen sollte man auch jeden Tag an ihn denken. „Sterblicher, denk ans Sterben!“, mahnt das Buch von der „Nachfolge Christi“. Am Eingang eines Friedhofs habe ich einmal die Inschrift gelesen: „Die Zeit geht hin, der Tod kommt her, ach, wer doch immer fertig wär.“ Der Tod kann am Ende eines langen Leidens stehen, er kann aber auch plötzlich und unerwartet eintreten. In der Litanei von allen Heiligen heißt eine Anrufung: „Von einem jähen und unversehnen Tode erlöse uns, o Herr“ – von einem jähen, d.h. plötzlichen, und unversehnen, d.h. nicht vorbereiteten Tode erlöse uns, o Herr. Es gibt das alte Sprichwort: „Subitanea mors, clericorum sors“, d.h. die Kleriker, die Geistlichen sterben oft plötzlich. Das ist offenbar eine Mahnung an sie, immer des Todes eingedenk zu sein, jederzeit mit dem Tode zu rechnen.

Auf das Sterben, meine lieben Freunde, kann man sich vorbereiten, ja, man kann es in gewisser Hinsicht einüben. Wie denn? Indem man mit Christus und in Christus lebt. Eines ist so leicht und so schwer wie das andere: in Christus hinein leben und in Christus hinein sterben. Wer den Mut hat, in Christus hinein zu leben, der wird auch die Kraft finden, in Christus hinein zu sterben. Sterben lernen kann man, wenn man den Heimgang anderer beobachtet, vor allem derer, die im Frieden mit Gott in die jenseitige Welt hinübergegangen sind. Ein Besucher Italiens fragte einmal einen schlichten Taxifahrer, was er sich am meisten wünsche. Da antwortete der Taxifahrer: „Sterben im Frieden mit Gott.“ Das wünschte er am meisten: Sterben im Frieden mit Gott. Wir können uns bemühen, diese Haltung zu lernen und das Sterben anderer, die uns vorangestorben sind, nachzuahmen. Der große Volksschriftsteller Alban Stolz gab in seiner letzten Krankheit das erbauliche Beispiel eines in Gott hinein Sterbenden. Mehrmals sprach er es seiner Umgebung aus, wie dankbar er sei, dass er zum Priestertum berufen worden war. Acht Tage vor seinem Tode hatte er einen Traum. „Es stand jemand bei mir“, so erzählte er, „und sagte mir: In acht Tagen wirst du sterben.“ Von da an wollte der Kranke von Genesung nichts mehr wissen. Acht Tage später starb er. In der letzten Nacht vor seinem Tode sagte er: „Vergelt's Gott für alles.“ Meine lieben Freunde, wer so stirbt, der stirbt wohl. Der große Dichter des Epos „Dreizehnlinden“, Friedrich Wilhelm Weber, war zeitlebens viel von Leiden heimgesucht. Als er merkte, dass es mit ihm zu Ende ging, sah er dem Tod mit Ruhe und heiterer Festigkeit entgegen. Er empfing die heiligen Sakramente, er betete, fast bis zu seinem Ende war er rastlos tätig. Noch auf seinem Sterbebett – er war ja Arzt – diktierte er seiner Tochter Rezepte für Kranke, die ihn besuchten. Als er noch am Tage vor seinem Tode einer kranken Frau ärztlichen Rat

geben wollte, sagte er mit schwacher Stimme: „Ich kann nicht mehr.“ Unter den Klängen der Abendglocken hauchte er am 4. April 1894 seine Seele aus. Er hatte in Christus hinein gelebt und er war in Christus hinein gestorben.

Schwer und bange dröhnte am 20. August 1914 in Rom, in der ewigen Stadt, die Totenglocke in den wilden Lärm des Krieges, der ja damals ausgebrochen war, und sie kündigte den Tod des heiligen Papstes Pius X. Sein Leben war ebenso ergreifend wie sein Sterben. Er hatte ein ganz schlichtes Testament verfasst: „Ich bin arm geboren, ich habe arm gelebt, ich will arm sterben.“ So wie er gelebt hat, ist er gestorben. Es gab einmal einen berühmten Maler, Eduard von Steinle. Er hat in seinem Leben zahllose Bilder des Heilandes, Mariens, der Heiligen gemalt, Kartons entworfen für Kirchenfenster. Nun kam es zu seinem Ende. Er empfing seinen Freund, den Mainzer Theologen Heinrich, und dieser gab ihm die Sterbesakramente, er beichtete, unterhielt sich in freudiger Fassung: „Ach, wie nichtig, ach, wie nichtig“, sagte er, „ist alles, was mir an Anerkennung zugetragen worden ist, wenn ich jetzt an das Sterben denke.“ Er diktierte seiner Tochter noch einen Nachtrag zu seinem Testament, empfing die Sterbesakramente und ging mit einem frohen Lächeln in die Ewigkeit. Kurz vor seinem Tode erhob er sich noch einmal und wandte seinen Blick nach oben, wohin immer im Leben sein Streben gerichtet gewesen war. Auf der Rückreise von Rom im Jahre 1877 fühlte sich der große Mainzer Bischof Emmanuel von Ketteler unwohl, erschöpft. Er besuchte Altötting und flehte zu Maria: „O Maria, hilf auch mir! Ein armer Sünder kommt zu dir. Im Leben und im Sterben lass mich nicht verderben! Lass mich in keiner Todsünd' sterben. Steh mir bei im letzten Streit, o Mutter der Barmherzigkeit.“ Von Altötting wandte er sich nach Burghausen in das Kapuzinerkloster, wo einer seiner Freunde eingetreten war. Und in diesem Kapuzinerkloster empfing er am 13. Juli Absolution und Kommunion. Sein geistlicher Beistand betete ihm vor: „Seele Christi, heilige mich. Leib Christi, erlöse mich.“ Nachdem er alle Anwesenden gesegnet hatte, fiel er in den Todeskampf – es war eigentlich kein Kampf, es war ein ruhiges Hinübergehen in die Ewigkeit; ohne Seufzer ist er mit einem friedlichen Lächeln eingeschlafen.

Als der Seherknabe von Fatima, der heilige Francisco, zum Sterben kam, da rief er seine Schwester Lucia zu sich: „Komm schnell!“ Und sie eilte zu ihm, es ging ihm schlecht. „Heute“, sagte er, der Seherknabe, „muss ich beichten, damit ich die heilige Kommunion empfangen kann, und dann werde ich sterben. Du sollst mir sagen, ob du Sünden von mir weißt. Und dann geh zu Jacinta und frage auch sie.“ Lucia bemühte sich, Sünden aus dem Leben des kleinen Francisco ausfindig zu machen. „Du hast manchmal der Mutter nicht gehorcht. Die sagte, du sollst zu Hause bleiben, und du bist fortgelaufen.“ Dann musste auch Jacinta ihm sagen, was er angestellt hatte in seinem Leben. „Ja, bevor du die Madonna gesehen hast, hast du einmal dem Vater einen halben Franken gestohlen und damit eine Mundharmonika gekauft. Und als die Buben des Nachbarortes Steine warfen, da hast du mitgeholfen.“ „O ja“, sagte er, „das habe ich alles schon gebeichtet, aber ich werde es noch einmal beichten. Wer weiß, ob ich nicht wegen dieser Sünden schuld bin, dass der Heiland so betrübt ist. Auch wenn ich nicht sterben müsste, würde ich es niemals mehr tun; jetzt bereue ich es.“ Und dann sprach er mit gefalteten Händen die denkwürdigen Worte: „O mein Jesus, verzeih uns unsere Sünden, bewahre uns vor dem Feuer der Hölle, führe alle Seelen in den Himmel und hilf denen, die es am nötigsten haben.“ Der Knabe empfing dann Lossprechung und Kommunion und fragte seine Schwester, ob sie daran gedacht hätte, dass der Heiland zu ihm kommt, und sie fragte ihn, ob er im Himmel für sie beten werde. Er antwortete: „Ja, im Himmel werde ich auch für dich beten.“ Sie fand ihn strahlend vor Freude, weil er die heilige Wegzehrung empfangen hatte mit Klarheit und Frömmigkeit. „Heute bin ich glücklicher als du“, sagte er zu seinem Schwesterchen, „weil ich den verborgenen Heiland in meinem Herzen habe.“ Und dann fügte er hinzu: „Ich gehe jetzt ins Paradies. Aber dort werde ich Jesus und die heiligste Jungfrau bitten, dass sie auch euch so bald wie möglich hinaufholen.“ Lächelnd zu sterben ist das Privileg der Marienkinder, und Francisco ist lächelnd gestorben. Aus unserer Zeit ist uns überliefert, wie der heilige Papst Johannes Paul II. in die Ewigkeit gegangen ist. Er hat – selbstverständlich auf Polnisch, sein nächster Begleiter war ja ein Pole – gesprochen, und sein letztes Wort war: „Lasst mich ins Haus des Vaters gehen“ – Lasst mich ins Haus des Vaters gehen. Ein altes Lied lautet folgendermaßen: „O sanfter Tod in Eile, komm schnell daher zu mir, dass ich nicht länger weile im schweren Kampf dahier. Ihr Künstler zeichnet nimmer so fürchterlich des Todes

Bild. Der Tod allein, der hilft uns immer, wenn es des Himmels Heimat gilt. Mag fürchten ihn der Feige, groß Unrecht tun dem Tod, ich mutig nimmer schweige, ich rufe ihn in Erdennot. Von dir, o eitle Freude, o Welt und leerer Schein, ohn' alle Sorg ich scheide, will nur im Himmel sein.“ Meine lieben Freunde, beten wir häufig zu unserem Gott und Heiland: „Lass mich in dich hinein leben, damit ich in dich hinein sterben kann.“ Vergessen wir nicht unsere himmlische Mutter anzuflehen: „Heilige Maria, bitte für uns, jetzt und in der Stunde meines Todes.“ Und rufen wir zu Josef – bei dessen Sterben ja höchstwahrscheinlich Jesus zugegen war –, den Patron der Sterbenden: „Steh mir bei in meiner letzten Stunde.“ Und sprechen wir das schöne Gebet, das der heiligmäßige Kardinal Newman gesprochen hat: „O Gott, lass mich sterben zu der Zeit und auf die Weise, die am meisten zu deiner Ehre und am besten für mein ewiges Heil ist.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die heilige Pflicht der Mission

13.11.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus sprach in Gleichnissen. Aber die Gleichnisse wollen verstanden und in Begriffe übersetzt werden. Die beiden Gleichnisse, die wir heute vernommen haben, werden von der Kirche seit Anfang an auf die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden gedeutet. Der Anfang ist bescheiden, aber das Wachstum ist enorm. Dieses Wachstum geschieht durch die Ausbreitung des Glaubens, von uns als Mission bezeichnet. Mission (wörtlich: Aussendung) bezeichnet die Aussendung der Jünger Jesu, besonders der Apostel, durch Christus. Dann aber auch die Aussendung der Missionare durch die Kirche zur Verkündigung des Evangeliums an die Nichtchristen, aber auch zur Erhaltung und Wiederbelebung des Glaubens unter den Christen und schließlich zur Wiedergewinnung der Abgefallenen. Von unserem Herrn Jesus Christus wird berichtet, dass er die zwölf Apostel aussandte, das Reich Gottes zu verkündigen. Aber nicht genug. Er schob zweiundsiebzig andere Jünger nach, die ebenfalls in alle Orte und Flecken kommen sollten, wohin er selbst zu gehen die Absicht hatte. In der Apostelgeschichte wird berichtet, wie die junge Kirche sich ausbreitete. Wie denn? Erstens durch das vorbildliche Leben der Christen. Das ist und bleibt immer das wirksamste Mittel der Verbreitung des Glaubens: das vorbildliche Leben der Christen. Und wo es fehlt, ist die Mission gewöhnlich zum Misserfolg verurteilt. Zweitens durch die opferbereite Verkündigung. So hat die junge Kirche das Evangelium verbreitet. „Der Herr führte täglich der Gemeinde solche zu, die gerettet werden sollten.“ Die Missionare der Urkirche zogen aus, um das Evangelium zu verkündigen. Sie warteten nicht, bis die Leute kommen, denn sie kommen nicht. Ihre Verkündigung war klar und eindeutig, hatte nicht das Durcheinander, das wir heute in unserer Kirche haben. Ihre Verkündigung war klar und eindeutig: Jesus ist der Messias, der Sohn Gottes, der von Gott gesandte Richter der Lebenden und Toten, beglaubigt durch seine Auferstehung aus dem Grabe. Die Missionare der Anfangszeit waren bereit, Verfolgung und Züchtigung für ihre Mission auf sich zu nehmen. Sie wurden der Geißelstrafe unterzogen, einer sehr schmerzhaften Strafe. Aber was steht in der Apostelgeschichte? „Sie gingen freudig vom Hohen Räte, weil sie gewürdigt worden waren, für Jesus Schmach zu leiden.“ Es wurde ihnen verboten, im Namen Jesu zu predigen, aber sie hörten nicht auf. „Das müsst ihr doch selbst einsehen“, sagten sie dem Hohen Räte, „dass wir nicht schweigen können von dem, was wir gesehen und gehört haben.“ Als die Kirche in Jerusalem verfolgt wurde, zerstreuten sich die Christen. Aber diese Zerstreung wurde von Gott benutzt, um das Evangelium zu verbreiten. Auf diese Weise kamen die Missionare überall hin und trugen ihre Botschaft mit sich. „Die so Zerstreuten“, heißt es in der Apostelgeschichte, „zogen umher und verkündeten die Heilsbotschaft des Wortes Gottes.“

Unsere Kirche heißt Weltkirche, und das mit Recht, denn sie hat den Auftrag, bis an die Grenzen der Erde und bis zum Ende der Zeiten das Evangelium zu verbreiten. Unser Glaube und unsere Kirche ist nicht eine Religion wie die übrigen. Alle Religionen, ausgenommen das Christentum, sind von Menschen gemacht, stammen von unten. Unser Glaube ist von Gott gegeben und kommt von oben. Alle Religionen, ausgenommen das Christentum, haben einen menschlichen Stifter: Buddha, Laotse, Mohammed. Unser Glaube ist von dem auf Erden erschienenen Gott begründet worden. In

einer entscheidenden Stunde seines Lebens bekennt unser Herr: „Dazu bin ich in die Welt gekommen, dass ich Zeugnis von der Wahrheit gebe. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme.“ Der LOGOS, die zweite Person in Gott, ist erschienen auf Erden; das ist ja das Wunder der Weihnacht, meine lieben Freunde. Das Wunder, von dem Anton Bruckner, der große Komponist, gesagt hat: „Ich habe das solange betrachtet und bin vor Staunen nicht fertig geworden, dass Gott auf die Erde kommt.“ Unser Glaube ist nach Ursprung und Inhalt einzigartig. Er erschließt uns Gott und die Welt. Er gibt uns das Gesetz des Lebens und der Zucht.

Es ist den Menschen nicht überlassen, was und wem sie glauben wollen, sondern es ist ihnen auferlegt, an Christus zu glauben. „Es ist kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, in dem wir gerettet werden sollen.“ Den Anhängern der falschen Religionen gebührt Toleranz, d.h. sofern sie ihnen kraft ihres Gewissens anhängen, darf kein Zwang gegen sie ausgeübt werden. Aber es muss ihnen klargemacht werden, dass ihr Gewissen irrig ist. Und ihre Religionen unterliegen der Kritik von Seiten der wahren Religion. Das Alte Testament urteilt scharf über die außerjüdischen Religionen. Wir Priester beten jede Woche alle 150 Psalmen. Und im Psalm 95 heißt es: „Die Götter der Heiden sind Dämonen.“ In mehreren Psalmen werden diese Götter beschrieben: „Sie haben einen Mund, aber sie reden nicht. Sie haben Ohren, aber sie hören nicht. Sie haben Augen, aber sie sehen nicht. Es sind Nichtse.“ Der Prophet Elias trat einmal in Wettstreit mit den Anhängern der Baalsreligion. Er wollte ein Opfer darbringen, und die Baalspriester sollten es auch tun. Und wessen Opfer vom Feuer verzehrt wurde, dessen Religion war die wahre. Also fingen die Baalspriester – sie waren ja vierhundert, der Elias war alleine – an mit ihrem Opfer. Sie riefen ihren Gott an, sie schrien empor den ganzen Tag, aber das Feuer kam nicht vom Himmel. Da verspottete sie Elias. „Ruft lauter!“, sagte er, „vielleicht ist euer Gott beschäftigt oder verweist oder er schläft und ihr müsst ihn aufwecken.“ Auch Allah ist ein erfundener Gott. Es ist eine Zumutung, im Islam eine geoffenbarte Religion zu sehen. Der Islam ist eine gigantische Verirrung. Der Gründer der modernen Türkei, Kemal Pascha Atatürk, beurteilte ihn äußerst ungünstig. Der Islam ist die Religion der Gewalt. Mit Feuer und Schwert hat er die halbe Welt erobert. Wo früher Christen waren wie in Innerasien, da hat sich der Islam an ihre Stelle gesetzt, indem er das Christentum vernichtete und gewaltsam unterdrückte. Papst Franziskus hat vor kurzem gesagt, auch Christen hätten Gewalt ausgeübt und würden Gewalt ausüben. Dabei übersieht er einen wesentlichen Unterschied: Wenn Christen Gewalt ausüben, ungerechte Gewalt ausüben, handeln sie gegen ihr Evangelium. Wenn Muslime Gewalt ausüben, handeln sie nach ihrem Koran. Das ist der Unterschied. Die richtigen Elemente, die es natürlich auch im Islam gibt, stammen vom Judentum und vom Christentum. Mohammed hat ja im 7. Jahrhundert gelebt, und ihm waren das Christentum und das Judentum bekannt. Die Muslime sollen wie alle Menschen zu Christus finden und sich seiner Kirche anschließen. Die Anhänger Mohammeds, die in unserer Mitte weilen, Millionen, sind uns zur Mission aufgegeben. Wir haben in Deutschland Hunderte von Gemeindereferenten und Gemeindereferentinnen, von Pastoralreferenten und Pastoralreferentinnen, aber ich habe noch nie vernommen, dass auch nur einer oder eine von ihnen in die Mission des Islam eingetreten ist. Sie werden bezahlt wie Regierungsräte oder Amtmänner, aber die Verkündigung des Evangeliums nehmen sie nicht vor. Gott wird die deutschen Bischöfe einmal beim Gericht fragen: Was habt ihr mit den Millionen Muslimen in eurer Heimat gemacht? Statt Missionierung erleben wir eine schleichende Islamisierung. Der Erzbischof von Bamberg kann sich einen mohammedanischen Bundespräsidenten vorstellen. Ja, was denn noch? Unsere Pflicht in der Kirche heißt Eroberung, Seelen für Christus und sein Reich gewinnen, weil er sie in seinem Blute erlöst hat. Wir müssen missionieren, es ist die heilige Pflicht der Kirche, die Menschen, alle Menschen dem Irrtum zu entreißen und der Wahrheit zuzuführen. Papst Pius XI. nannte die Mission die größte und heiligste Aufgabe aller katholischen Werke. Und das Zweite Vatikanische Konzil erklärt: „Die Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch.“ Der ordentliche Heilsweg für alle Menschen, ohne Unterschied, ist die Missionierung, die Annahme der Heilsbotschaft von Jesus Christus, dem Heiland und Herrn. Es ist in keinem anderen Namen Heil als in Jesus Christus. Die Verbreitung unseres Glaubens ist durch göttlichen Befehl sanktioniert: „Gehet hin in alle Gegenden und macht alle Völker zu Jüngern!“

Es gibt Christen, die sagen: Lasst doch die Anhänger anderer Religionen in Frieden. Lasst sie doch bei ihren Anschauungen und ihren Bräuchen. Diese Meinung ist falsch. Sie widerspricht dem götli-

chen Willen und der klaren Weisung unseres Herrn Jesus Christus. Die Menschen sollen zur Wahrheit und Gnade in Christus geführt werden. Sie sollen nicht irgendwie ein numinoses Empfinden haben, das Göttliche ahnen, nein, sie sollen zum wahren dreieinigen Gott geführt werden. Sie sollen auch nicht irgendeine Moral haben, sondern sie sollen die von Gott gegebenen Gebote beobachten. Der Apostel Paulus kam nach Athen, und er stellte fest, dass sich dort Tempel an Tempel reihte. Er sagte: „Ihr Athener seid sehr religiös, aber ich habe einen Altar gefunden, da stand: Dem unbekanntem Gott. Diesen unbekanntem Gott verkündige ich euch. Es ist der Gott, der Jesus Christus von den Toten auferweckt hat. Ihn sollt ihr hören!“ Wenn die Missionare die Angehörigen falscher Religionen stören, dann ist diese Störung von Gott angeordnet. Wir berauben die Menschen nicht, wenn wir sie aus ihrer Religion herausführen. Wir nehmen ihnen nichts Kostbares, denn alles was sie an Nützlichem und Wertvollem besitzen, das ist im Christentum in ebenso großer und in besserer Weise zu finden als in den falschen Religionen. Bei uns ist es gereinigt und geordnet. Die katholische Religion ist die Erzieherin der Völker, die Beschützerin der Menschenrechte, der Familien, der Frauen und der Kinder. Diese Religion fördert die Kultur, die Arbeit, das Volkstum, die Muttersprache. Sie fördert Versöhnung und Völkerfriede.

Wir haben Verantwortung, meine lieben Freunde, für die Mission, wir alle. Wir sind mitverantwortlich, dass das Licht der Welt, dass das Salz der Erde sich verbreitet. Wir tragen Verantwortung, nicht in erster Linie indem wir im Pfarrgemeinderat mitarbeiten oder in irgendwelchen Gremien oder indem wir Kommunion austeilten, das alles sind relativ unwichtige Dinge. Verantwortung in der Kirche verlangt das Zeugnis des Lebens, das Leben aus dem Glauben, den apostolischen Einsatz. Ich bin dem Bischof von Augsburg dankbar, dass er vor wenigen Tagen erklärt hat: „Wir haben zu viele Räte und Gremien (ganz richtig). Sie verleiten die einzelnen Christen unterzutauchen und ihre persönliche Verantwortung nicht ernst zu nehmen.“ Nicht Reden in der Kirche ist die Forderung der Stunde, sondern Zeugnis geben, die Botschaft ausrufen. Es ist unsere apostolische Aufgabe, den Menschen in unserer Mitte, vor allem den Ungläubigen und Irrgläubigen, Respekt vor unserem Glauben beizubringen. Wodurch? Durch unser makellostes Leben, durch unser Leben aus dem Glauben, durch unsere feste Überzeugung, durch unsere erleuchtete Gläubigkeit. Dieser Tage sprach mich ein Herr aus Budenheim an und erzählte von einem Kollegen. Dieser habe sich entrüstet über die Überschwemmung unseres Landes mit Muslimen und die Gleichgültigkeit der Christen gegen diesen Zustrom. Da kam er an den richtigen Mann. Mein Bekannter, ein bekennender Katholik, fuhr ihn an: „Du beschwerst dich über das Eindringen der Muslime in das christliche Europa. Wo ist denn dein Christentum? Du bist ja aus der Kirche ausgetreten! Was hast du dem Islam entgegenzusetzen? Woran erkennt man, dass du ein Christ bist?“ Er hatte vollkommen recht. Wir können, meine lieben Freunde, und sollen das Missionswerk unserer Kirche unterstützen mit unserem Geld. Das Leben und Wirken der Missionare bedarf nun einmal der Mittel. Es müssen Missionsstationen eingerichtet, Kirchen gebaut, Schulen eröffnet werden. Die islamischen Länder verwenden ihre Einnahmen aus dem Erdöl- und Erdgasgeschäft zur Ausbildung von Imamen und zum Bau von Moscheen. In der Türkei sind von 2005 bis 2015 8985 Moscheen gebaut worden – 8985 Moscheen. Ich kenne kein christliches Land, das die Mission mit staatlichen Mitteln unterstützt. Die katholischen Missionare sind auf Spenden angewiesen. Unsere Beiträge sind es, von denen sie ihr dürftiges Leben fristen. Es gibt auch noch ein sehr einfaches, eigentlich von jedem zu verwendendes Mittel, um der Mission zu helfen. Ich bekomme im Jahre Hunderte von Briefen. Aber ich schneide jede Briefmarke aus und hebe sie auf, und die gesammelten Briefmarken gebe ich der Mission, die damit Nutzen stiften kann. Das können Sie auch machen. Wir können und sollen das Missionswerk unserer Kirche unterstützen, selbstverständlich und vor allem mit unserem Gebet, dass Gott Missionsgeist und Missionsbegeisterung in vielen jungen Menschen wecke, dass sie sich innerlich und äußerlich rüsten, um befähigt zu sein, das Evangelium den Irr- und Ungläubigen zu verkündigen. Wir müssen aber auch beten, dass die Herzen der Heiden und der Abgefallenen für die Botschaft des Glaubens geöffnet werden, dass sie den Mut haben, sich von ihren Illusionen und Ideologien zu trennen. Wir können und sollen das Missionswerk stützen durch den Anschluss an die Missionare. Männer und Frauen, vor allem Jugendliche sind aufgerufen, sich auf die Missionsfelder unserer Kirche zu begeben. Aber damit steht es schlecht. Mit dem Missionsverständnis, dem Missionswillen und der Missionsbegeisterung in der nachkonziliaren

Kirche ist es nicht weit her. Ein katholischer Bürgermeister schrieb vor wenigen Tagen in einer Zeitung: „Wie viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kirche, von den Ordinariaten bis hin zu den Pfarrsekretärinnen, der Caritas und den katholischen Verbänden gehen denn noch regelmäßig zur Sonntagsmesse?“ Wie sollen Leute etwas für die Mission übrig haben, die nicht einmal die primitivste Pflicht des katholischen Christen erfüllen, die Sonntagsmesse zu besuchen? Wie sollen sie vom Missionsgeist erfüllt werden, wenn sie den Glauben der Kirche nicht teilen? Woran sind denn die meisten interessiert? Daran, dass sie die Pille nehmen können, das ist ihr Hauptinteresse. Mit dem Willen zur Mission, meine lieben Freunde, und mit Begeisterung für die Mission ist es auch bei vielen Geistlichen nicht weit her. Ich kenne einen Priester der Priesterbruderschaft St. Petrus. Er wurde aufgefordert, als Missionar in das benachbarte Land, die Tschechei, zu gehen. Er zog es vor, in die Schweiz zu gehen, in das Paradies der Schweiz. Meine lieben Freunde, der Leuchter darf nicht von uns fortgerückt und einem anderen Volke gegeben werden. Wir müssen die Klage des Herrn hören: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.“ Beteiligen wir uns nach Kräften am Missionswerk der Kirche. Bürgen wir für die Verbreitung des Glaubens durch unser vorbildliches Leben aus dem Glauben, durch unser Flehen: „Herr, sende Arbeiter in deine Ernte.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Ende der Welt

20.11.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als ein Junge vom Weltende sprechen hörte, sagte er: „Alles soll einmal weg sein? Das kann ich nicht glauben, dass die Welt untergeht.“ Er spürte ganz richtig, dass es eigentlich entsetzlich, ja, unverständlich ist, was mit der Welt einmal geschehen wird. Aber hat er auch den Weltuntergang richtig verstanden? Glauben wir denn, dass alles einmal weg sein wird? Am Abend des 11. November 1572 erblickte der dänische Gelehrte Tycho de Brahe am Himmel einen strahlenden Stern von solcher Größe, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Der Stern blieb an den folgenden Tagen sogar zur Mittagszeit im Sonnenschein sichtbar. Innerhalb von wenigen Stunden muss dieser Stern zu einer solchen strahlenden Fackel am Firmament aufgestiegen sein. Mit der Zeit nahm seine Helligkeit ab; nach siebzehn Monaten war er verschwunden. Tycho de Brahe hatte eine Supernova im Sternbild Kassiopeia entdeckt. Er blieb nicht allein. Johannes Kepler, der große deutsche Gelehrte, beobachtete im Jahre 1604 im Sternbild Schlangenträger ebenfalls eine Supernova. Bisher entdeckte man mehr als 700 Supernovä. Was versteht man unter Sternen, die Nova oder Supernova heißen? Nova ist ein veränderlicher Stern mit einer plötzlichen Helligkeitszunahme von etwa 7-16 Größenklassen. Das entspricht einer Steigerung der Leuchtkraft um das tausendfache bis millionenfache. Es ist kein neuer Stern, sondern der Helligkeitsausbruch eines schon existierenden Sternes. Im Milchstraßensystem leuchten innerhalb eines Jahres etwa 50 Novä auf. Und ihre Ausbrüche gehen auf thermonukleare, also Kernprozesse im Stern zurück. Eine Supernova ist etwas anderes. Eine Supernova ist ein Stern, der am Ende seiner Entwicklung steht und durch einen explosiven Vorgang einen großen Teil seiner Masse verliert oder gänzlich zerstört wird. Dieser Vorgang ist mit einer Zunahme der Helligkeit von mehr als 20 Größenordnungen verbunden. Die Steigerung der Leuchtkraft einer Supernova ist etwa einhunderttausendmal größer als die einer Nova. Die genannten Vorgänge lassen uns verstehen, dass es physikalisch gesehen ein Weltende geben kann. Falls die jetzige Expansion (Ausdehnung) des Weltalls in eine Kontraktion (Zusammenziehung) umschlägt, tritt der Wärmetod des Weltalls ein, d.h. es kommt zu einer unendlich hohen Energiedichte und einer unendlich hohen Temperatur. Falls das Weltall sich jedoch unbegrenzt weiter ausdehnt, führt es zum Kältetod des Weltalls, da dann die Energiedichte im Weltall beliebig klein wird.

Nun, das Schicksal unserer Erde ist ja vor allem mit der Sonne verknüpft; von ihr hängt unser Leben ab. Die Sonne gehört mit einigen hundert Milliarden anderen Sternen zum Milchstraßensystem. Sie bewegt sich mit einer Geschwindigkeit von etwa 20 km/s relativ zu den Sternen ihrer Umgebung auf das Sternbild Herkules zu. Gemeinsam mit den benachbarten Sternen umläuft sie in etwa 240 Millionen Jahren das Zentrum des Milchstraßensystems. Die Sonne ist vor etwa 4,6 Milliarden Jahren zusammen mit dem gesamten Planetensystem entstanden. Nun überlegen Sie einmal, meine lieben Freunde: Wenn eine solche Atomexplosion wie bei den Supernovä in unserer Sonne geschähe, dann würde die Sonne viel größer und viel heißer, dann würde die glühende Sonnenmasse von unserer Erde nur noch halb so weit entfernt sein, d.h. sie würde eine solche Hitze ausstrahlen, dass alles auf der Erde verbrennen müsste. Das ganze Leben würde im Feuer verzehrt. Das ist keine Phantasie. Die

Sternkundigen sagen uns: Unsere Sonne ist in dem Zustand, wie jene Sterne vor ihrer Explosion waren. Das kann also unserer Sonne ebenso einmal passieren.

Was die Astronomie aus physikalischen Ursachen erklärt, das versteht die Theologie als Einwirkung Gottes, und das mit Recht. Denn Gott ist der Herr der Welt. Er hat das All geschaffen, es unterliegt seiner Führungsmacht. Die Gesetze der Physik hat er aufgestellt, die Sterne müssen ihm gehorchen. Er führt das Ende der jetzigen Weltzeit herauf. Das sagt uns der 2. Brief des Apostels Petrus. In diesem schreibt er: „Die Welt (die damalige Welt) ist durch die Sintflut zugrunde gegangen. Der jetzige Himmel aber und die Erde sind durch das Wort Gottes aufgespart für das Feuer, bewahrt für den Tag des Gerichtes und des Verderbens. Der Tag des Herrn aber, an dem die Himmel mit Getöse vergehen werden, wird kommen wie ein Dieb.“ Hier ist also klar der Weltenbrand ausgesprochen. Er war schon im Alten Bunde angekündigt. Bereits in der Zeit vor dem Exil finden sich Aussagen über das durch Feuer vollzogene Gericht Gottes. Der Prophet Amos spricht: „So ließ der allmächtige Herr es mich hören: Siehe, Feuer rief der allmächtige Herr zur Strafe. Es fraß die große Flut und verzehrte den Erbesitz des Herrn.“ Und der Prophet Isaias kündigt: „Längst schon ist eine Feuerstätte errichtet.“ In der Zeit nach dem Exil ist der Schauplatz des erwarteten Feuergerichtes vielfach stark erweitert. Der Prophet Joël verkündet: „Feuer frisst vor ihm her, hinter ihm lodern die Flammen.“ Der Prophet Daniel sah einen Hochbetagten, dessen Thron aus Feuerflammen bestand und der Räder hatte aus brennendem Feuer. Ein Feuerstrom ging von ihm aus und wälzte sich daher. Und der Prophet Malachias kündigt an: „Siehe, der Tag kommt brennend wie ein Ofen, verbrennen wird sie der Tag, der da kommt.“

Viele Menschen fragen: Ja, wann wird das passieren? Neugierig, zweifelnd oder besorgt: Wann kommt das Ende der Welt? Die Menschheit wartet so lange schon. Bis ins 16. Jahrhundert haben die Christen etwa stets gleichbleibend mit einem baldigen Ende der Welt gerechnet. Das gilt auch für Luther. Luther nahm ja an, der Antichrist sei schon erschienen, nämlich der Papst in Rom. Die Erwartung des Weltendes war stets besonders intensiv in Zeiten von Naturkatastrophen und von Menschenkonflikten. Man wusste aus der Heiligen Schrift, dass dem Ende kosmische, also Weltkatastrophen vorangehen, und so dachte man bei Hungersnöten, bei Epidemien, bei Erdbeben, das Ende der Welt sei gekommen, vor allem bei der Pest. Die Pest, meine lieben Freunde, war ja die Geißel seit dem 13. Jahrhundert: die Beulenpest, die Lungenpest. Sie erfasste sämtliche Länder. Alle Länder westlich des Ural wurden von der Pest, von der Seuche der Pest erfasst. Ihr fielen bis 30% der gesamten Bevölkerung zum Opfer. Kein Wunder, dass die Menschen die Pest mit dem baldigen Ende der Welt verknüpften. Auch manche Ereignisse der Geschichte veranlassten die Menschen zu der Annahme, das Weltende stehe bevor. Es gab einmal eine Periode der Kirchengeschichte, in der zwei, bald drei Männer behaupteten, der rechtmäßige Papst zu sein. Es gab keinen *papa indubitatus*, keinen unbezweifelten Papst. Der ungenähte Leibrock Christi war zerrissen. Die fast vierzig Jahre dauernde Kirchenspaltung stürzte die katholische Christenheit in ein Meer von Zweifel und Trübsal. Sie fügte dem Papsttum und dem kirchlichen Leben unermesslichen Schaden zu. Die öffentliche Meinung geriet in heillose Verwirrung. Viele Christen rechneten mit einem baldigen Eingreifen Gottes. Der heilige Vinzenz Ferrer, ein Dominikaner, war fest überzeugt: Das Weltende steht bevor. Aber auch in späteren Zeiten hielten gläubige und gelehrte Christen das Weltenende für kurz bevorstehend. In Köln gab es im 19. Jahrhundert einen tüchtigen Bischof, namens Philipp Krementz; er ist im Jahre 1899 gestorben. Aufgrund seiner Studien zur Apokalypse erwartete Krementz den baldigen Weltuntergang. Bei jeder Jahrtausendwende sagen Vorwitzige den Eintritt der letzten Dinge vorher. Aber die Jahrtausende vergehen, ohne dass sie eintreten. Es ist ein vergebliches Unterfangen die Jahre, die für die Weltzeit noch übrig sind, durch Rechnen bestimmen zu wollen. All den eifrigen Rechenkünstlern hat jener das Handwerk gelegt, der das Wort gesprochen hat: „Es steht euch nicht zu, die Zeiten zu wissen, die der Vater aus seiner Machtvollkommenheit festgelegt hat.“ Vor Gott, dem Unendlichen und Ewigen, sind tausend Jahre wie ein Tag. Mag die Erde auch Millionen oder Milliarden Jahre bestehen und das Weltall vor unabsehbaren Zeiten entstanden sein; im Vergleich zu der Ewigkeit sind das Winzigkeiten.

Eines ist sicher: Welt und Weltzeitalter werden vergehen. Das Ende der Welt wird eintreten, nicht, weil es die Physik für möglich hält, sondern weil Gott es offenbart hat. Auch nicht die Götterdämme-

nung, wie sie die altnordischen Mythologien beschreiben und Wagner sie aufgenommen hat, wird das letzte Wort über der Schöpfung sein, sondern die Schöpfung wird nicht im Chaos enden. Gott, der Herr, der das Ende verbürgt, wird einen neuen Himmel und eine neue Erde heraufführen, so versichert uns das letzte Buch der Heiligen Schrift, die Apokalypse des Apostels Johannes. Im ersten Teil dieses Buches wird geschildert, wie das Gericht Gottes in Form furchtbarer Naturkatastrophen über die Erde hereinbricht. Im zweiten Teil wird der Kampf der bösen mit den guten Mächten beschrieben. Es endet mit der Vision eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Das sind die letzten Dinge, meine lieben Freunde: die Wiederkunft Christi, die Auferstehung des Fleisches, das Weltgericht und die kosmische Königsherrschaft Gottes. Das sind die wesentlichen Ereignisse der eschatologischen, der letzten Zukunft. Jesus hat nicht gesagt, dass die Welt verschwindet, er ist ja in die Welt eingetreten, um sie zu retten. Er hat gesagt, dass die Welt nicht so bleibt, wie sie ist. Und deswegen schreibt der Apostel Paulus im 1. Brief an die Korinther: „Die Gestalt dieser Welt vergeht.“ Und der heilige Petrus schreibt in seiner Epistel: „Ein neuer Himmel und eine neue Erde erwarten wir nach seiner Verheißung, auf denen Gerechtigkeit heimisch ist.“ Und Johannes schaut „einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen. Und der auf dem Throne sitzt, sprach: ‚Siehe, ich mache alles neu!‘“ Er kam verborgen, um sich richten zu lassen, er wird offen kommen, um alles zu richten. Auf dem neuen Himmel und auf der neuen Erde ist die Wohnstatt der Gerechtigkeit aufgerichtet.

Der Schleier über den Endzeitdingen, meine lieben Freunde, hindert nicht eine entsprechende Haltung. Und was ist die entsprechende Haltung? Wachheit, Nüchternheit, sittliche Läuterung. Die mit dem Weltende gerechnet haben, haben sich nicht verrechnet, nein, was jederzeit eintreten kann, ist nämlich immer nahe. Und jede Generation muss damit rechnen, dass das Ende gekommen ist oder kommen wird. In der Person Jesu ist der endzeitliche Erlöser schon auf den Plan getreten. An der Stellung zu ihm entscheidet sich Heil und Unheil. Wir kennen ihn, wir wissen um seinen Rang und um seine Bedeutung. Christus gab uns Rat und Hilfe, um uns für den letzten Tag zu bereiten. Er hat immer wieder mit Blick auf die letzten Zeiten gesprochen, etwa wenn er von seiner heiligen Eucharistie spricht: „Wer von diesem Brot isst, wird leben in Ewigkeit. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage.“ Deswegen ist es unsere Aufgabe, uns zu bereiten für die Ankunft des Herrn; nichts Unreines kann in den Himmel eingehen. Der alte sündhafte Mensch vergeht mit dieser Welt, in die neue Welt werden nur neue Menschen eingehen können. Und so ist es die Frage, die in dieser Stunde Christus an uns richtet: Hast du das neue Leben, das Gnadenleben in dir? Lebst du als ein Kind Gottes? Liebst du Gott? Liebst du um Gottes willen auch deinen Nächsten? Liebst du um Gottes willen auch die Welt, die Jesus mit seinem Blute geheiligt hat? Erfüllst du deine Pflichten in der Welt nach Gottes Willen? Man hört manchmal, wie Menschen nach einem Versehen, nach einem Unglück, nach einem Schicksalsschlag sagen: Davon geht die Welt nicht unter. O gewiss nicht, davon geht sie nicht unter. Aber die Kraft, die ihren Untergang bewirken wird, diese Kraft steht bereit. Manche bemühen sich um die Wissenschaft der Welt, aber sie wollen nichts wissen von ihrem Ende, sie sagen: Die Welt ist bisher nicht untergegangen, sie wird auch weiterhin nicht untergehen; es bleibt alles so, wie es ist. Aber gerade die Wissenschaft sagt: Die Welt kann einmal in einem ungeheuren Weltenbrand untergehen. Und der Heiland sagt: „Sie wird untergehen, und das wird das Gericht sein über eine gottlose und ungläubige Welt.“ Der ist ein wahrer Christ, der sich für dieses Gericht bereitet. Zu diesem Christen, meine lieben Freunde, möchten wir gehören. Denn wir haben dem Heiland geglaubt, der gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Erlösung

27.11.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Adventsglocken läuten, es sind Glocken der Buße: Tuet Buße, bekehrtet euch, das Reich Gottes ist nahe. Die Adventslieder ertönen: Tautet Himmel den Gerechten, O komm, o komm, Emmanuel. Der ganze Advent ist in seiner Liturgie und in seinem Wesen ein Bekenntnis und ein Geständnis: Wir brauchen einen Erlöser. Wir brauchen eine Erlösung. Der Advent ist ein Flehen um den Heiland, den Emmanuel, den Gott-mit-uns, dass er uns rette. „Wann kommst du Trost der ganzen Welt, auf den sie all ihr Hoffen stellt?“ Der Advent ist nichts anderes als ein Bekenntnis: Wir brauchen einen Erlöser, und wir erhalten einen Erlöser. Er kommt zu uns, weil jedes Geschlecht, jede Generation aufs Neue ihren Erlöser braucht. In unserer Gesellschaft wird die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen vielfach bestritten. Dass die Welt unter der Sünde seufzt, dass sie in Schuld verfangen ist, das wird geleugnet. In unserer Gesellschaft wird das Böse vielfach verharmlost und abgeschwächt. Schlechtigkeiten und Vergehen werden als Mangel an Einsicht oder als krankhafte Schwäche erklärt. Die Schuld gerät außer Sicht. Ein besonderer Trick, das Böse zu leugnen, besteht darin, das staatliche Strafrecht zu entkriminalisieren, also Straftatbestände, die bisher galten, abzuschaffen, und auf diese Weise den Anschein zu erwecken: Das ist nicht mehr strafbar. Und bald ziehen die Menschen die Folgerung: Das ist auch nicht mehr schuldhaft. Dieser Trick ist vor allem auf dem Gebiete des Ehrenschutzes und der geschlechtlichen Sittlichkeit zu beobachten. Das Bundesverfassungsgericht hat den Satz: Soldaten sind Mörder als nicht beleidigend angesehen. Und was sich auf dem Gebiet des Geschlechtlichen tummelt, das wissen wir alle, seitdem wir die Homohe haben. Die Folge dieses Tricks ist, dass der Pegel des sittlichen Verhaltens infolge immer weiter sinkt. Es gibt sogar Religionen, die versuchen, das Böse abzuschaffen oder abzuschwächen. Der Protestantismus verdankt seine Erfolge bei der Abwerbung katholischer Christen nicht zuletzt seiner verbilligten Sittenlehre. Im Protestantismus gibt es keine Sünde, die immer und überall verboten ist. Es gibt nichts in sich Schlechtes nach protestantischer Ansicht. So war es schon im 16. Jahrhundert. Da gab es eben Männer, die wollten ihren Frauen loswerden und abwechseln mit der Frau. Also wird die Unauflöslichkeit der Ehe preisgegeben. Heute erklärt der Protestantismus den Geschlechtsverkehr zwischen zwei Männern oder zwischen zwei Frauen als sittlich unbedenklich.

Denen, die das Böse bestreiten oder bagatellisieren, vermag die Heilige Schrift die Augen zu öffnen. Im Brief an die Gemeinde in Rom schildert der Apostel Paulus die unerlöste Heidenwelt: „Die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes vertauschten sie mit dem Bild von vergänglichen Menschen, Vögeln, vierfüßigen und kriechenden Tieren (Schlangen). Den wahren Gott vertauschten sie mit falschen Götzen. Die Geschöpfe beteten sie an statt des Schöpfers (den Kaiser). Nach ihren Gelüsten entehrten sie ihre eigenen Leiber. Die Weiber vertauschten den natürlichen Verkehr mit dem wider-natürlichen. Die Männer verließen den natürlichen Umgang mit der Frau und entbrannten in wilder Gier gegeneinander. Sie wurden voll jeglicher Ungerechtigkeit, Bosheit, Unzucht, Habsucht, Schlechtigkeit, voll Neid, Mord, Hader, Arglist, Tücke. Sie wurden Ohrenbläser, Verleumder, Gottesfeinde, Spötter, Angeber, Prahler, unvernünftig, ungeordnet, ohne Liebe, ohne Treue, ohne Erbarmen.“ So

schildert Paulus die unerlöste Welt. Die ehrlichen Menschen haben stets ihre Sünden erkannt und sich nach Befreiung von ihrer Schuld gesehnt. „Ach, es ging mir so gut unter meinem guten Herrn, und nun bin ich zum Gefangenen geworden unter meinem Verführer“, so muss Adam in seinem Elend bekennen, und in Adam jeder Mensch. „Was ich begangen, lässt sich nicht sühnen. Man schätzt den Klugen, man preist den Kühnen. Allein das Herz, das Herz in der Brust ist sich unendlicher Schuld bewusst.“ Dieses Bewusstsein von der Schuld lebt vor allem in der Geschichte Israels in seinen zahllosen, immer erneuten Opfern, in seiner machtvollen, zum Himmel aufschreienden Opferliturgie des Alten Testaments, die wie eine Generalbeichte der vorgeschichtlichen Menschheit ist, wie ein lautes Confiteor, wie ein vor allen gesprochenes: meine Schuld, meine übergroße Schuld. Das vergossene Blut der Lämmer im Tempel ruft zum Himmel um Erbarmen. Die feierliche blutige Liturgie des Alten Bundes ist wie der Ruf des Volkes Gottes: O komm, o komm Emmanuel, mach frei dein armes Israel! Auch die Heiden waren vom Bewusstsein erfüllt, dass die Götter Sühne verlangen für die Schuld. Und so wurden überall den Gottheiten Opfer dargebracht. Unbelebte Dinge wie Nahrungsmittel oder Getränke wurden dem profanen Gebrauch entzogen und verbrannt oder ausgegossen, belebte Wesen: Tiere, Menschen wurden der Gottheit geweiht, und zwar in der Regel auf blutige Weise, also getötet. Die Opfer der Heiden dienten der Besänftigung des Zornes der Götter. Der Zorn aber ist durch die Sünden der Menschen verschuldet. Durch dieses Opfer sollte der Mensch entsühnt, gereinigt werden. Aber diese Opfer reichten nicht aus, sie waren unzulänglich, sie schafften es nicht, die Menschen zu befreien. Die Menschheit kann sich nicht selbst erlösen. Sie ist unfähig, ihre Schuld zu tilgen und den Zustand der Gerechtigkeit und Heiligkeit zurückzubringen. Eine Erlösung durch irdische Mittel ist ausgeschlossen. Das Blut von Böcken und Stieren und die Asche einer Kuh sind nach dem Zeugnis des Hebräerbriefes unkräftig, die unermessliche Schuld der Menschen zu tilgen. Kein Geschöpf kann für die in der Sünde liegende Schuld ein Äquivalent leisten.

Die katholische Erlösungslehre unterscheidet sich von allen Erlösungsvorstellungen innerlich und wesentlich. Sie lehrt die sonst nirgends streng festgehaltene Fremderlösung durch den Gottmenschen von der Sünde dank der durch die Erlösung wiedergewonnenen Güte. Erlösung im objektiven Sinne ist die Befreiung der Menschheit durch den Gottmenschen Jesus Christus aus dem durch die Sünde verschuldeten Zustand der Ungerechtigkeit und Knechtschaft unter dem Satan und die Wiederherstellung des Zustandes der übernatürlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit und Freundschaft Gottes. Die objektive Erlösung geschah durch Jesus Christus, den Nazarener, den Sohn Mariens. Er ist der Erlöser, der einzige und universale Erlöser. Diese Erlösung vollzog sich zu einer geschichtlichen Stunde, nicht wie in den Mythen der Heiden, wonach die Erlösung fortwährend geschieht durch den Gang der Natur. Nein, „als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau, dem Gesetz unterworfen, auf dass er die, die unter dem Gesetze standen, erlöse, damit sie an Kindes statt angenommen würden.“ Gott ließ seinen eingeborenen Sohn zur Erde niedersteigen, um das Werk der Erlösung zu vollbringen. „Für uns Menschen, um unseres Heiles willen“, beten wir in der heiligen Messe am Sonntag, „ist er vom Himmel herabgestiegen und hat Fleisch angenommen.“ Die Möglichkeit der Erlösung durch Christus beruht auf der hypostatischen Union. Was ist die hypostatische Union? Das ist die Vereinigung von zwei Naturen in der göttlichen Person Christi. Eine menschliche und eine göttliche Natur sind in der Person des Gottessohnes, des Mittlers vereinigt. Christus ist der zweite Adam. Als zweiter Adam fasst er die ganze Menschheit zusammen. Er hat, als er sich die menschliche Natur aneignete, die ganze Menschheit angenommen. Durch die Vereinigung mit der menschlichen Natur hat er die Vereinigung der Menschen begonnen, im Grunde hergestellt. Aber freilich, er hat sein ganzes Leben als Gesamtwerk der Erlösung verbracht. Alles, was er redete, tat und litt, hatte erlöserische Qualität. Sein Erlösungswerk gipfelt im Kreuzestod. Er ist die Vollendung der Erlösung und das vorzüglichste Werk Christi. Um die Menschen mit Gott zu versöhnen, musste ein Opfer dargebracht werden, das gleichen Geschlechtes war wie wir, aber rein von jeder Befleckung. Es musste ein Äquivalent für die Schuld geleistet werden. Und als Äquivalent für die Gott durch die Sünden angetane Schmähung genügte nur das Opfer seines eigenen Sohnes. Christus hat durch die in höchstem Gehorsam und grenzenloser Liebe vollzogene Hingabe seines Lebens ein Versöhnungsopfer dargebracht. Durch den Kreuzestod leistete er anstelle der sündigen Menschheit Gott Genugtuung für die ihm zugefügte Beleidigung, nahm er an unserer Statt die Strafe auf sich. Er ertrug

in Vertretung der Menschheit – das wird immer durch das Wörtchen „für“ ausgedrückt – sein Leiden als Strafe für unsere Sünden. Erlösenden Wert bekam es durch seine Gesinnung. Diese Gesinnung bestand in der höchsten Liebe zu Gott und den Menschen, im Eifer für die Verherrlichung Gottes, im Hass gegen die Sünde, im Gehorsam bis zum Tode. An dieser Gesinnung hatte der himmlische Vater solches Wohlgefallen, dass er nicht nur die Sünde verzieh, sondern auch die frühere Freundschaft erneuert hat. Das Erlösungsoffer Christi ist einmalig, es braucht keine Wiederholung, es duldet keine Wiederholung. Durch ein einziges Opfer hat er auf immer die vollendet, die sich heiligen lassen. Das Erlösungsoffer Christi ist ausreichend für alle Menschen und alle Zeiten. Es ist überfließend reich, ja, es ist unerschöpflich. Er hat eine ewige Erlösung gebracht. Sie verzehrt sich nicht im Laufe der Zeit oder wegen der Menge der Menschen. Die Genugtuung Christi ist ihrem inneren Werte nach unendlich, vollgültig, überfließend. Sie ist auch allgemein. Christus ist für alle Menschen und für alle Sünden gestorben. Er verdiente durch seinen Tod für die Menschen die Rechtfertigung, die Heiligung und alle übernatürlichen Gaben. Er kaufte durch seinen Tod die Menschheit los von der Knechtschaft der Sünde, des Teufels und des Todes und brachte die Freiheit der Kinder Gottes. Das Erlösungsoffer Christi reinigt und heiligt alle, die Erlösung suchen und nach ihr streben. Abseits von diesem Wege ist noch niemand erlöst worden.

Gott hat sich die Erlösung viel kosten lassen: das Leben seines einziggeborenen Sohnes. Der blutige Tod Jesu brachte die Erlösung zustande. Alle Schriften des Neuen Testaments sind sich darin einig, dass es ohne das Blutvergießen des Sohnes Gottes keine Erlösung gäbe. In Christus besitzen wir die Erlösung durch sein Blut. Es gefiel Gott, durch ihn alles mit sich zu versöhnen durch das Blut, das am Kreuze vergossen wurde. Wir wurden durch den Tod seines Sohnes mit Gott versöhnt. „Das Blut seines Sohnes macht uns von allen Sünden rein“, schreibt selbst der milde heilige Johannes in seinem ersten Briefe. Vom Widerschein des Blutes Christi, das am Kreuze für uns vergossen war, ist noch die ganze Welt gerötet. Der heilige Augustinus hat einmal in einem seiner Bücher geschrieben: „Es gibt törichte Menschen, die sagen: Hätte nicht Gottes Weisheit die Menschen in anderer Art erlösen können, ohne die Menschennatur anzunehmen, ohne von einer Frau geboren zu werden, ohne all das von den Sündern zu erdulden?“ Er gibt darauf die Antwort: „Sicher konnte er das. Aber wenn er es auch anders gemacht hätte, es hätte eurer Torheit wieder nicht gefallen.“ Das Christentum ist die einzige von Gott verordnete Erlösungsreligion. Die heidnischen Religionen enthalten Keime der Wahrheit, aber verderbt und vereinzelt. Die jüdische Religion ist wahre Religion, aber erstorben. Das Christentum ist die wahre Religion, lebendig und vollkommen. Sie ist die Erlösungsreligion. Und der Apostel Paulus jubelt im Gedenken an die von Christus vollbrachte Erlösung. „Er hat mich geliebt und sich für mich hingegeben“, schreibt er im Brief an die Galater – Er hat mich geliebt und sich für mich hingegeben. Diese Tatsache ist sein Glück und sein Stolz: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft für jeden, der glaubt.“ Sehnsucht nach Erlösung, meine lieben Freunde, muss das stärkste Moment unserer Frömmigkeit in den vier Wochen des Advents sein. Sehnsucht nach Erlösung muss unsere Seele durchziehen, muss mit dem ganzen Ernst und der Wucht der Sünde durch unsere Seelen hindurchzittern, wenn wir den Advent richtig verstehen und gnadenreich erleben wollen. „O komm, o komm Emmanuel“, „Tuet Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab.“ Weltenheiland, wir brauchen dich. Weltenheiland, wir ersehnen dich. Weltenheiland, wir erwarten dich.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Johannes, der Prophet der Demut, des Mutes,
des Starkmuts und des Großmuts

04.12.2016 (2. Advent)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der eigentliche Adventsprediger ist Johannes: „Ich bin die Stimme eines Rufenden in der Wüste: bereitet den Weg des Herrn.“ Johannes der Täufer rief eine Umkehrbewegung ins Leben, die zu Massenbekehrungen führte. Sie war verbunden mit einer Bußtaufe. Bekehrung ist Willensumkehr, Sinnesänderung, seelische Wandlung, Abwendung von der Gottlosigkeit und Hinwendung zu Gott, Abkehr von einem sündigen und lauen Leben zu ernstem religiösem Streben. Eine Bekehrung kann vollständig sein. Das ist dann der Fall, wenn ein ganz von Gott Abgewandter sich jetzt ganz Gott zuwendet. Die Bekehrung kann auch eine teilweise sein. Das geschieht dann, wenn ein schon Bekehrter sich von bestimmten sündigen Gewohnheiten befreien will. Umkehr predigen kann glaubhaft nur derjenige, der selber umgekehrt ist. Johannes war geeignet und befähigt, andere zur Umkehr zu rufen, denn er war ein Bekehrter. Er besaß die Eigenschaften, die für einen gotterfüllten Propheten kennzeichnend sind. An erster Stelle hatte er die Demut. Demut ist ehrfurchtsvolle Selbstbescheidung, Ausdruck des Wissens um die grundsätzliche Abhängigkeit des Menschen von seinem Schöpfer. In der Demut akzeptiert der Mensch seine eigenen Grenzen. Er stellt sich unter das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe. Johannes der Täufer war demütig. Es kamen Abgesandte aus Jerusalem und rätselten, wer er sein möge: „Wer bist du?“ Was für einen Eindruck muss er gemacht haben! Sie denken an drei Persönlichkeiten: „Bist du *der* Prophet?“ In der Meinung des jüdischen Volkes ging ein Prophet dem Messias voraus, nämlich der Prophet Elias. Er sollte wiederkommen, bevor der Messias auf die Erde eintrat. Aber Johannes lehnt es ab: „Ich bin nicht Elias.“ Da versuchen sie es mit der zweiten Gestalt: „Bist du der Prophet?“, der andere Prophet, den man auch noch erwartet hat vor dem Erscheinen des Messias, die Gestalt, die im 5. Buch Moses angekündigt ist. Johannes weist auch diese Vermutung ab: „Ich bin es nicht.“ Dann greifen sie noch höher: „Bist du der Messias?“, der lange angekündigte, der sehnsüchtig erwartete Heilbringer für das jüdische Volk. Johannes verneint auch diese Zuweisung. Er wehrt sich gegen eine messianische Missdeutung seiner eigenen Person und Aufgabe. Er ist nur der von Gott gesandte Wegbereiter des Messias, nicht dieser selbst. „Ein Stärkerer kommt nach mir. Ich bin nicht wert, ihm die Schuhriemen aufzulösen.“ Er ist nicht der Bräutigam, er ist nur der Freund des Bräutigams, und als solcher freut er sich über die Stimme des Bräutigams: „Er muss wachsen, ich muss abnehmen.“ Johannes wird freilich von Jesus erkannt. Jesus weiß, wer Johannes ist. Er ist mehr als ein Prophet, er ist der von Gott gesandte Bote vor dem Erscheinen des Messias. Johannes selbst in seiner Demut bezeichnet sich nur als „Rufer in der Wüste“. Er ruft aus, was Gott ihm eingibt. Was er redet, ist nicht sein Wort, sondern Gottes Wort. Das ist es, was seiner Verkündigung nicht nur den eindringlichen Ernst, sondern auch die gewissenaufrüttelnde Autorität gibt. Er bedient nicht die Wünsche des Volkes, sondern er verkündet das Wort Gottes. Für ihn ist nicht die Fremdherrschaft der Römer und der Herodianer das Hindernis für das Kommen der Gottesherrschaft, sondern das sündige Volk. Der sündige Zustand des Volkes, das ist das Hindernis. Sein Wort ist absolut unpolitisch, allein religiös-sittlich, so wie Jesus selbst es verkünden wird. Darin

erweist er sich als ein echter Prophet. Diese Selbstbezeichnung „Rufer in der Wüste“ ist uns übermacht worden. Wir wissen heute noch: Ein Rufer in der Wüste, das ist ein Mensch, der Wichtiges, ja Unerlässliches verkündet, aber auf taube Ohren stößt! Das lehrt uns der demütige Johannes: Nicht mehr sein wollen, als was Gott will. Nur Gott den Weg bereiten wollen, nur Gottes Ehre suchen, nur den anderen dienen, helfen, nützen. Das ist Apostelgebet, das ist Prophetenwort. Der nachkonziliare Klerikalismus, das Superlativum des Zentralkomitees, der innerkirchliche Personenkult, das sind Verirrungen! Nichts verdirbt den Dienst eines Apostels, eines Propheten mehr als der Eigennutz, die Suche nach eigener Befriedigung oder Erhöhung. Wer für sich arbeitet, arbeitet nicht für Gott. Die für sich arbeiten, das sind die falschen Propheten. Zu den falschen Propheten gehören heute die meisten Urheber und Nutznießer der Veränderungen, die seit Beginn der 60er Jahre sich in unserer Kirche zugetragen haben. Seit Jahrzehnten wird uns vorgemacht, es habe sich in der Kirche ein Aufbruch vollzogen. Die Wahrheit ist, dass ein Zusammenbruch sich ereignet hat! Es ist Zeit, endlich der Wahrheit die Ehre zu geben und in aller Demut zu bekennen: Wir haben uns getäuscht. Die Pseudo-reformen haben die Kirche an den Rand des Abgrunds geführt.

Johannes ist der Prophet des Mutes. Mut ist der nicht allgemeine Einsatz zur Überwindung drohender Gefahr. Diesen Mut hat Johannes bewiesen. Zunächst gegen sich selbst: Er lebte von Heuschrecken und wildem Honig, abgetötet, sein Gewand war von Kamelhaar. Er war gegen sich selbst sehr streng, und deswegen kann Jesus sagen: „Was seid ihr hinausgegangen? Was wolltet ihr denn sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird?“ Das Bild des Rohres ist ein Ausdruck für die Unbeständigkeit, für die Wankelmütigkeit, für die Feigheit. Wer ein vom Wind hin und her getriebenes Rohr ist, dem fehlen Selbststand, Festigkeit und Überzeugung. Das Schilfrohr von heute, das sind jene Theologen, die Kommunionunwürdige zur Kommunion zulassen wollen! Der Mensch in weichlichen Kleidern ist der Genussmensch, der verweltlichte Weltmann. Mut gegen sich selbst besagt Überwindung des Hangs zur Bequemlichkeit, zur Lässigkeit, zur Trägheit. Diese Versuchung besteht für jeden Menschen, aber wir müssen sie überwinden. Wer dieser Versuchung erliegt, hört auf, eine führende, eine mitreißende Persönlichkeit zu sein. Auch heutzutage gilt für den Apostel Christi ernst, einfach und abgetötet zu sein. Er soll sich selber bezwingen, er soll die Zähne zusammenbeißen. Feiglinge und Weichlinge taugen nicht zum Aufbau des Reiches Gottes. Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, der ist untauglich für das Reich Gottes. Johannes bezeugt auch Mut gegen die anderen. Die zur Bußtaufe Hinzueilenden fragen ihn, was sie tun sollen, so die Volksscharen: „Was sollen wir denn tun?“ Er antwortet ihnen: „Wer zwei Röcke hat, gebe dem einen, der keinen hat.“ Er fordert tätige Nächstenliebe. Auch Zöllner kommen zu ihm, um sich taufen zu lassen: „Meister, was sollen wir tun?“ Der Täufer antwortet: „Fordert nicht mehr, als euch festgesetzt ist. Betrügt nicht die Menschen durch überhöhte Forderungen.“ Es kommen auch Soldaten: „Was sollen wir denn tun?“ Er sagt ihnen: „Misshandelt niemanden, drangsaliert niemanden, seid zufrieden mit eurer Löhnung.“ Wer zur bewaffneten Macht gehört, zeigt, dass er bekehrt ist, wenn er gerecht handelt und zufrieden ist. Und schließlich kommen auch Pharisäer und Sadduzäer. Sie bezeichnen Johannes als „Schlangenbrut“. Er fordert von ihnen nicht nur die Bekehrung, sondern Früchte, würdige Früchte der Bekehrung; Bekehrung muss fruchtbar sein, wenn sie wahr sein soll. Johannes war mutig. Er traut sich dem Landesherrn Herodes Antipas entgegenzutreten und ihn öffentlich wegen seines sittlichen Verhaltens zu rügen. Er hat dem König gegenüber gesprochen: „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben.“ Der König Herodes Antipas hatte eines Tages seinen Stiefbruder Johannes ohne Land besucht, und dabei hat er dessen Frau kennengelernt. Und siehe da, er spannte sie ihm aus. Er nahm die Frau seines Bruders zu sich, seine eigene Frau verließ ihn, die Tochter des Königs Aretas. Deswegen tadelt ihn Johannes, wegen der frivolen Art, in der er seinem Stiefbruder die Gemahlin entrissen hat. Eine Ehe mit der Frau des lebenden Bruders war Juden streng verboten. Wir können natürlich fragen, meine lieben Freunde: Wo sind denn die Johannesnaturen unserer Zeit, die furchtlos Gottes Gebot verkünden? Welcher deutsche Bischof bringt den Mut auf, mit der Heiligen Schrift zu sprechen: Du darfst nicht mit einem Manne Umgang haben wie mit einer Frau, es wäre eine Greuelthat? Wenn ein Mann sich mit einem anderen Mann vergeht wie mit einer Frau, so haben beide eine Schandtat begangen; sie sollen mit dem Tode bestraft werden – das steht in der Heiligen Schrift.

Johannes ist drittens der Prophet des Starkmuts. Starkmut oder Tapferkeit ist die Tugend, die im Kampf gegen Widerstände die Fertigkeit verleiht, aus Treue zu Gott um höchster Güter willen sogar das Opfer des Lebens zu bringen. Starkmut macht die Seele erhaben über Furcht, Unlust, Schmerz und Gefahr. Diesen Mut hat Johannes aufgebracht. Und er musste seinen Mut bezahlen. Er wurde in den Kerker geworfen. Als Martyrer drunten in der Tiefe ist er nun untätig. Er kann nicht mehr verkündigen, und das ist bittere Qual für ihn, nicht mehr wirken zu können. Aber es beirrt ihn nicht, er opfert es Gott auf. Kann er nichts mehr leisten für Christus, so will er für ihn leiden. So geht es immer den Verkündigern der Gebote Gottes. Sie werden verfolgt, eingesperrt, misshandelt, getötet oder wenigstens hingerichtet in der Presse. Die von Gottes Willen schweigen, bleiben unbehelligt. Sie empfangen Ehrung auf Ehrung und Auszeichnung nach Auszeichnung. Warum? Weil sie sich der Welt angepasst haben. Sie wissen hoffentlich, wen ich meine. Der Dienst an der Wahrheit ist anspruchsvoll. Die Wahrheit erringt man nur durch viele Kämpfe, der Irrtum kostet nichts. Der Dienst an der Wahrheit fordert Opfer. Wer für die Wahrheit nicht leiden will, der sollte darauf verzichten, als Diener der Wahrheit aufzutreten. Auf die Zeugen der Wahrheit wartet der Tod. Aber die Menschen, die Sterben für Gewinn halten, sind schwer zu erschrecken. Wer sich Christus ergeben hat, kann sterben, überwunden werden, kann er nicht. Die Martyrer verachten den Tod, weil sie den Auferstandenen berührt haben. Es siegt in ihnen, der in ihnen lebt. Johannes verlor sein Leben, das er noch vor sich hatte, er war kaum vierzig Jahre alt. Die Martyrer unserer Zeit haben nicht geschwiegen angesichts des Unrechts, das unschuldigen Menschen angetan wurde. Als 1938 in Berlin die Synagogen brannten, da trat der Dompfarrer Bernhard Lichtenberg aus Schlesien auf die Kanzel seiner Kirche und erklärte: „Das ist auch ein Gotteshaus.“ Er betete öffentlich für die verfolgten Juden. Wohlmeinende Menschen machten ihn darauf aufmerksam, in welche Gefahr er sich gebe. Da antwortete er: „Wenn wir schweigen, werden die Leute irre an uns.“ Er wurde angezeigt von zwei protestantischen Studentinnen. Er verschwand im Gefängnis, und nachdem er seine Strafe verbüßt hatte, wurde er in das Konzentrationslager überwiesen. Auf dem Wege dorthin ist er in Hof gestorben.

Johannes ist viertens auch ein Muster an Großmut. Großmut oder Großherzigkeit, Hochgemutheit ist nach Aristoteles die rechte Mitte zwischen Überheblichkeit und Kleinmut. Hochherzig ist, wer sich selbst hoch einschätzt und dies durch seine Lebensleistung rechtfertigt, wer hoch von sich denkt und hoch handelt. Johannes trat ab von der Bühne, als seine Aufgabe vollendet war, selbstlos, wie die Sterne verschwinden, wenn die Sonne erscheint. Er fragt nicht nach dem Erfolg, er sieht ihn auch nicht. Er ist wie Moses vor dem gelobten Land in den Boden eingestampft worden als Fundament für den Dom, der sich darüber einmal erheben soll. Hätte er nicht der erste Apostel des Messias werden können? Ganz gewiss. Aber Gott hat es anders gefügt, und er gibt sich damit zufrieden. Das ist Hochherzigkeit, das ist Großmut. Ein Held ist, meine lieben Freunde, wer einer großen Sache so dient, dass seine eigene Person dabei gar nicht in Frage kommt. Der wahre Apostel Christi begehrt nicht auf gegen sein Geschick, er beugt sich unter die mächtige Hand Gottes. Bernhard Lichtenberg hatte den Wahlspruch: Wie Gott will, ich halte still – und er hat stillgehalten bis zum Tode. Johannes bewies Großmut. Er will nicht mehr sein als Vorläufer seines Herrn, nur das. Er ersehnte nicht in unruhigen Fieberträumen seine eigene Ehre: „Ich bin es nicht. Ich bin die Stimme eines Rufenden. Nach mir kommt einer, der größer ist als ich. Er muss wachsen, ich muss abnehmen.“ Johannes lehrt uns den wahren Großmut, Gott zu dienen, wie es ihm gefällt, Gott so dienen, dass man nichts für sich selbst haben will, dass man ganz zurücktritt hinter dem Dienst, und dass man auch auf Vergeltung verzichtet, wenn einem Unrecht geschieht. Ich will Ihnen ein hervorragendes Beispiel des Großmuts aus der Geschichte nennen. Sie haben schon gehört von dem großen Kaiser Karl V., einem Zeitgenossen Luthers. Er hatte im Jahre 1547 die protestantischen Fürsten in der Schlacht bei Mühlberg besiegt. Sie lagen jetzt zu seinen Füßen: Philipp von Hessen, Johann Friedrich von Sachsen. Er kam nach Wittenberg, wo Luther in der Schlosskirche beerdigt ist. Luther war ein Exkommunizierter und ein vom Reich Geächteter, er hätte nicht in einer Kirche beerdigt werden dürfen, er hätte müssen ausgegraben werden. Kaiser Karl V. trat an sein Grab und sprach: „Er hat seinen Richter gefunden“, und ließ ihn in diesem Grabe; das war sein Großmut. Auch in der Welt von heute ertönt die Stimme des Johannes: „Tuet Buße, kehret um.“ Das ist das Holz, aus dem die Apostel unserer Tage geschnitzt werden müssen. Wiederum erlebt die Menschheit einen neuen Advent. Christus wird kommen, und

der Johannesruf ertönt, wir sollen Vorläufer unseres Herrn sein, wir sollen ihm den Weg bereiten. Ihr Apostel der Demut, des Mutes, des Starkmuts, des Großmuts, ihr Apostel kommt und kommt, die Welt braucht euch heute mehr denn je. Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Pfade!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt

11.12.2016 (3. Advent)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das soeben vorgetragene Evangelium enthält die Befragung Johannes des Täufers durch die Abgesandten des Hohen Rates zu Jerusalem. Auf die dreifache Frage antwortet er jedes Mal mit Nein. Er ist nicht Christus, er ist nicht Elias, er ist auch nicht der endzeitliche Prophet. Er lenkt von sich ab und verweist auf eine andere geheimnisvolle Person: „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“ Johannes kennt ihn, denn Gott selbst hat es ihm geoffenbart: „Ich sah den Geist wie eine Taube vom Himmel herabkommen, und er blieb auf ihm. Auch ich kannte ihn nicht, aber der mich gesandt hat, um mit Wasser zu taufen, der sagte zu mir: ‚Auf wem du den Geist herabkommen und auf ihm bleiben siehst, dieser ist es, der mit heiligem Geiste tauft.‘ Ich habe gesehen und bezeugt, dass dieser der Sohn Gottes ist.“ „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt“, sagt Johannes von Christus. Man sollte annehmen, dass alle Christen ihn kennen, denn sie tragen ja seinen Namen. Sie sind über ihn unterrichtet, sie tragen Zuversicht zu ihm. Aber es ist tatsächlich anders. Müsste Christus, wenn er heute auf die Erde käme und sich unter denen, die sich nach ihm benennen, umsähe, müsste er nicht feststellen: Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt? Von Theologen, die den Glauben zu ihrem Lebensinhalt machen, sollte man erwarten, dass sie wissen, wer Jesus ist. Aber wie sieht es tatsächlich aus? Ich führe Ihnen, meine lieben Freunde, eine Reihe bekannter oder berühmter evangelischer Theologen vor in dem, was sie von Christus halten. In Hamburg lehrte der Professor Hermann Samuel Reimarus. Er bezeichnete die Evangelisten als Betrüger. Sie seien ihrerseits durch einen jüdischen Messiasprätendenten namens Jesus betrogen worden. Die Evangelien enthalten nach ihm Lug und Trug. Das sprach er zu seiner Zeit nicht aus, er legte es nur schriftlich nieder, und es wurde wenig später von Lessing veröffentlicht. Dieser Mann verbarg seine Meinung. Jeden Sonntag saß er in Hamburg unter der evangelischen Kanzel und mimte den frommen Lutheraner. Im 19. Jahrhundert gilt als der berühmteste evangelische Theologe Friedrich Schleiermacher. Die Wirkung seiner Aufstellungen hält bis heute an. Nach Schleiermacher ist Christus ein Mensch, der frei von Sünde ist und ein ungetrübtes Bewusstsein von Gott hatte – frei von Sünde und ungetrübtes Bewusstsein von Gott; das ist alles. Der seinshafte Sohn Gottes ist er mitnichten, die Trinität fällt aus. In gleicher Bedeutung sah der evangelische Theologe Albrecht Ritschl Christus. Nach ihm beinhaltet die Aussage, dass Christus Gott sei, nicht anderes als seine Bedeutung für Rechtfertigung und Erlösung. Sie sei kein Urteil über das Sein, über die Natur Jesu, sondern über seinen Wert, seine Bedeutung für uns. Aber wie kann er denn eine Bedeutung für uns haben, wenn er das gar nicht ist, wofür man ihn hält? Aus dem evangelischen Stift in Tübingen ging der Theologe David Friedrich Strauß hervor. Seine Schriften waren weit verbreitet und sind jetzt neuerdings wieder aufgelegt worden. Nach Strauß ist der Jesus der Evangelien durch erfundene Geschichten zu der verklärten Gestalt geworden, die er im Christentum ist. Der Jesus der Geschichte, also der wirkliche Jesus, überschreitet das Menschenmaß nicht. Meine lieben Freunde, gilt von diesen Leuten nicht: Mitten

unter euch steht einer, den ihr nicht kennt? Gerade hymnischer Verklärung erfreut sich der evangelische Theologe Albert Schweitzer. Nach ihm werden Straßen und Plätze benannt, auch in Mainz. Er ist eine Art Ersatzheiliger im Protestantismus. Nach Albert Schweitzer war Jesus ein palästinensischer Jude, ein eschatologischer Prophet, der an das unmittelbar bevorstehende Weltende geglaubt hat. Aber er hat sich getäuscht, infolge dessen ist er als Person für uns erledigt. Was an ihm interessant ist, ist seine Lehre, die Ehrfurcht vor dem Leben.

Wohl der bekannteste evangelische Theologe im 19. und 20. Jahrhundert ist Adolf von Harnack. Er war tonangebend in der Berliner Gesellschaft; Kaiser Wilhelm II. war sein Freund. Das Christentum ist nach Harnack undogmatisch. Dogmen sind menschliche Aufstellungen, die für uns nicht verbindlich sind. Das Christentum ist für ihn Vertrauen auf den Vatergott und Liebe zu den Brüdern, nichts anderes und nicht mehr. Für Harnack gehört Jesus überhaupt nicht ins Evangelium, in das Evangelium gehört nur der Vatergott. Jesus ist der religiöse Genius des Menschengeschlechtes, der auf einzigartige Weise eine Sohnesbeziehung zu Gott hatte, aber er selber ist selbstverständlich nicht Gott. „Wer ihn anbetet, treibt Götzendienst“, das sagt Harnack, der berühmte evangelische Theologe. Ist es unrecht, zu sagen: Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt? Heute ist der bekannteste evangelische Theologe Rudolf Bultmann in Marburg. Nach ihm werden im Neuen Testament Mythen vorgetragen. Mythen sind Bilder, Einbildungen, Phantasien, Dichtungen. Den mythischen Vorstellungen im Neuen Testament entsprechen keine objektiven Heilstatsachen. Nach Bultmann ist der Satz „Jesus Christus ist Gott“ eine mythologische Ausdrucksweise eines vergangenen Zeitalters. Ich zitiere ihn wörtlich: „Die Formel ‚Christus ist Gott‘ ist falsch in jedem Sinne.“ Noch einmal: „Die Formel ‚Christus ist Gott‘ ist falsch in jedem Sinne“, sagt Rudolf Bultmann. Er lehnt die seinshafte Gottheit Christi entschieden ab. Gott ist nach ihm das Ereignis des Handelns Gottes. Gott sei zu verstehen als das Ereignis des Handelns Gottes. Es könne keine systematische Lehraussage geben, die sich auf die Person Christi oder auf die Wirklichkeit Gottes bezöge. Kann man Bultmann das Wort des Johannes ersparen: Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt? An meiner Universität in Mainz, in der evangelischen Fakultät, lehrte der Exeget Herbert Braun. Sein Kollege, der evangelische Theologe Böcher, bescheinigt ihm die Ablehnung der Vorstellung eines jenseitigen Gottes, die Ablehnung der Vorstellung eines jenseitigen personalen Gottes. Entsprechend fällt auch das Verständnis Jesu bei Braun aus. Jesus ist nach ihm ein jüdischer Lehrer und ein Vorbild mit prophetischen Zügen, nichts anderes, aber auch nicht mehr. Als Ehrenprofessorin lehrte in Hamburg Dorothee Sölle. Sie entwarf eine Theologie nach dem Tode Gottes. Ich habe mich nicht versprochen: eine Theologie nach dem Tode Gottes. Jesus ist nach ihr menschlicher Stellvertreter des toten Gottes. Sölle bestritt selbstverständlich die Gottessohnschaft und die Auferstehung Jesu. Mit diesen Beispielen – die ich beliebig vermehren könnte – soll es genug sein. Aber es sicher, dass hier das Wort angebracht ist: Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt. Wie ist es doch bitter und schmerzlich, dass nach 2000 Jahren Christentum über einen großen Teil derer, die sich Christen nennen, das Wort gesprochen werden muss: Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt. Denn es ist offensichtlich, dass die erwähnten Ansichten von Jesus die Evangelien, den Glauben der Kirche gegen sich haben.

Ich möchte Ihnen, meine lieben Freunde, an den folgenden Titeln zeigen, wer Jesus ist. Diese Titel sind keine leeren Worte, sie sind Ausdruck seines Seins, seiner Wirklichkeit, seiner historischen Persönlichkeit. Jesus war Lehrer. Er brachte die Kunde des himmlischen Vaters und zeigte den Weg der Wahrheit. In vieler Hinsicht entsprach Jesus den Gesetzeslehrern seiner Zeit, aber er unterschied sich wesentlich von ihnen. Seine Zuhörer haben das empfunden und ausgesprochen: „Wir wissen, dass du den Weg Gottes in Wahrheit lehrst.“ Die Leute staunten, ja erschrecken über seine Lehre, denn sein Wort war mit Macht ausgerüstet. Jesus ist der Lehrer schlechthin, er ist Lehrer in nicht zu überbietender Weise. In ihm ist die Weisheit Gottes selbst erschienen. Jesus wurde zu seinen Lebzeiten auch als Prophet angesehen, und er war es. In der Nähe von Cäsarea Philippi fragte er seine Jünger, für wen die Leute ihn halten. „Einige für Johannes den Täufer“, sagte Petrus, „andere für Elias, wieder andere für einen Propheten.“ Ein Prophet ist ein Sprachrohr Gottes. Prophet ist, wer den Plan Gottes in einer geschichtlichen Stunde erkennt und mit großem Ernst unbeirrt für die Belange Gottes eintritt. Jesus erfüllte diese Kennzeichen eines Propheten, aber er ist der Prophet schlechthin. Als er einmal über seine Wesenheit spricht, da sagt er: „Hier ist mehr als Jonas“, und Jonas war ein Prophet. Er ist

der einmalige und unüberbietbare Prophet. In ihm ersteigt das Prophetentum seinen Gipfel. Die Apostel verkündigen Jesus auch als Knecht Gottes. Ein Knecht ist der Diener seines Herrn. Er ist auch der Vertraute Gottes, der mit einer besonderen Aufgabe Betraute. Er ist der Gottesknecht, der für die Sünden des Volkes leidet. Nicht umsonst wird an jedem Karfreitag aus dem Buche des Propheten Isaias das Lied vom Gottesknecht vorgetragen. Denn an jenem grausamen Karfreitag haben sich an ihm die Weissagungen des Isaias erfüllt.

Unter den vielen Jesusprädikaten der Urkirche wurde Christus, der Gesalbte, die führende Bezeichnung. Christus ist die griechische Übersetzung des hebräischen bzw. aramäischen Begriffes Messias. Das ganze Neue Testament versteht Jesus als Messias, als eschatologischen Heilsmittler und Erfüller der messianischen Weissagungen des Alten Testaments. Aber der Amtstitel „Christus“ wurde allmählich zu seinem Namen, zu seinem Eigennamen. Der Messias, den die Juden erwarteten, war ein bloßer Mensch. Doch die Aussagen, die Jesus über sich selbst macht, gehen weit über ein menschliches Bewusstsein hinaus. Er fragte einmal, für wen die Pharisäer den Messias halten. „Er ist der Sohn Davids“, sagten sie. „So“, sagte er, „aber wie kann David ihn seinen Herrn nennen, wenn er sein Sohn ist?“ Damit zeigte er ihnen, dass er weit über die Sohnschaft Davids als eines bloßen Menschen hinausgeht. Jesus ist der Menschensohn; so nennt er sich selbst. In den Evangelien gibt es 82 Stellen, an denen sich Jesus als Menschensohn bezeichnet. Eine Gruppe von Menschensohnworten redet über den kommenden, eine zweite über den auf Erden wirkenden, eine dritte über den leidenden Menschensohn. Menschensohn bezeichnet jene himmlische Gestalt, die im Buche des Propheten Daniel vorherverkündet ist. Der Menschensohn ist der kommende Endrichter. Der Evangelist Matthäus betont das Gericht in 60 von 148 Perikopen. Jesus ist sodann auch der auf Erden wirkende Menschensohn. Der Titel betont seine Vollmacht. Er ist Herr über den Sabbat, er vergibt auf Erden Sünden als Menschensohn. Also der Ausdruck Menschensohn ist Ausdruck seines messianischen Selbstbewusstseins. Schließlich ist Jesus auch der leidende Menschensohn. „Der Menschensohn geht zwar hin, wie geschrieben steht, aber wehe dem Menschen, durch den er verraten wird.“ Im Brief an die Hebräer wird Jesus als Hoherpriester bezeichnet. Damit wird der Dienst der Vermittlung zwischen Menschen und Gott, den Jesus versieht, beschrieben. Auf Erden hat er sein Amt durch das einmalige Opfer ausgeübt, das er am Kreuze mit seinem Tode dargebracht hat. So gelang die Versöhnung der Menschen mit Gott. Als der Erhöhte bleibt er Priester, versieht er seinen hohepriesterlichen Dienst weiter, indem er für die Menschen eintritt. Er hat ein unvergängliches Priestertum, er hat eine ewige, immerwährende Erlösung bewirkt. Paulus sieht in Jesus den geweissagten Retter. Das griechische Wort für Retter ist Sotär. Ähnlich, wie Gott Retter genannt wird, so auch Jesus. Der Mann Mariens erhält ja den Befehl, dem Sohne Mariens den Namen Jesus zu geben, „denn er wird sein Volk erlösen von seinen Sünden“, Jesus heißt nämlich Gott rettet. Derjenige, der diesen Namen trägt, ist der Retter, er ist der Sotär. Als er nach Samaria kam, da glaubten viele an Jesus und seine Sendung und sprachen: „Dieser ist wahrhaft der Retter, der Erlöser, der Heiland der Welt.“ Jesus ist der Sohn Gottes. Markus beginnt sein Evangelium damit, dass er sagt: „Frohe Botschaft von Jesus Christus, dem Sohne Gottes.“ Er ist der Sohn Gottes in einem einzigartigen Sinn. Man spricht von anderen als den Söhnen Gottes, so von den Königen, er aber ist der wirkliche, der natürliche Sohn Gottes, der Sohn Gottes ohne Gleichen. „Ich und der Vater sind eins“, das kann nur er sprechen. „Der mich sieht, sieht den Vater“, das kann nur er sagen. Jesus ist ein vollwertiges göttliches Glied des dreieinigen Gottes. Er ist der Herr. Er sitzt zur Rechten der Kraft, d.h. des himmlischen Vaters. In allen Schriften des Neuen Testaments wird Jesus als der Herr, als der Kyrios vorgestellt. Bei Paulus kommt er 189 Mal vor, bei Lukas im Evangelium 104 Mal, in der Apostelgeschichte 107 Mal. Der Titel „Herr“ drückt die universale Herrschaft Christi aus. Der Herr, von dem die Weihnachtsengel künden, ist allen Mächten dieser Erde überlegen. Er ist der, dem alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben ist. Als der eine Herr ist er der Kirche gegenwärtig im Geiste. Die Kirche ruft ihn an als „unser Herr“. „Maranatha“ – Komm, Herr Jesus! Das ist der adventliche Ruf: „Maranatha“ (aramäisch). Der Kyrios, der Herr, ist auch König. Das Wort König drückt seine herrscherliche Macht aus. Er ist der neugeborene König der Juden, den die Weisen aus dem Morgenlande suchten. Aber er ist natürlich auch der König der Heiden, ja er ist der König der Erde, des ganzen Weltalls. Der Prophet Nathanael bekennt ihn, als er zum Glauben kam, als den König von Israel. Und Pilatus fragt ihn, ob er der König der Juden sei, und seine

Soldaten verspotten ihn als den Judenkönig. Jesus aber bekennt sich vor dem Vertreter des römischen Weltreiches in feierlicher Weise: „Ich bin ein König.“ Er ist ein König im Reiche der Wahrheit.

Der Apostel Johannes bezeichnet Jesus als den LOGOS, als das Wort in seinem Prolog, den wir ja am Ende jeder heiligen Messe beten: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Über den LOGOS, über das Wort, über das personale göttliche Wort werden von Johannes fünf Aussagen gemacht. Erstens: Die reale unbegrenzte Präexistenz, d.h. die Geschichte Jesu beginnt nicht mit der Geburt von Maria, sondern er existiert vom Uranfang an, vom Anfang aller Anfänge. Die Geschichte, die Johannes schreibt, beginnt in der Ewigkeit Gottes. Dem LOGOS ist personale Gottverbundenheit, wesenhafte Göttlichkeit, ohne Identifizierung mit dem himmlischen Vater eigen. Zweitens sagt Johannes die unbeschränkte kausale Tätigkeit Jesu bei der Schöpfung aus, „durch ihn“ ist alles geschaffen worden, und nichts ist geschaffen ohne ihn. Drittens sagt Johannes von ihm eine besondere Licht und Leben vermittelnde Funktion für die Menschen aus. „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtet in der Finsternis.“ Viertens sagt er von diesem LOGOS die Inkarnation aus, die Fleischwerdung: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“ Und das ist das Letzte, das Fünfte: Alle, die zu ihm kommen, werden von ihm begnadet, empfangen von ihm Gnade um Gnade. Nirgends sonst, meine lieben Freunde, nirgends sonst im ganzen Neuen Testament ist eine gerade den irdischen Jesus als Gott bezeichnende Christologie so klar gelehrt wie bei Johannes. Gott hat nie jemand geschaut, aber der Eingeborene, der Gott ist, der im Schoße des Vaters ist, er hat uns von ihm Kunde gebracht.

„Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt“, so sprach Johannes der Täufer zu den Scharen, die ihn umringten. So müssen wir zu allen sprechen, die Jesus nicht kennen oder ihn verkennen. Nur der kennt Jesus, der ihn als wahren Gott bekennt. Alle anderen Bezeichnungen, die wir soeben erwähnt haben, treffen auf ihn zu, aber erschöpfen nicht sein Wesen. Nur wer von ihm redet als Gott, der redet recht von ihm. Wer ihn nicht als Gott bekennt, der redet an ihm vorbei. Der Mainzer Katechismus von 1926 erklärte: „Wer nicht glaubt, dass Jesus Christus wahrer Gott ist, hat keinen Anspruch auf den Namen eines Christen.“ Ich wiederhole, was der Mainzer Katechismus von 1926 bleibend gültig gesagt hat: „Wer nicht glaubt, dass Jesus Christus wahrer Gott ist, hat keinen Anspruch auf den Namen eines Christen.“ Gegen die Missdeutungen, gegen die Fehldeutungen, gegen die Verirrungen, die Jesus betreffen, hat das Konzil von Chalcedon bleibend gültig, unwiderruflich sich zu dem wahren und ganzen Christus bekannt: „Wir bekennen einen und denselben Christus, den Sohn, den Herrn, den Einziggeborenen, der in zwei Naturen unvermischt, unverwandelt, ungetrennt und ungesondert besteht. Beide Naturen kommen in der einen göttlichen Person zusammen.“ Meine lieben Freunde, halten wir uns an dieses Bekenntnis, denn darin ist unser Heil beschlossen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Kommen

18.12.2016 (4. Advent)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Texte der Heiligen Schrift und die Gebete der Kirche sprechen oft vom Kommen Gottes und der einzelnen Personen in Gott. In keiner Zeit des Kirchenjahres wird so häufig und so dringend um das Kommen Gottes und seines Heilandes gebetet wie in der Adventszeit. Wissen wir, worum wir bitten? Was bedeutet es, wenn wir das Kommen Gottes ersehnen? Was ist darunter zu verstehen? Gott kommt. Aber er kommt nicht wie ein Mensch, der aus der Ferne in die Nähe kommt. Es gilt also das Missverständnis abzuwehren, als wäre das Kommen Gottes die Überwindung einer räumlichen Entfernung. Gott vertauscht nicht einen Ort mit einem anderen. Wenn es heißt, dass er kommt, legt er nicht eine messbare Strecke zurück. Gott bewegt sich nicht von einem Ort zum anderen, denn er ist überall gegenwärtig. Er umfasst mit seiner Kraft und Macht Himmel und Erde und alles, was sie enthalten. Gott ist allen Dingen nahe, entweder als Schöpfer oder als Erhalter, ohne von Raum und Grenzen eingeschlossen zu sein. Gott ist in allen Dingen und an allen Orten, er ist über alle Dinge erhaben und durchdringt die gesamte sichtbare und unsichtbare Welt. Er regiert und erhält alles. In der Heiligen Schrift heißt es einmal in einem Psalm: „Wohin soll ich gehen vor deinem Geiste, wohin fliehen vor deinem Angesichte? Steig ich gen Himmel, da bist du da. Stieg ich hinab in die Hölle, da bist du auch. Nähme ich die Flügel der Morgenröte und wohnte ich am äußersten Ende des Meeres, so würde auch da deine Hand mich führen und deine Rechte mich geleiten.“ Ich versuche mir die Allgegenwart Gottes mit dem Bild, mit der Vorstellung des Geltens klarzumachen. Die Gesetze der Mathematik gelten überall. Sie sind an keinen Raum gebunden, sie brauchen nicht herangeholt zu werden, sie sind immer da. Selbstverständlich hinkt dieser Vergleich, wie jeder Vergleich hinkt, aber vielleicht kann man eine gewisse Ahnung gewinnen von der allumfassenden Wirklichkeit und Gegenwart Gottes. Was heißt es nun, dass der allgegenwärtige Gott kommt? Es bedeutet, dass er seine Allgegenwart spürbar macht, dass er vom Vermögen zum Handeln übergeht, dass er tätig wird in einer anderen, bisher nicht dagewesenen Weise. Gott ist überall durch die Gegenwart seiner Gottheit, aber er ist nicht überall durch die Gnade seines Einwohnens. Gott ist überall durch die Macht seines Handelns, aber nicht durch die Kraft seines spezifischen, an dieser Stelle sich vollziehenden Handelns. Insofern kann und muss man sagen: Gott kommt. Er geht über von der Potenz zum Akt.

Vom Sohne Gottes wird das Kommen zuerst von seiner Menschwerdung ausgesagt. Er wird durch die Menschwerdung in einer neuen unerhörten Weise gegenwärtig auf dieser Erde. Er legt einen Weg zurück, und zwar ist das der Weg von der Befehlsgebung durch den Vater zur Ausführung dieses Befehls. Der Weg also, den er zurücklegt, ist die Ausführung des ewigen Ratschlusses, eine Menschennatur anzunehmen in der Empfängnis der allerseligsten Jungfrau Maria. Er hat einen Weg zurückgelegt, aber nicht einen solchen, der mit Kilometermaßen gemessen werden könnte, sondern den Weg, der von der Unsichtbarkeit zur Sichtbarkeit, von der Verborgenheit zur Offenbarung führt. „Er blieb, was er war, aber nahm an, was er nicht hatte.“ Der LOGOS, das persönliche Wort des ewigen Vaters, ist eingetreten in den Bereich des Fleisches, d.h. des Menschen mit seiner Hilflosigkeit, mit

seiner Vergänglichkeit, mit seiner Nichtigkeit. Er stieg vom Himmel herab, nicht als ob er einen Ort verlassen hätte, nicht als ob er einen unermesslichen Raum durcheilend an einen anderen Ort gegangen wäre. Nein, der Unendliche, Allgegenwärtige ist keinem Raum näher, keinem ferner. Er füllt, ja er trägt und schafft jeden Raum. Er hat eine Grenze überschritten, aber keine sichtbare, sondern eine unsichtbare, nämlich die Grenze, die zwischen der Seinsart des Geschöpfes und der Seinsart des Schöpfers verläuft. Die Menschwerdung des LOGOS ist auch keine Einschränkung seiner Gegenwart auf einen Raum, nämlich auf den Raum der von ihm angeeigneten menschlichen Natur. Die Menschwerdung des LOGOS ist vielmehr eine besondere, einmalige, sonst nirgendwo vorkommende Beziehung zu einer konkreten, aus Maria der Jungfrau stammenden Menschennatur.

Auch von der dritten Person in Gott, dem Heiligen Geist, wird das Kommen ausgesagt. Der Herr hat es ja angekündigt: „Es ist gut für euch, dass ich hingehe. Denn wenn ich nicht hingehe, wird der Beistand nicht zu euch kommen. Wenn ich aber hingehe, werde ich ihn euch senden.“ Was besagt diese merkwürdige Rede? Sie bedeutet, dass der Herr erst durch Tod und Auferstehung in die Verklärung eingehen musste, bevor er den Geist gleichsam entbinden konnte. Er konnte ihn erst senden, nachdem er zur Rechten des Vaters Platz genommen hatte. Und diese Weise des Kommens ist eine neue, bisher nicht dagewesene Gegenwartsweise des Geistes. Er kam unter aufsehenerregenden Zeichen: beim ersten Pfingstfest im Brausen vom Himmel, in Feuerzungen, die sich niederließen auf den Aposteln. Er hat aber nicht eine Wegstrecke zurückgelegt, als er kam, sondern er hat seine immer vorhandene Macht der Belebung und der Befruchtung in neuer Weise geoffenbart. Der Heilige Geist ist seit seinem machtvollen Erscheinen am Pfingsttage zur immerwährenden Begleitschaft der Kirche Gottes geworden. Was immer in dieser Kirche an Heilsamem und Gutem geschieht, das ist die Frucht des Wirkens des Heiligen Geistes. Und alles, was entgegen dem Willen Gottes geschieht, das ist nicht vom Heiligen Geist. Der Herr hat die neue Wirksamkeit, also das Kommen des Heiligen Geistes wiederholt beschrieben. Er wird nämlich die Welt überführen von der Sünde, von der Gerechtigkeit und vom Gericht. Er wird zeigen, was es heißt, dass die Welt Christus nicht aufgenommen hat. Er wird sodann die Jünger in die ganze Wahrheit einführen. Die Entwicklung der Lehre in der Kirche ist kein innermenschlicher Prozess, wie die protestantischen Dogmenhistoriker behaupten, diese Entwicklung vollzieht sich vielmehr unter dem entscheidenden Einfluss des Heiligen Geistes. Die Dogmengeschichte ist die Einführung in die ganze Wahrheit durch den Geist Gottes. „Er wird reden, was er hört, und verkünden, was kommen wird“, also was der Geist der Kirche zuspricht, stammt von Gott (was er hört) und ist die Wiedergabe göttlicher Offenbarung. Seine Verkündigung reicht hinein in die Zukunft. Es gibt eine echte Prophetie. Der Geist kommt, er kommt zu seiner Kirche, ja die Kirche ist ein Geschöpf des Heiligen Geistes. Er erfüllt und leitet sie. Alle ihre Aktivitäten, sofern sie gottgefällig sind!, müssen vom Heiligen Geist getragen werden. Der Geist soll den flehenden Menschen befruchten, erfüllen, beschenken mit seinen Gaben. Und deswegen rufen wir: „Komm, o Geist der Heiligkeit! Aus des Himmels Herrlichkeit sende deines Lichtes Strahl. Vater aller Armen du, aller Herzen Licht und Ruh, komm mit deiner Gaben Zahl!“

Während seines irdischen Lebens hat Christus, der Sohn Gottes, wiederholt vom Zweck seines jetzigen und seines künftigen Kommens gesprochen. Wozu kommt er? Er sagt es selbst: „Ich bin als das Licht in die Welt gekommen.“ D.h. wo Christus hinkommt, da wird es hell, da weichen die Schatten, die Schatten des Unglaubens und des Irrglaubens, da stürzen die falschen Götter zu Boden. „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich Zeugnis gebe von der Wahrheit.“ Wahrheit, meine Freunde, ist die offenbare Wirklichkeit. Christus ist der Herold des Realismus. Er sagt den Menschen, wozu sie in der Welt sind und was sie tun müssen, damit sie das ewige Leben erlangen können. Er ist auch Zeuge der Barmherzigkeit. „Ich bin nicht gekommen, die Gerechten, sondern die Sünder zu berufen.“ Er gibt also den gefallen Menschen nicht auf, er sucht ihn und er heilt ihn. Der Herr hebt auch hervor, dass sein Kommen die Scheidung unter den Menschen herbeiführt: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“, d.h. der Anschluss an ihn führt notwendigerweise zum Kampf, zum Kampf mit den Feinden und Widersachern. „Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen, und wie wünschte ich, dass es schon entflammt wäre.“ Das heißt: Die Botschaft Jesu ist kein Ruhekissen, sie ist eine verzehrende Macht wie das Feuer. „Ich bin zum Gericht in die Welt gekommen.“ An ihm entscheidet sich das ewige Schicksal der Menschen. Je

nachdem, ob sie zum Glauben kommen oder ob sie im Unglauben verharren, wird ihre Zukunft aussehen. Der Herr spricht auch von der opferreichen Seite seines Kommens: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für die Vielen.“ Der Herr ist gekommen und er ist geblieben, freilich nicht in seiner eigenen, sondern in einer fremden Gestalt. Wir beten ja in jeder heiligen Messe: „Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn.“ Dieses Lied haben bekanntlich die Anhänger Jesu gesungen, als er in Jerusalem einzog. Und wir stimmen es an, weil der Herr jetzt wiederkommt. Er kommt in den Gestalten von Brot und Wein. Er will uns nah sein und als Seelenspeise dienen. Er kommt tatsächlich zu uns, er selbst, und nicht sein Bild, wie Huldrych Zwingli meinte, und wie viele Protestanten in ihren Abendmahlsälen meinen. Durch die Wandlung der Gaben von Brot und Wein wird Christus auf den Altären der katholischen Kirche in einer Weise gegenwärtig, wie er es vorher nicht war. Es findet eine wahre und eigentliche Wesensverwandlung, Transsubstantiation genannt, statt. In dem Dogma von der Transsubstantiation ist das andere Dogma von der wirklichen Gegenwart Christi, von der Realpräsenz enthalten. Der Herr ist auf unseren Altären wirklich, wahrhaft und wesentlich zugegen. Er ist gekommen. Aber er bleibt nicht auf dem Altar. Er kommt zu uns, um sich mit uns zu vereinigen. Er wartet eine kleine Weile auf dem Altar, bis sich die Empfänger seines kostbaren Leibes zugerüstet haben, dann kommt er wahrhaft und wirklich zu ihnen. Aus dem Speisekelch entnimmt der Priester jeweils eine Hostie und legt sie dem ehrfürchtigen Bekenner auf die Zunge. Dabei spricht er: „Der Leib unseres Herrn Jesus Christus bewahre deine Seele zum ewigen Leben.“ Er kommt, um den Keim des ewigen Lebens in uns einzupflanzen. „Jesus, Jesus, komm zu mir, o wie sehn ich mich nach dir! Meiner Seele bester Freund, wann werd ich mit dir vereint?“, so flehen wir um das Kommen des Herrn im eucharistischen Opfersakrament.

Aber eine Weise des Kommens des Herrn steht noch aus, nämlich das Kommen zur Auferstehung der Toten, zum Endgericht und zur Heraufführung des neuen Himmels und der neuen Erde. Der Herr hat seine Wiederkunft in Herrlichkeit angekündigt: „Der Menschensohn wird kommen in der Herrlichkeit seines Vaters zusammen mit den Engeln, und dann einem jeden vergelten nach seinen Werken.“ Er wird kommen, zu richten die Lebenden und die Toten. Er wird kommen, das Reich Gottes endgültig aufzurichten und dem himmlischen Vater zu übergeben. Der Weg, den er hierbei zurücklegen wird, ist das Heraustreten aus seiner Unsichtbarkeit in die Sichtbarkeit, aus der Verborgenheit in die Tageshelle. Von der Himmelfahrt unseres Herrn an hat die Kirche nicht aufgehört, um die Wiederkunft des Herrn zu flehen. Die Urkirche Jerusalem sandte den Flehruf in aramäischer Sprache zum Himmel empor: „Maranatha!“ – Komm, unser Herr! Und wir flehen in jedem Vaterunser: „Dein Reich komme.“ Das Reich wird kommen, wenn sein König kommt. Sein Kommen ist gewiss, der Zeitpunkt ist ungewiss. Wir wissen nicht, zu welcher Stunde der Herr kommen wird. „Er wird kommen zu einer Zeit, da ihr es nicht vermutet.“ Vorläufig harren wir noch auf seine Wiederkunft in Kämpfen und Leiden und Not. Wir wissen, dass der Herr nicht fern ist, wir kennen seine Verheißung: „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ Er weiß um unsere Schwäche und um unsere Not. „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ Und wir Priester beten oft, jeden Tag, wiederholt in unserem Brevier, in unserem priesterlichen Gebetbuch: „O Gott, komm uns zu Hilfe! O Herr, eile zu helfen!“ Wir wissen doch um die Not der Kreatur, um die Ausweglosigkeit, um die Unbegriffenheit der Menschen, Schmerzen des Leibes, Leid der Seele, Nahrungsnot, Wohnungsnot, Kleidungsnot, die Not des Lebens, die Not des Sterbens. Vor einiger Zeit, meine lieben Freunde, hatte ein Priester eine Frau zu bestatten, die ganz einsam und verlassen, hilflos und arm gestorben war. Nur ein paar Menschen folgten der Leiche, darunter auch die 16jährige Tochter der Verstorbenen. Eben waren die Gebete am Grabe gesprochen, der Sarg in die Erde gesenkt, da sprang plötzlich das Mädchen in die Grube und schrie mit tränenerstickter Stimme: „Mutter, nimm mich mit, Mutter, nimm mich mit!“ Wir wissen um die Not, auch um die Not unserer geliebten Kirche. Wir sehen den Zusammenbruch der Institutionen und Einrichtungen, die Orden bluten aus, geben eine Station nach der anderen auf, die Priesterseminare sind leer. Der Bischof von Trier, von der Riesendiözese Trier, hat noch sechs Alumnus, die Priester werden wollen – sechs, und die schickt er nach Frankfurt. Wenn Gott, meine lieben Freunde, eines Tages unser Gebet erhört,

wenn er sich unserer Not erbarmt, dann kommt er in einem wahren Sinne zu uns. Er wird in einer Weise gegenwärtig, wie er es vor dem Eingreifen seiner Hilfe nicht war.

Wochenlang haben wir gerufen: „O komm, o komm, Emmanuel, nach dir sehnt sich dein Israel! In Sünd' und Elend weinen wir und flehn und flehn hinauf zu dir.“ Nun erwarten wir das Kommen des Herrn zu Weihnachten. Was ist darunter zu verstehen? Die Orationen der vier Sonntage in der Adventszeit sagen es uns, was es heißt, das Kommen Gottes zur Weihnachtszeit zu erbitten. Am 1. Adventssonntag bitten wir, dass Gott seine Macht aufbiete und uns aus den Gefahren, die uns wegen unserer Sünden drohen, errette. Am 2. Adventssonntag flehen wir zu Gott, unsere Herzen aufzurütteln, damit wir seinem Eingeborenen die Wege bereiten und ihm mit geläutertem Herzen dienen. Am 3. Adventssonntag rufen wir zu Gott, die Finsternisse unseres Herzens durch die Gnade seines Kommens zu erhellen. Am heutigen 4. Adventssonntag bestürmen wir Gott, dass er mit seiner gnädigen Macht das Heil beschleunige, das unsere Sünden noch aufhalten. Wir dürfen mit Zuversicht erwarten, dass Gott am Fest der irdischen Geburt seines Sohnes besonders reichlich seine Gnaden über uns ausschüttet. Wir dürfen hoffen, dass er uns mit seinem Kommen segnet, wenn wir ehrfurchtsvoll, fromm und demütig an seiner Krippe knien.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die göttliche Person in zwei Naturen

25.12.2016 (Weihnachten)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Fest der Geburt unseres Heilandes Versammelt!

Nach dem Zeugnis der Evangelien trat Jesus Christus als leibhaftiger Mensch vor seine Zeitgenossen und gleichzeitig als unmittelbarer Träger göttlicher Rechte und göttlicher Machtvollkommenheiten, als wahrer Mensch und als wahrer Gott in einer Person. Er verlangte unbedingten Glauben an seine göttliche Sendung und seine göttliche Sohnschaft. Er bezeichnete diesen Glauben selbst als Offenbarung des für sonst niemand erkennbaren Geheimnisses Gottes des Vaters. „Niemand kennt den Sohn als der Vater, und den Vater kennt niemand als der Sohn und wem er es offenbaren will.“ Die Tatsache steht fest. Wie ist sie zu verstehen? Können wir versuchen, ein Verständnis von dem zu gewinnen, was vor 2000 Jahren geschehen ist? Menschwerdung, meine lieben Freunde, ist die Annahme der menschlichen Natur durch die zweite Person der heiligsten Dreifaltigkeit. In Christus ist eine göttliche Person, *eine* göttliche Person, nur eine göttliche Person, nämlich die Person des göttlichen Wortes. Aber in ihm sind zwei Naturen: eine göttliche und eine menschliche. Was bedeutet Natur? Was bedeutet Person? Natur ist das, was einem bestimmten Ding seine innerste Bestimmtheit, seine Wesenheit gibt. Natur ist das, was den Menschen zum Menschen macht. Person ist das Ich, das durch die Kräfte der Natur tätig ist, das diesen Kräften bestimmend, befehlend gegenübertritt. Das Ich ist verantwortlich für das, was geschieht. Natur und Ich, Natur und Person stehen sich also gegenüber. Die Natur steht in der Verfügungsgewalt der Person. Sie ist das Eigentum der Person. Person ist das Sein, welches die Natur durchdringt, gestaltet und besitzt. Die Menschwerdung bedeutet demnach: Eine bestimmte menschliche Natur ist so mit dem LOGOS (der zweiten Person in Gott) geeint, dass sie nicht mehr einen menschlichen Selbststand hat, sie ist nicht mehr Eigentum einer menschlichen Person, sondern sie hat Selbststand nur im Selbststand der göttlichen Person, im Selbststand des göttlichen LOGOS. Nicht mehr ein menschliches Ich redet, denkt, will und handelt mit den Kräften der menschlichen Natur, sondern das Ich des Gottessohnes. Bei dieser Sachlage darf und muss man die Handlungen der menschlichen Natur vom Ich des göttlichen LOGOS aussagen. Er ist der in der menschlichen und in der göttlichen Natur Tätige. Er verantwortet also auch die Tätigkeiten der menschlichen Natur. So unglaublich es dem menschlichen Ohr klingt, so muss man doch sagen: Der Sohn Gottes, sofern er der Inhaber der menschlichen Natur ist, ist geboren worden, sodass seine irdische Mutter Gottesgebärerin heißen kann und heißen muss. Vom Augenblick der Empfängnis an war das Wesen, das im Schoße Mariens entstand, der Gottmensch.

Dieses doppelte Sein, diese doppelte Natur beweist er in seinem ganzen Leben. Er isst und trinkt, er wird müde und schläft, er weint und tröstet, er zürnt und verzeiht, er fürchtet und überwindet. Er ist an diesem und jenem Ort, er hat sein Blut vergossen, er schenkt uns seinen Leib. Eigenschaften und Tätigkeiten der menschlichen Natur werden von dem göttlichen Ich des LOGOS ausgesagt. Eigenschaften und Tätigkeiten der göttlichen Natur werden von dem gleichen Ich ausgesagt: „Ich und der Vater sind eins“, „Wer mich sieht, der sieht auch den Vater“, „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“, „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht

vergehen“. Er ist der Menschensohn, der wiederkommen wird in Macht und Herrlichkeit. Das göttliche Ich ist die personale Daseinskraft der menschlichen Natur Christi. Der Evangelist Johannes spricht diesen Sachverhalt in dem soeben gehörten inhaltsschweren Satz aus: „Das Wort ist Fleisch geworden.“ Das Wort, der LOGOS, die zweite Person in Gott, das persönliche, das personhafte Wort Gottes, das Wort, das Person ist, dieses Wort ist eingetreten in den Bereich des Fleisches. Damit wird ausgedrückt die Hinfälligkeit, die Schwäche, die Vergänglichkeit des Menschen; das ist mit dem Ausdruck Fleisch gemeint. Der LOGOS ist unwandelbar. Er konnte nicht in ein Geschöpf verwandelt werden, er konnte nicht aufhören zu sein, was er immer war, und anfangen zu sein, was er nicht war. „Er blieb, was er war, aber er nahm an, was er nicht hatte“: das Fleisch, die menschliche Natur in ihrer Hinfälligkeit. Der LOGOS stieg vom Himmel herab – so bekennen wir in jedem Glaubensbekenntnis –, aber das besagt nicht, dass er einen Ort verlassen hätte und einen unermesslichen Raum durcheilend an einen anderen Ort gegangen wäre. Er, der Unermessliche, der Allgegenwärtige ist keinem Raum näher, keinem ferner. Er erfüllt, er trägt, ja er schafft jeden Raum. Er hat eine Grenze überschritten, aber keine sichtbare, sondern eine unsichtbare, nämlich die Grenze, die zwischen der Seinsart des Geschöpfes und der Seinsart des Schöpfers verläuft. Er ging hinüber über die Grenze, die zwischen Gott und Geschöpf aufgerichtet ist. Er nahm die Natur des Fleisches, die vergängliche menschliche Natur an, sodass sie seine Natur, die Natur des personhaften Gottessohnes war. Er ergriff sie und verband sich mit ihr. Er setzte sie in eine so innige und tiefgehende Beziehung zu sich selbst, dass er ihr Ich wurde. Die Menschwerdung des LOGOS schränkt seine Gegenwart nicht auf den Raum der von ihm angeeigneten menschlichen Natur ein, sodass er jenseits ihrer nicht mehr gegenwärtig wäre. Die Menschwerdung des LOGOS ist vielmehr eine besondere, einmalige, sonst nirgends vorkommende Beziehung zu einer konkreten, aus Maria stammenden menschlichen Natur.

Ihren Ausgang nahm diese Beziehung in einem ewigen Ratschluss des himmlischen Vaters. Gott hat seinen eigenen Sohn in der Gestalt des sündigen Fleisches und um der Sünde willen gesandt. Wozu? Damit er die Welt erlöse. Der Sohn, der ein göttliches Dasein hatte, hat diesem Befehl des Vaters gehorcht. Er hat nicht gemeint, seine gottgleiche Würde wie einen Raub festhalten zu sollen, nein, er begab sich ihrer und tauschte sie gegen ein Knechtsdasein ein, er wurde menschengleich in Gestalt und Gebärde. Er erniedrigte sich im Gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Die Person des göttlichen LOGOS bleibt unwandelbar die gleiche, aber er hat zu seiner göttlichen Seinsweise noch eine menschliche angenommen. Er, der Reiche, ist um unseretwillen arm geworden, damit er durch seine Armut uns reich mache. So gilt es also festzuhalten: Christus ist Gott, hochgelobt, und stammt doch dem Fleische nach von den Vätern. In Christus ist eine Herrlichkeit, die kein Weiser dieser Welt kennt, die nur der Geist Gottes selbst durchschaut. Und doch wurde der Herr der Herrlichkeit ans Kreuz genagelt. Erstaunlich ist an diesen Aussagen nicht bloß ihre Paradoxie, sondern auch die Sicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der das Gegensätzliche ausgesagt wird. Derjenige, von dem solche Aussagen gemacht werden, lebt in der Entrücktheit Gottes und in der Hinfälligkeit des Fleisches zugleich. Er lebt in der Unsterblichkeit des göttlichen Lebens und in der Vergänglichkeit der menschlichen Ohnmacht. Das alles ist geschehen um unseres Heiles willen. Die Lehre von der Menschwerdung ist die Bürgin unseres Heiles. Durch die Verbindung des LOGOS mit einer menschlichen Natur empfängt die Schöpfung das vom ewigen Vater in ewiger Tat gezeugte volle Leben. Durch sie tritt die Zeugungstat des Vaters aus dem innergöttlichen Bereich heraus in den Bereich des Geschöpflichen. Da ist der Abgrund zwischen Gott und Mensch überwunden, ja, das ist er, er ist die Brücke, er ist der Mittler, der Mittler zwischen Gott und der sündigen Menschheit. Da Christus in seiner menschlichen Natur das Haupt der Schöpfung ist, ist durch ihn die ganze Schöpfung mit Licht und Leben erfüllt worden. Die Menschwerdung ist von kosmischer Bedeutung. Indem der Mensch den geschichtlichen Christus im Glauben ergreift, kann er durch ihn in das innergöttliche Leben eingehen.

Man sollte meinen, meine lieben Freunde, dass alle, die den Namen Christen tragen, in diesem Glauben übereinstimmen. Doch das ist leider nicht der Fall. Der evangelische Theologe Reinhold Seeberg schreibt mit brutaler Offenheit: „Es ist ein Wahn, den Christus des Johannesevangelium als einen auf Erden wandelnden Gott zu verstehen.“ Es ist ein Wahn – also ein Traumgebilde, ein Irrtum –, den Christus des Johannesevangeliums als einen auf Erden wandelnden Gott zu verstehen. Seeberg

steht nicht allein. Viele evangelische Theologen teilen seine Meinung. Aber genau das, was Seeberg als Wahn bezeichnet, ist der Inhalt des christlichen Glaubens, ist der Grund, weswegen wir Weihnachten feiern! Jawohl, weil Gott ein Mensch geworden ist, gibt es die christliche Religion, gibt es ein heiliges Land, über dessen Boden er geschritten ist. Weil Gott ein Mensch geworden ist, bekennen wir Maria als seine Mutter. Es ist uns schmerzlich zu sehen, wie evangelische Christen sich von unaufgebbaren Wahrheiten des Christentums trennen. Es ist und bleibt Wahrheit, meine lieben Freunde, was der Engel den Hirten auf den Halden von Bethlehem verkündete: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Es bleibt wahr, was der greise Simeon im Tempel sagte: „Dieser ist bestellt zum Fall und zur Auferstehung vieler in Israel und zu einem Licht zur Erleuchtung der Heiden.“ Wir haben Christus nur als den Gottmenschen. Als Wanderprediger oder als Morallehrer brauchen wir ihn nicht, da ist er uninteressant; Menschen dieser Art hat es zu Hauf gegeben. Wer Jesus wirklich folgen will, der muss ihn als Gottmenschen bekennen. Was Jesus einzigartig und einmalig macht, ist die Aneignung der menschlichen Natur durch den LOGOS, das ewige Wort Gottes. Nur die Annahme der menschlichen Natur durch Jesus verbürgt uns das Heil. „Quod assumptum non est, non est sanatum“, so haben die Kirchenlehrer der alten Zeiten uns versichert: Was der Erlöser nicht angenommen hat, das ist auch nicht geheilt. Quod assumptum non est, non est sanatum. An der Wirklichkeit der Menschwerdung hängt unser Heil. Es ist das Heil, das Gott bereitet hat vor allen Völkern. Wegen dieses Geschehens ist Gott in der Höhe Ehre und den Menschen auf Erden Frieden. Die Menschwerdung ist keine Phantasie, die Menschwerdung ist eine geschichtliche Wahrheit genauso wie die Kreuzigung und die Auferstehung Jesu. Und darum gilt das Ereignis, das wir zu Weihnachten feiern, als die Grundlegung unserer Erlösung, unserer Befreiung, unserer Beseligung. „Nun fallen ab die Ketten, nun weicht die Dunkelheit. Das Kind kann uns erretten, verwandeln Leid in Freud.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Ihr mordet die Propheten

26.12.2016

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott hatte das jüdische Volk auserwählt, die Stätte seiner Offenbarung zu sein. Es war in seiner Art einzigartig. Alle Völker der alten Welt stehen in dem Bann der Naturvergötterung. Nur Israel blickt zu dem überweltlichen Gott auf, wiewohl es vor ihm zittert. Alle Völker der alten Welt leben trostlos in rückwärtsgewandter Sehnsucht nach einem verlorenen goldenen Zeitalter der immer schlimmeren Zukunft entgegen. Nur Israel schaut voll Hoffnung in eine künftige goldene Zeit und schwingt sich immer höher hinauf, je hoffnungsloser sich die Gegenwart gestaltet. Jesus hat um die Erwählung seines Volkes gewusst. Im Evangelium der heutigen heiligen Messe spricht er über die Gnadenerweise, die Gott ihm hat zuteil werden lassen. Gott sendet dem jüdischen Volk Propheten, Weise und Schriftgelehrte. Damit werden die Männer bezeichnet, die den Willen Gottes verkünden. Propheten waren die charismatischen Organe der Offenbarung. Sie standen in ganz besonderer Weise mit Gott in Verbindung und verfügten über gottgegebene Kräfte. Sie bewahrten das religiöse Erbe des Moses und kämpften gegen die sittliche Verwilderung. Sie verteidigten die Rechte Gottes und redeten dem Volk ins Gewissen. Schriftgelehrte galten den Juden der Zeit Jesu als Erben und Nachfolger der Propheten. Ihre Entscheidungen bei der Auslegung der Heiligen Schrift wurden nicht als Privatmeinungen angesehen, sondern als inspiriert betrachtet. Darum war der Schriftgelehrte zugleich der wahre Weise. Aber die unerschrockenen Verkünder der Rechte und der Gerichte Gottes waren dem Volk und seinen Führern häufig nicht willkommen. Sie unterbreiteten Wahrheiten, die ihnen unangenehm waren. Sie sprachen ihnen nicht nach dem Munde. Sie suchten dem Volke die Wahrheit seines Verhaltens vor Augen zu führen. Und so suchte sich das Volk und suchten sich seine Führer der Propheten zu entledigen. Sie stellten sich ihnen entgegen, sie vergriffen sich an ihnen. „Einige von ihnen werdet ihr töten und kreuzigen, andere geißeln und verfolgen.“ Der Herr wusste, wovon er sprach. Der Prophet Elias wurde verfolgt, ihm wurde nach dem Leben getrachtet. Dem Propheten Elisäus wurde vom König Joram die Enthauptung angedroht. Der Prophet Michäas wurde misshandelt und eingekerkert. Durch das, was die Juden den Gesandten Gottes zufügen, erfüllen sie Gottes Ratschluss. „Damit über euch komme alles gerechte Blut, das auf Erden vergossen ward.“ Diese Generation muss schuldig werden, selbst noch schuldig werden, um dann gewissermaßen für die gesamte Schuld an dem seit Beginn vergossenen unschuldigen Blut zu büßen. Dieses unschuldige Blut, das über die gegenwärtige Generation kommen muss, d.h. an ihr gerächt werden soll, wird durch die Nennung des ersten und des letzten im Alten Testament berichteten derartigen Mordes zeitlich umgrenzt. Abel, der Gerechte, war der erste, der schuldlos getötet wurde und dessen Blut von der Erde zum Himmel um Rache schrie. Der von den Juden zwischen dem Tempelhaus und dem Brandopferaltar ermordete Zacharias ist auf Befehl des Königs Joas im Vorhof des Hauses des Herrn gesteinigt worden. Er hatte das Volk zur Abkehr vom Götzendienst gemahnt. „Dies alles“, sagt Jesus, nämlich die Vergeltung für das von Anbeginn vergossene unschuldige Blut, „wird dieses Geschlecht der Juden treffen.“ Das Strafgericht begann mit der Katastrophe des Jahres 70 n. Chr. Im Jahre 66 kam es zum gewaltsamen Aufstand der Juden gegen die römische Herrschaft. Die Römer schickten

sofort ein Heer nach Palästina. Der Feldherr Vespasian unterwarf zunächst Galiläa. Als er zum Kaiser ausgerufen wurde, übernahm sein Sohn Titus den Oberbefehl. Der Aufstand wurde niedergeworfen, Jerusalem im Jahre 70 nach erbittertem Kampf erobert. Der Tempel ging in Flammen auf, die Stadt wurde verwüstet. Aber das Strafergericht erschöpft sich nicht mit der Zerstörung Jerusalems. Es besteht vielmehr in der Verwerfung des Judentums als des auserwählten Volkes. „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben, das seine Früchte bringt.“ Es gibt ein neues Volk Gottes, das sind die Jesuaner, das sind die Christianer, das sind die Christen, das ist die katholische Kirche. Gott lässt seiner nicht spotten. Wer die angebotene Gnade ablehnt, der läuft in sein Verderben.

Dann wendet sich der Herr an die Hauptstadt der Juden: „Jerusalem, Jerusalem, du mordest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind.“ Jesus kannte die Geschichte seines Volkes. Jezabel war die Frau des Königs Ahab. Sie war eine Verehrerin des heidnischen Gottes Baal; sie führte seinen Kult in Samaria ein. Und diese Jezabel ließ die Propheten Jahwes ermorden und trachtete auch Elias nach dem Leben. Der Prophet Urias weissagte gegen Jerusalem und Israel. Als der König Jojakim und seine Großen davon hörten, suchten sie ihn zu beseitigen. Urias floh nach Ägypten, doch die Häscher des Königs setzten ihm nach und brachten ihn vor Jojakim. Dieser ließ ihn mit dem Schwert töten. So verfuhr Israel mit den Gottgesandten.

Jetzt wendet sich Jesus seinem eigenen Wirken zu, dem Misserfolg seines eigenen Wirkens. Jerusalem hat die zu ihm gesandten Gottesboten abgelehnt und getötet, es hat sich auch seinem, des Messias Werben versagt. „Wie oft wollte ich dein Kinder sammeln.“ Das Sammeln, von dem der Herr hier redet, ist das Zusammenrufen und Zusammenführen der Israeliten unter die Herrschaft Gottes, die Jesus in seinem Kommen ankündigt und verkörpert. „Wie oft“, sagt er, d.h. Jesus muss mehrmals, muss wiederholt in Jerusalem gewirkt haben. „Wie oft“, dieses Wort macht die Behauptung, Jesus habe nur ein Jahr öffentlich gewirkt, zunichte. „Aber ihr habt nicht gewollt.“ Die Juden haben den bergenden Schutz Gottes, dargestellt unter dem Bilde einer Henne, die ihre Flügel schützend über ihre Jungen breitet, verschmäht. So trifft sie die Strafe. „Euer Haus wird euch verödet überlassen werden“, d.h. die Stadt Jerusalem wird von Gott den Bewohnern selbst überlassen werden, denn Gott zieht sich aus ihr zurück. Die Zerstörung des Tempels und der Stadt wird äußerlich sichtbar machen, dass sie von Gott preisgegeben und verworfen ist. Die Bewohner Jerusalems werden Jesus nicht mehr sehen, bis sie ihn mit einem Wort aus dem Psalm 118 begrüßen werden. Damit ist nicht etwa der Einzug in Jerusalem gemeint, sondern damit weissagt Jesus seine Wiederkunft als verherrlichter Menschensohn; dann werden die Juden ihm huldigen.

Wie wahr und lebensnahe die Worte Jesu waren, sollte sich bald nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt zeigen. Die Urgemeinde in Jerusalem bestellte sieben Männer für die Liebestätigkeit und die Verkündigung des Evangeliums. Einer unter ihnen war Stephanus, ein Mann voll Glauben und Heiligen Geistes. Stephanus entfaltete in Jerusalem eine erfolgreiche Predigtstätigkeit, und dabei kam es zu Disputationen zwischen ihm und den Diasporajuden, also den Israeliten, die aus Gegenden wie Ägypten und Libyen in die jüdische Hauptstadt gekommen waren. Sie konnten gegen Stephanus, in dem Gottes Kraft und Weisheit wirksam waren, nicht aufkommen. Darum gehen sie über zur Verleumdung, er habe Moses und Gott gelästert. Sie hetzen das Volk auf, sie bedienen sich der Schriftgelehrten und Ältesten, und nachdem sie die öffentliche Meinung bearbeitet haben, greifen sie zur Gewalt. Sie packen den verhassten Jünger des Herrn und schleppen ihn vor den Hohen Rat. Dort erheben sie verklausuliert die nämliche Anklage, er rede gegen die heilige Stätte und gegen das Gesetz, der Nazoräer, Jesus, werde diese Stätte zerstören und die von Moses überlieferten Bräuche abändern. Die Richter schauen sein Antlitz, und es ist strahlend hell geworden. Es ist von Licht erfüllt, die Kraft des Heiligen Geistes hat sich auf seinem Jünger niedergelassen und verlässt ihn nicht, wie es der Herr vorausgesagt hatte, wenn sie vor die Gerichte gestellt werden. In seiner Verteidigungsrede geht Stephanus auf die beiden Anklagepunkte ein, also die Angriffe gegen den Tempel und das Gesetz, und er zeigt seine wirkliche Stellung zu beidem auf. Gottes Heilsgegenwart und Gottes Heilswirken ist nicht an den Tempel gebunden. Seine Zeit ist abgelaufen. Das Gesetz des Moses ist lebensspendend. Moses ist der Befreier Israels, aber das Volk wandte sich von ihm ab. Danach geht Stephanus auf das Verhalten der Juden in der Gegenwart und Vergangenheit ein: „Ihr Halsstarrigen“, so sagt er ihnen, „ihr Unbeschnittenen am Herzen! Ihr widersetzt euch immer dem Heiligen Geist, wie eure Väter so

auch ihr! Welchen der Propheten haben eure Väter nicht verfolgt? Sie haben diejenigen getötet, die von dem Kommen des Gerechten geweissagt haben, dessen Verräter und Mörder ihr jetzt geworden seid.“ Die Juden haben das gottwidrige Treiben der Väter zu einem grauenhaften Abschluss gebracht. Sie haben den gottgesandten Messias, den Gerechten, den Heiligen, den Schuldlosen getötet. Die Rede des Stephanus versetzt die Zuhörer in rasende Wut. Stephanus ist sich sicher bewusst gewesen, dass er seine Gegner gereizt hat, aber es war ihm aufgegeben. Da erlebt er eine Verzückung. Der Himmel öffnet sich, er schaut die Lichtherrlichkeit Gottes und Jesus, den Menschensohn, zu seiner Rechten, nicht wie sonst sitzend, sondern stehend. Warum? Jesus hat sich erhoben, um seinem Zeugen Mut zuzusprechen und um ihn zu sich in den Himmel zu holen; deswegen hat er sich erhoben. Als er von diesem Gesicht Mitteilung macht, geraten seine Feinde in Raserei, sie werden handgreiflich. Sie stürzen sich auf ihn, stoßen ihn zur Stadt hinaus und töten ihn durch Steinigung. Im Sterben offenbart sich die ganze Größe des ersten Blutzengen. Er ruft den Herrn an und spricht: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ Er betet so, wie sein Herr sterbend gebetet hat. Und er spricht mit lauter Stimme: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“ Er betet, wie der Herr seine Verfolger behandelt hat, als er für sie betete. Er verzeiht seinen Mördern und Henkern und empfiehlt seine Seele dem himmlischen Herrn. So sterben die Zeugen Gottes.

Das Evangelium und die Epistel des heutigen Tages berühren einen traurigen Sachverhalt. Die Boten Gottes für sein Volk werden häufig nicht angenommen, sondern verfolgt und getötet. Der Grund für dieses Verhalten ist in der Ablehnung der Botschaft gelegen. Die Menschen, viele Menschen wollen sich von Gott im Ernste nichts sagen lassen. Sie bevorzugen eine Glaubens- und Sittenlehre, die ihnen eingeht, weil sie geringe Anforderungen an Verstand und Willen stellt. Man möchte irgendwie religiös sein, aber die Religion darf nichts kosten. Warum, warum, meine lieben Freunde, fallen in Südamerika Millionen Menschen zu den Pfingstkirchen ab? Weil diese die Religion billig machen. Die katholische Religion ist ihnen zu anspruchsvoll. Hier liegt der Punkt, an dem wir gefordert sind. Ein Inhalt der Glaubenslehre, der allen mühelos eingeht, kann nicht von Gott stammen, denn Gottes Wirklichkeit und Gottes Wirken sind erhaben über alles Denken der Menschen. Ebenso: Ein Inhalt der Sittenlehre, der fraglos akzeptiert wird, weil er keine Anforderungen stellt, ein solcher Inhalt kann nicht Gott zum Urheber haben, denn Gottes Heiligkeit erhebt Ansprüche an die Menschen, Ansprüche, die über eine billige Moral der Anpassung – wie sie auch in Mainz verkündet wird – hinausgeht. Wären die Werke Gottes nur so groß, dass sie von der Vernunft des Menschen leicht begriffen werden könnten, so wären sie eben darum nicht wunderbar, nicht göttlich zu nennen. Beugen wir uns, meine lieben Freunde, vor Gottes Weisheit und Gottes Willen in der Glaubens- und in der Sittenlehre. Sie haben uns die Freude geschenkt, dass wir den Willen Gottes erkannt haben, und sie heben uns über das Irdische hinaus. Sie führen uns in die Nähe Gottes, und da allein ist unser Friede und unser Heil.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Weissagung Simeons

01.01.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Heilige Geist hat den greisen Simeon in den Tempel geführt. Der Heilige Geist ruht auf ihm, und das ist der Geist der Prophetie. Darum hat sein Wort die Autorität göttlicher Offenbarung. Was hat ihm der Geist geoffenbart? Er hat ihm geoffenbart, dass er den Tod nicht schauen werde, ehe er den Messias gesehen habe. Und Gott steht zu seinem Wort. Derselbe Geist treibt ihn jetzt an, in den Tempel zu gehen zu der Stunde, in der das Jesuskind in den Tempel gebracht wird. Kraft seiner prophetischen Begabung erkennt er in diesem kleinen Kind sogleich den Messias und nimmt es voll Begeisterung und Seligkeit auf seine Arme. Die Verheißung, die er empfangen hat, ist erfüllt; jetzt kann er getrost sterben. Und er stimmt ein Lied an, einen Lobpreis Gottes, der seine Verheißung erfüllt hat. Er kann nun zufrieden heimgehen, denn er hat das Heil, das Gott für sein Volk gewirkt hat, nämlich den Messias, mit leiblichen Augen schauen dürfen. „Meine Augen schauen nun dein Heil, das du bereitet hast vor allen Völkern, als Licht zur Offenbarung für die Heiden und zur Verherrlichung deines Volkes Israel.“ Das sind prophetische Worte, denn sie enthalten die Universalität des Heiles. Das Heil, das der Messias bringt, ist nicht national jüdisch, das Heil, das er bringt, ist für die ganze Erde bestimmt, für die ganze Welt. Er ist der universale Heilsbringer. Das Heil, das Gott bereitet hat vor den Augen aller Völker, besagt: Auch die Völkerwelt (die Heiden) wird Zeuge des israelgesandten messianischen Heils sein, ja sie wird an diesem Heil teilhaben. Der prophetische Blick des Sehers greift über Israel hinaus. Er umfasst neben der unmittelbaren Gegenwart, nämlich der Ankunft des Messias, auch die fernere Zukunft. Er nimmt gewissermaßen die Erkenntnis vorweg, die den Bewohnern von Samaria geschenkt wurde, als Jesus durch diese Landschaft zog: „Dieser ist der Heiland der Welt.“ Das messianische Heil ist ein von Gott den Heidenvölkern gesandtes Licht. Es offenbart Gottes Größe, erleuchtet aber gleichzeitig ihren Sinn, sodass sie das gläubige Licht annehmen können. Christus kam als Licht in die Welt, in den verfinsterten Kosmos, und er ermöglichte es den Menschen, Kinder des Lichtes zu werden.

Simeon stellt eindeutig fest: Das Heil kommt aus Israel. Es macht Israel als Gottes auserwähltes Volk offenbar. Daher dient es zugleich zu dessen Verherrlichung. Das wird ein ewiger Ruhmestitel Israels sein, dass aus seiner Mitte der Erlöser erschienen ist. Daran ist nicht zu rütteln. Jesus war ein Jude. Insofern von ihm das Heil kommt, kann man sagen: Das Heil kommt von den Juden. Und das hat Jesus ausgesprochen in dem Gespräch mit der Samariterin am Jakobsbrunnen: Das Heil kommt von den Juden. Es hat Versuche gegeben, Jesus zu einem Nichtjuden, zu einem Arier zu machen. Der evangelische Theologe Emanuel Hirsch z.B. ist der Meinung, Jesus ist ein Arier gewesen. Adolf Hitler hat am 26. April 1922 erklärt, Christus sei unser größter arischer Führer – unser größter arischer Führer. Ja, wie ist dann sein Entstehen zu erklären? Es hätten germanische Truppen in Israel gestanden, und von ihnen hat sich einer mit Maria vereinigt. So ein Unsinn wird von ernstzunehmenden Leuten vertreten. Dagegen erhebt die Geschichte wie die Offenbarung Einspruch. Nach einem Segensspruch über Maria und Josef sagt Simeon der Mutter noch ein weiteres Wort, ein Wort über die Bestimmung ihres Sohnes: „Dieser ist bestimmt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel und

zu einem Zeichen, dem widersprochen wird. Dann werden offenbar werden die Gedanken vieler Herzen.“ In Jesus ist das Heil erschienen, und doch wird auch eine unheilvolle Wirkung von ihm ausgehen. Er ist in Gottes Ratschluss dazu bestimmt, dass sich an ihm die Menschen scheiden. Die einen werden an ihm Ärgernis nehmen, ihn ungläubig ablehnen und dadurch schuldig werden. Die anderen werden ihn gläubig annehmen und dadurch zur geistigen Auferstehung, zum Heil gelangen. Gegenüber Jesus gibt es nur entweder Ablehnung oder Annahme; es gibt keine Neutralität. Der Herr hat diese Voraussage Simeons bestätigt. „Meinet nicht, ich sei gekommen, den Frieden zu bringen, ich bin gekommen, das Schwert zu bringen.“ Er ist das von Gott aufgestellte Zeichen, das bei vielen Widerspruch hervorrufen wird, damit auf diese Weise ihr dem Willen Gottes widerstrebender Sinn offenbar werde. Gegnerschaft und Ablehnung, Trennung und Abfall von ihm sind keine normalen Vorgänge, sondern das sind verhängnisvolle Entscheidungen. Wir sollten uns darüber nicht leichthin hinwegtrösten unter Berufung vielleicht auf schuldlosen Irrtum oder auf überzeugtes Gewissensurteil. Nein, wir können gewiss nicht in die Menschen hineinschauen und wir können uns kein Urteil über ihr Verhalten gegenüber Jesus anmaßen, aber die Offenbarung unterrichtet uns von der Verfasstheit der Menschen: „Das Licht leuchtet in der Finsternis, aber die Welt erkannte ihn nicht. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Das ist die Verfasstheit der Menschen.

Dann wendet sich Simeon der Mutter Jesu persönlich zu: „Auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen.“ Was ist damit gemeint? Weil sie die Mutter des Messias ist, wird sie durch das Geschick ihres Sohnes mitgetroffen werden. Damit sind nicht etwa später sich einstellende Zweifel Mariens an der Messianität Jesu zu verstehen, es ist auch nicht auf die Verfolgungen zu beziehen, die Maria etwa wegen ihrer Mutterschaft zu erdulden gehabt hätte. Nein, das Wort Simeons vom Schwert, das Mariens Seele durchdringen wird, geht auf den Seelenschmerz, den sie als Zeugin der Ablehnung ihres Sohnes erleiden wird. Wie muss es ihr wehgetan haben, wenn die Zeugen seiner Wunder sagten: „Durch Beelzebul, den obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus“, wie muss es ihr wehgetan haben. Das Bild der Schmerzmutter empfängt durch die Weissagung Simeons seine ersten Umrisse. Viele hundert Jahre später hat ein begeisterter Jünger Jesu und Verehrer Mariens die Erfüllung der Weissagung Simeons auf seine Weise ausgedrückt.

„Christi Mutter stand mit Schmerzen
bei dem Kreuz und weint' von Herzen,
als ihr lieber Sohn da hing.
Durch die Seele voller Trauer,
seufzend unter Todesschauer,
jetzt das Schwert des Leidens ging.
Welch ein Weh der Auserkornen,
da sie sah den Eingebornen,
wie er mit dem Tode rang!
Sah ihn trostlos und verlassen
an dem blut'gen Kreuz erblassen,
ihren lieben einz'gen Sohn.“

Die Worte Simeons sprechen einen Gedanken aus, der zum Grundtenor des Evangeliums und des ganzen Neuen Testaments gehört: Jesus ist der von Anfang an von seinem eigenen Volk abgelehnte und verfolgte Messias, der in eine Welt der Bosheit und des Hasses eintritt. Sein Leben war kein Idyll. Das Ärgernis gehört wesentlich zur Person Jesu und zu seinem Evangelium. Warum? Das Auftreten Jesu war anders, als die herrschende Anschauung der Juden vom Messias erwartet hatte. Die meisten von ihnen hatten eine irdisch-politische Vorstellung vom Messias. Er wird die Fremdherrschaft der Römer brechen, er wird das „Schwein“ – nämlich die Römer bezeichnete man als Schwein, weil sie das Schweinefleisch aßen – aus dem Lande Palästina vertreiben; das war ihre Hoffnung. „Aber mein Reich ist nicht von dieser Welt“, sagt der Heiland. Damit wurde er uninteressant für die irdisch-politisch den Messias erwartenden Juden. Der wirkliche Messias musste für sie zum Ärgernis werden. Aber dieses Ärgernis entspricht dem Willen Gottes. Die Erscheinung Jesu soll den natürlichen

Menschen enttäuschen und zu heftiger Ablehnung reizen, denn dieser denkt die Gedanken des Menschen und nicht die Gedanken Gottes. Er lässt sich nicht durch die göttliche Wahrheit zur Umkehr bewegen. Nur die glaubenswilligen Menschen, sie kommen über das Ärgernis hinweg und erlangen dadurch das Heil. Jesus hat seine ausgesandten Jünger über die Aufnahme, die sie erfahren werden, nicht im Unklaren gelassen. „Betretet ihr ein Haus, so saget: ‚Friede diesem Hause!‘ Und wenn dort ein Sohn des Friedens ist, wird euer Friede auf ihm ruhen. Wenn nicht, wird er zu euch zurückkehren. Betretet ihr eine Stadt und man nimmt euch nicht auf, so geht hinaus auf ihre Straßen und sprecht: ‚Sogar den Staub, der sich an unsere Füße geheftet hat, den schütteln wir vor euch ab. Doch ihr sollt wissen: Das Reich Gottes hat sich genaht.‘ Ich sage euch: Sodoma wird es an jenem Tage erträglicher ergehen als jener Stadt.“

Man kann bedauern, man muss bedauern, dass die Botschaft Jesu, das Evangelium, die Heilslehre der von ihm gestifteten Kirche nicht allen Menschen eingeht, von ihnen angenommen wird und geliebt wird. Wie schön wäre es, meine lieben Freunde, wenn der ganze Erdkreis und auch nur dieser Ort sich um die Krippe, um das Kreuz, um den Altar versammeln würde. Wie wäre das schön, ergreifend, wenn nie Unverständnis, Ablehnung und Verwerfung die Botschaft des Herrn treffen würden. Soeben geht die Nachricht durch die Presse: In Spanien, in dem katholischen Spanien, bekennen sich $\frac{1}{4}$ der Bevölkerung zum Atheismus und zur Religionslosigkeit; und das nach 2000 Jahren Christentum – in Spanien. Gott hat es gewusst, dass es so geschehen wird, und er hat es gewollt. Schon die ersten Urkunden der Christusbewegung bezeugen es: „Dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird.“ Als der Messias geboren wurde und gelehrte Männer aus dem Osten ihm huldigten, da suchte sein Landesherr ihn zu töten. Als die Besessenen von den Dämonen befreit wurden durch Jesus, da sagten die Jerusalemer Schriftgelehrten: „Er hat den Beelzebul, den obersten der Teufel.“ Johannes, der Apostel, stellt am Anfang seines Evangeliums fest: „Das Licht leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht erfasst. Die Welt ist durch ihn geworden, aber die Welt hat ihn nicht erkannt.“ Und dennoch, meine lieben Freunde, es gab solche, die ihn aufnahmen und denen er die Vollmacht gab, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben, die nicht aus dem Blute, sondern aus Gott geboren sind.

Amen.

